WIDENER
HN JBGW W

Aus 39505.5
Coll. pl. 40
Aus 27.3

No 11450

Digitized by Google

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtor. **Landesmuſeum**
in Kärnten.

Redigirt von
Markus Freiherr von Jabornegg.

Achtundſechzigſter Jahrgang.

1878.

Klagenfurt.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Aus 39505.5
Aus 27.3

Harvard College Library
AUG 16 1916

Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Geſchichte und Geographie.

Seite

Hiſtoriſche Miscelle. Von J. C. H. (Ueber die 600jährige Zuſammengehörigkeit der Steiermark mit Oeſterreich) 36
Die wichtigſten Momente aus der Geſchichte des Stiftes St. Paul in Chronogrammen. Illuſtrationen zu der „Reihe der Aebte" von Beda Schroll. Von P. Maurus Peringer 198
Geſchichte der Folter. (Tortur.) Vortrag von A. R. v. Gallenſtein, gehalten im nat. hiſt. Landesmuſeum 201, 233
Mittheilungen aus dem Geſchicht-Vereine. Von G. (7 römiſche Inſchriftſteine) 222
Schloß Tanzenberg. Nach topographiſchen, hiſtoriſchen und landwirthſchaftlichen Kennzeichen dargeſtellt von M. J. 225
Die inneren Verhältniſſe der deutſch-öſterreichiſchen Länder im 16. und 17. Jahrhunderte. Auszug aus dem Vortrage des Herrn Gymnaſialdirectors L. Schmued im naturhiſtoriſchen Muſeum, am 7. December 1877 . 273
Mittheilung aus dem kärnt. Geſchicht-Verein. Von Jantu. (Römiſcher Inſchriftſtein) 280

Naturgeſchichte.

Culturgeſchichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei. Geſammelt von Guſtav Adolf Zwanziger . . . 11, 86, 157, 184, 214, 257
Die Petroleumfelder Nordamerika's. Von Prof. Hans Höfer. Auszug von G. A. Zwanziger 19
Die von Prof. Höfer in Spitzbergen und Nowaya Semlja geſammelten Verſteinerungen und Flechten. Von G. A. Zwgr. 38
Kleine Mittheilungen. (Zur Flora des Kanalthales.) 47
Campanula pyramidalis in Kärnten 48
Der Winter 1878. Von F. Seeland 102
Notiz. (Gelber Dolomit von Bleiberg) 104
Die Kohlen- und Eiſenerz-Lagerſtätten Nordamerika's, ihr Vorkommen und ihre wiſſenſchaftliche Bedeutung. Von Prof. Hans Höfer. Auszug von G. A. Zwanziger. 141
Seetiefen. Von R. K. 141
Ein ſeltenes Phänomen. Von R. K. (Regen von Fichtenblütenſtaub) . 148
Druck und Geſchwindigkeit eines Tornado. Von R. K. 172
Intereſſante Pflanzenfunde in Kärnten. Von M. B. Jabornegg . 176
Das Frühjahr 1878. Von F. Seeland 173
Formen der Hagelkörner. Von R. K. 212
Der Kaiſer Leopold-Erbſtollen in Bleiberg 249
Der Sommer 1878. Von F. Seeland 266
Claſſification von Tiefſee-Fiſchen 270
Die neuen Granatfunde in Lölling. Von F. Seeland 270

Seite

Noch zu löſende Aufgaben der Botanik in Kärnten. Von Guſtav Adolf Zwanziger . . . 286
Der Herbſt 1878. Von F. Seeland . . . 299
Elasmotherium . . . 304
Die Maulwurfsgrille. Von R. v. H. . . . 307

Vermiſchte Aufſätze:

Betrachtungen eines Ungelehrten über die deutſche Orthographie-Reform. Von Prof. Dr. A. R. . . . 1
Die wilden Frauen des Görtſchitzthales. Vom Caplane Franz Ivanetič . . . 33
Bericht über das naturhiſtoriſche Landesmuſeum 1877 . . . 39
Kärntner Kalenderſchau für 1878. Von G. A. Zwgr. . . . 46
Kleine Mittheilungen. (Kärnten in Brandt's Narrenſchiff) . . . 48
Eine Sagennotiz von der St. Sebaſtianer Umgebung. Von Franz Ivanetič . . . 65
Bücheranſchaffungen im naturhiſtoriſchen Landesmuſeum im Jahre 1877 . . . 66
Von den Sprachverderbern. Von C. V. Hauſer . . . 73
Die General-Verſammlung des kärnt. Geſchicht-Vereines . . . 97
Der Urſprung der Sprache nach dem gegenwärtigen Standpunkte der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft. Vortrag des Vereins-Archivars Johann B. Janku . . . 105
Die Pferdezucht in Oeſterreich-Ungarn. Von —z . . . 149
Schreiben von Prof. Alex Reyer in Graz hinſichtlich des Artikels: Von den Sprachverderbern . . . 150
Schreiben von Karl Freiherrn v. Hauſer . . . 152
Die höchſte Eiſenbahn der Welt. Von R. K. . . . 153
Ueber die Berechtigung des Spiritismus. Von Karl V. Hauſer . . . 177
Volksſagen vom wilden Mann. Von Franz Ivanetič . . . 182
Verzeichniß der dem kärnt. Geſchichtsvereine in den Jahren 1875 und 1876 zugegangenen Geſchenke und Ankäufe . . . 195, 243
Eiſen- und Bleipreiſe im erſten Halbjahre 1878 . . . 199
Getreidepreiſe im erſten Halbjahre 1878 . . . 199
Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe . . . 200
Kärntneriſche Sagen. 1. Die „neun Brünn" im Möllthale . . . 213
2. Von der Stadt Sala am Zollfelde. Von R. Waizer . . . 214
Volksſagen vom Ulrichs- und Diexerberg. Von Franz Ivanetič . . . 285
Literariſche Anzeige. Von Franz Freih. v. Herbert . . . 305
Kärntner Kalenderſchau für 1879 Von G. A. Zwgr. . . . 307
Eingeſendet. Von einem Mitglied des Geſchicht-Vereines . . . 309
Eiſen- und Bleipreiſe im zweiten Halbjahre 1878 . . . 311
Getreidepreiſe vom zweiten Halbjahre 1878 . . . 311
Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe . . . 312

Biographien und Nekrologe.

Johann Baptiſt Moro, penſ. ſtädtiſcher Steuer-Kaſſier in Klagenfurt. (Lebensbild). Von G. . . . 28
Adolf Ritter von Tſchabuſchnigg. Biographiſche Skizze. Von Paul Freiherrn von Herbert . . . 49

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 1 u. 2. Achtundſechzigſter Jahrgang. 1878

Betrachtungen eines Ungelehrten über die deutſche Orthographie-Reform.

Von Prof. Dr. A. R.

Unſere deutſche Rechtſchreibung iſt von allen Schmerzen einer Übergangszeit befallen. Zu vieles iſt ſchwankend geworden; manches davon geradezu unhaltbar. Das Wirrſal iſt hereingebrochen und von den älteren zu den neueren Bräuchen läuft alles, je nach den Privat-anſchauungen der Schreibenden neben und durcheinander. Selbſt die Orthographien der Volksſchulen ſtimmen nicht mehr zuſammen und gerade die ſtrebſamen Lehrer verzweifeln ob der inen von Jar zu Jar in homöopathiſchen Doſen zugemuteten Änderungen, die doch keine durchgreifende und conſequente Beſſerung bewerkſtelligen. — Das Publikum verhält ſich gegenüber der Orthographie-Reform im Ganzen gleichgültig, was bei einer noch nicht ſpruchreifen Sache vielleicht das allein wünſchenswerte iſt. Der Tagespreſſe ſteht es ebenſowenig an, ſich mit dieſer Frage eingehend zu befaſſen. Es würde jedoch zu iren nazionalen Obliegenheiten gehören, das Reformbedürfniß unſerer Recht-ſchreibung öfter zu betonen und das Publikum auf die Unausweichlichkeit einer ſolchen Reform freundlich und befürwortend aufmerkſam zu machen. Das tut nun die Tagespreſſe nicht, und wir unterlaſſen es, darob zu hadern. Das Vorgehen einzelner Blätter jedoch, iren Leſern in dieſer

Digitized by Google

Beziehung nur barockes oder barock ſcheinendes vor Augen zu bringen und zwar mit den alten Lettern und mit eingeſtreuten Fälſchungen, dazu noch one jeder erläuternden Regel, muß doch geradezu als ein verwerfliches Manöver gekennzeichnet werden. Kein Wunder, wenn die Anhänger der Reform nunmehr von der Tagespreſſe die Aufname auch irer Anſichten verlangen und wenn ſie dieſe, wie gewönlich, nicht erreichen, eigene Reformvereine und Reformblätter gründen.

Wir bedauern, daß derzeit in orthographiſcher Richtung mancher extreme Vorſchlag auftaucht. Änliches zeigt ſich wol wärend jeder Bewegung auf was immer für einem Gebiete und braucht den unentſchiedenen weder die Köpfe zu erhitzen noch die Herzen zu verkülen. — Wir können uns auf die Majorität unſerer Schulmänner und Sprachhiſtoriker verlaſſen, das nichts himmelſtürmendes vorfallen werde. Es handelt ſich höchſtens um etwas Bilderſtürmerei, nämlich um den Sturm gegen gewiſſe Lautbilder, wie man die geſchriebenen Worte nennen kann. — Derzeit plänkeln die erwänten zwei Körperſchaften ſcharf gegeneinander. Viele Schulmänner wollen, praktiſch wie ſie ſind, eine konſequente, möglichſt ausnamsloſe Vereinfachung der deutſchen Schreibung im Intereſſe der Schüler. Viele Hiſtoriker kämpfen, gelehrt wie ſie ſind, um Beibehaltung der Abſtammungs-Reminiszenzen im geſchriebenen Worte ſelbſt dort, wo das geſprochene Wort dieſelben längſt nicht mehr kennt. Sobald zwiſchen dieſen zwei Parteien ein Kompromiß geſchloſſen ſein wird, kann der ſchwierigſte Teil der Arbeit als bewältigt betrachtet werden. Gar ſo bald dürfte dieſer erſehnte Zeitpunkt doch nicht eintreten. Ein Kampf um Silben und Buchſtaben iſt bösartiger und langwieriger, als man meinen ſollte, und hat ſchon manches braven Mannes Herz gebrochen. Die Hiſtoriker erſcheinen mir dabei (und mögen ſie mir das verzeihen), als die Vertreter von Anen, Wappen und Vorrechten, die Schulmänner als die Streiter für das Volk und das für alle gleiche Recht. Der heutige Orthographiekampf ſcheint ein Reſt des durchaus noch nicht völlig geſchlichteten Haders zwiſchen Neuzeit und Mittelalter, zwiſchen den Bedürfniſſen des Gemeinlebens und den exkluſiven Anforderungen der Gelehrtenſtube. —

Das Publikum wird wärend der Zeit des prüfenden Streites und deſſen endlicher, theoretiſcher Löſung ganz unbehelligt bleiben, inſoferne ſich nicht einzelne aus eigenem Antriebe beteiligen. Dann wird der Augenblick kommen, wo eine energiſche, deutſch empfindende Regierung, nach Anhörung irer Vertrauensperſonen unter den Fachmännern, von

Digitized by Google

den Reformvorſchlägen das ir paſſende aufnehmen und als logiſches Ganzes in die Schule einfüren wird. Nunmehr erlernt die Jugend die neue Orthographie neben der alten; begreiflicher Weiſe die erſtere als Hauptgegenſtand und wärend der überwiegenden Zal von Unterrichtsſtunden. — Das Publikum wird in dieſer zweiten Epoche ebenſowenig, wie früher, in ſeiner Schreibgewonheit geſtört ſein; es wird aber hie und da bei den eigenen Kindern Neues zu ſehen bekommen, die konſervativen Mütter nicht one Unmut; ſie werden ſich aber gleich den Anderen in die verſchiedene Form einleben. Das Schreibgeſchäft, ſei es nun das der Regierungen oder jenes der Privaten, wird Jar um Jar einen Zuwachs von Schreibern gewinnen, die darauf abgerichtet ſind, beiden Zeit und Geld zu erſparen. Hinterher kommt dann bald die ſchon völlig umgewandelte Generation ans Ruder, welche bereits ſtaunen wird über die Unbeholfenheit von Druck und Schrift unſeres Jarhunderts. — Man braucht ſich übrigens nur der Raſchheit zu erinnern, mit welcher wärend unſeres Gedenkens das Dezimalſyſtem in Münze, Maß und Gewicht zur Anname gebracht wurde, um den Unfug zu beurteilen, der von mancher Seite mit der Drohung des Volkswiderſtandes gegen jede Reform der Orthographie getrieben wird. — Die ganze Frage hängt am Ende nur von der Entſcheidung der Regierungen ab, die nichts one reiflicher Erwägung all der für und wider ſprechenden Umſtände zu tun pflegen, und ſtets das konſervative Intereſſe, wo es nur ein Titelchen von Recht aufweiſt, berückſichtigen. —

Daß die Adelung'ſche Zeit nicht die rechte Zeit war, eine Reform der deutſchen Orthographie zum gedeihlichen Abſchluſſe zu bringen, giebt derzeit wol Jedermann zu. Der Verfall des deutſchen Volkes durch den dreißigjärigen Krieg war noch nicht überwunden. Die angewandten Mittel waren plump und unzureichend. Der radikale Verſuch eines großen Mannes jener Zeit war allzu abſonderlich. In unſerem Jarhundert hat zuerſt wieder der deutſche Lehrerverein in St. Louis (Amerika) Anſtöße gegeben zu einer durchgreifenden Vereinfachung der deutſchen Schreibweiſe. Auch dieſer Verſuch mußte mißlingen, weil man den Wert der beſtehenden Buchſtaben vielfach änderte und ſogar die grammatikalen Formen nicht achtete, kurz, weil man wieder im Radikalismus weit über das Ziel hinausſchoß. Doch machte ſich ſeit jener Zeit überhaupt eine ſtetige Bewegung im Schreibebrauche des Volkes bemerkbar, welche vor Allem gegen die Dehnungsbuchſtaben gerichtet war und auch manche konſonantiſchen Unbilden angriff. Dieſe Bewegung

Digitized by Google

war und blieb zuſammenhanglos und ungeregelt, weil die berufenen Leute ſie ſich ſelbſt überließen, als wollten ſie das Chaos beſchleunigen, um dann widerſtandlos den Neubau auffüren zu können. Das Chaos iſt allerdings hereingebrochen. Dieſer Zuſtand iſt allerorts anerkannt und beklagt. Nur derjenige, welcher ſich in Bezug auf Orthographie um alle übrigen nicht kümmert, kann der Anſicht ſein, richtig und dem allgemeinen Gebrauche gemäß zu ſchreiben. Selbſt Lehrer wiſſen nicht mehr, was richtig iſt, und einen allgemeinen Gebrauch giebt es nicht mehr. Ein ſolcher Zuſtand verunehrt eine große Nation, denn er zeugt gegen deren Selbſtbewußtſein und Selbſtachtung. Weniger ſchlimm iſt eine ganz veraltete, aber feſtſtehende Orthographie, wie die franzöſiſche und engliſche, als eine außer Rand und Band gekommene, weder hiſtoriſche, noch phonetiſche Schreibung, gleich der jetzigen deutſchen. — Die Lehrer der Volksſchulen haben die beſte Gelegenheit Erfarungen zu ſammeln über die Zeit und die Mühe, welche auf Erlernung der jetzigen deutſchen Rechtſchreibung vergeudet und dazu noch mit dem Mißerfolge vergeudet wird, daß Millionen von Schülern ſich darin nie ſicher fülen und bei nicht täglicher Übung das Erlernte unſagbar ſchnell wieder vergeſſen. Man betrachte nur unſere Dienerſchaft, unſere Kleinbürger, ja ſelbſt eine Anzal unſerer Frauen, nicht zu gedenken der Bauern und Arbeiter. —

Die orthographiſche Konferenz, welche im Frülinge 1876 in Berlin tagte, ſollte auf den Wunſch der deutſchen Regierung neue feſte Normen ſchaffen. Das ganze Ergebniß derſelben war die Umwandlung aller deutſchen th in einfache t, die Abſchaffung eines Bruchteiles der ſtummen h, und eine veränderte, aber kaum verbeſſerte, Schreibung der s-Laute. Die Zerfarenheit der Fachmänner ſpiegelte ſich in der Kümmerlichkeit und Unlogik der neuen Satzungen. Wir halten uns, da wir noch nichts beſſeres haben, an die Beſchlüſſe dieſer Konferenz. — Der eine gründliche Reform anſtrebende Teil der Lehrerſchaft war empört, und jener kleine Teil des Publikums, welcher für die Wichtigkeit der Sache offenen Sinn hatte, empfand gleich jenen Lehrern. Der Gegenſchlag erfolgte. Unter des Gymnaſial-Leiters, Dr. Frikke's, Leitung bildeten ſich Vereine in Deutſchland und in den von Deutſchen bewonten Nachbarländern zur Förderung der Orthographie-Reform auf lautlicher (phonetiſcher) Baſis. Das Loſungswort dieſer Reformer iſt: Nur eine große, ausgiebige Anſtrengung, die für die nächſten Par Jarhunderte genügt, verlont der Mühe! — Ein eigenes, wolfeiles Monatheft, „die Reform“,

wurde als Organ des Zentral-Vereines zur Einführung einer einfachen, deutſchen Schreibung gegründet, deſſen Herausgeber Herr Dr. Frikke in Wiesbaden, deſſen Verleger Buchhändler J. Kühtmann in Bremen iſt, bei welchem man auch abonnirt. Die in dieſem Organe nach und nach zur Entwicklung und Anwendung kommenden neuen Regeln ſind zwar ſehr radikal, aber einfach und logiſch. In der letzten Nummer findet ſich die Behauptung, daß „die Reform" ſtets größere Verbreitung finde und bereits eine Macht geworden ſei, mit welcher man rechnen müſſe. Die Zeit wird lehren, ob ſich dieſes ſtolze Wort bewarheite. Wir wünſchen es, inſoferne dieſes Organ eine Triebkraft iſt, welche viele Menſchen zu erfaſſen geeignet ſcheint. Wir ſtimmen auch mit deu *meiſten* ſeiner Theſen überein, one deßhalb an die kumulative Durchfürbarkeit derſelben gegenüber der heutigen Generation zu glauben. Den Sieg *aller* Theſen möchten auch *wir* nicht erleben, weil ſich deren darunter befinden, welche die Konſonant-Verhärtungen im Auslaute der Worte, wo ſie am ſchrillſten klingen, aber den norddeutſchen Mundarten eigentümlich ſind, gegenüber den weichen Auslaut-Konſonanten der meiſten, wenn nicht aller ſüddeutſchen Mundarten zur Geltung zu bringen ſtreben. Dieſes würde eine verſchlechternde Änderung der Ausſprache vieler in Süddeutſchlaud noch wolklingender Worte und eine Spaltung der deutſchen Orthographie in einen ſüdlichen und einen nördlichen Zweig zu Folge haben. Wir kommen ſpäter nochmals ausfürlich und mit erläuternden Beiſpielen auf dieſen heiklen Punkt zurück. Einſtweilen mögen „Bat" ſtatt Bad, „Rink" ſtatt Ring, „Grass" ſtatt Grās, „leiss" ſtatt leis genügen.

Werfen wir nur einen Blick auf einige Orthographien Europa's. — Die *Engländer* und *Franzoſen* leiden faſt unheilbar an den Übelſtänden irer Orthographien, welche man hiſtoriſche zu nennen beliebt und eigentlich altertümliche oder *veraltete* nennen ſollte. Bei der ſo weit vorgeſchrittenen Abſtumpfung irer grammatikalen Formen würde die Einfürung einer phonetiſchen Schreibart ſo grundverſchiedene Wortbilder zu Tage fördern, daß dieſe beiden Nationen kaum die Kraft in ſich fänden, jene neuen ſtatt der altgewonten Bilder zu ertragen. Wer, wie die Engländer, dahin gelangt iſt, ein Wort, das etwa wie näbröd lautet, als neighbourhood, oder, wie die Franzoſen ein Wort, das äm lautet, als aiment zu ſchreiben, gelangt, kaum mehr zurück zur einfachen Natürlichkeit. Die laokoontiſchen Anſtrengungen Englands, ſeine Orthographie naturgemäß zu geſtalten, machen in

Digitized by Google

irer Erfolgloſigkeit den Beobachter ſchaudern. — *Italiäner*, *Spanier* und *Südſlaven* haben, die erſteren ſeit Jarhunderten, die anderen in unſerer Zeit mit der Tradition, mit dem Vergangenen und Erſtorbenen in iren Orthographien gebrochen und ſchreiben alle phonetiſch, teilweiſe noch mit breiten Zeichenkombinationen für einfache Laute als: gl, ll, gn, sc, sch, ch. Die Werte der einzelnen Lautzeichen und Lautzeichen-Kombinationen gelangen aber *ausnamslos* zu Gehör. In keinem Worte findet man verſchwiegene Buchſtaben oder Buchſtaben-Vereine. Beiſpiele ſolcher phonetiſch geſchriebener Worte ſind: ital. ruggiada, span. ruciada, sloven. rosa, deutsch Tau; it. ragazzo, sp. muchacho, sl. dečak, dt. Knabe; it. bellezza, sp. lindeza, sl. krasota, dt. Schönheit. — In Bezug auf *Lautzeichen* ſind die ſüd-ſlaviſchen Orthographien allen überlegen. Laute, die ſonſt noch allenthalben mit mehr als Einem Buchſtaben verſinnlicht werden, haben dort einfache Zeichen. Das weiche und ſcharfe sch und das tsche werden mit den Zeichen ž, š und č anſchaulich gemacht — eine weiſe Oekonomie! — Im ſpaniſchen und ſüd-ſlaviſchen findet man in der Schrift auch *nirgend* eine Konſonanten-Verdopplung, obgleich die Mitlauter nach kurzem Vokale ebenſo ſcharf tönen, als die unſrigen, was überhaupt die Entbehrlichkeit ſolcher Verdopplung zu beweiſen ſcheint, ſobald die Völker ein feines Gehör für vokale Kürzen und Längen haben. Die Italiäner und Spanier haben, wie gezeigt wurde, *phonetiſche* Orthographien. Beide ſind aber Völker, deren jedes *zalreiche* und ſehr abweichende *Mundarten* beſitzt, gerade ſo wie dieß beim deutſchen Volke der Fall iſt. Trotzdem haben ſie die einheitliche phonetiſche Orthographie irer Schriftſprachen allenthalben zur Geltung gebracht. — Italiäner und Spanier ſind auch Völker, welche eine *alte*, *glänzende Geſchichte* beſitzen, gleich dem deutſchen Volke; ja ſie ſind faſt allzu hochmütig auf ire altrömiſche Abſtammung. Und dennoch iſt all das altrömiſche aus iren Schriften verſchwunden, was beim Sprechen dem Ore nicht mehr klingt. Italiäner und Spanier ſind eben praktiſche Völker, bei denen ſelbſt die Gelehrten die Gelehrſamkeit nur dort walten laſſen, wo ſie hingehört. — Uns Deutſchen wird jedoch, den angefürten Beiſpielen zum Trotze, gepredigt, eine phonetiſche Schreibung würde den Zerfall der Einheit unſerer Schriftſprache herbeifüren; überhaupt ſei es unpatriotiſch und pietätlos nur daran zu denken, unſere altehrwürdige Schreibweiſe der bloßen Kürze und Bequemlichkeit halber zu ändern! — Aus *Pietät* ſollen

wir nicht sprüen ſchreiben ſtatt sprühen; für Saat aussträuen iſt uns jedoch säen erlaubt; aber näen ſtatt nähen dürfen wir wieder nicht ſetzen. Solche An- und Einwürfe werden uns nimmer überzeugen, wenn auch noch ſo viel Geiſt und Gelehrſamkeit auf die Herſtellung eines Beweisphantomes verwendet wird. Witzelnde Abfertigungen oder olympiſche Entſcheidungen verfangen am allerwenigſten.

Wir ſchulden unſeren deutſchen Sprachhiſtorikern wärmſten Dank für die Aufdeckung der Quellen unſerer Sprache, für die Läuterung und Erklärung unſerer alten und mittleren Sprachdenkmale, für die Würdigung unſerer Mundarten, für die Aufſtellung der Geſetze der Sprachwandlungen im Laufe des Jarhunderte und für noch vieles andere. Sie ſcheinen ſich aber nebenher die Arbeit aufzuerlegen, die Wäſſer gegen die Quellen zurückzuſtauen, indem ſie nicht bloß ſchwankendes wieder in Stand zu ſetzen ſtreben, ſondern bereits unkenntlich gewordenes reſtauriren und todtes zu neuem Leben erwecken wollen. — *Wir Süddeutſchen*, beſonders wir Älpler, werden den deutſchen Sprachhiſtorikern am Ende unſchwer Heerfolge leiſten können, wenn ſie die Beibehaltung der ſtammhaften h (ste-hen, steht; ge-hen, geht; Re-he, Reh; Gewei-he, Geweih) und gewiſſer e nach i, als unerläßliche Dinge fordern. Wir brauchen nur unſerer Mundarten eingedenk zu ſein, um ſolche *ſtammhafte* h, obgleich ſie in der Sprache der Gebildeten nicht mehr lauten, als ch, g oder w in den oberdeutſchen Mundarten wiederzuerkennen z. B. mundartlich: d'Rech (die Rehe); segn's (ſehen Sie); ruawi (ruhig). — Die Anſprüche gewiſſer verſchollener e *nach* i auf Komparſen-Rollen begreifen wir auch (wenngleich wir ſie nicht beifällig anerkennen), ſobald wir der in unſeren Mundarten noch heute lautenden Diphthonge uns erinnern, welche den fraglichen ie zu Grunde liegen, als: Liab (Liebe); Diab (Dieb); Liad (Lied); ziach oder ziag (zieh'). — Wie ſollen aber *Norddeutſche* eine Berechtigung dieſer h und e erkennen, deren niederdeutſche Mundarten mit der heutigen Schriftſprache in Bezug auf die erwänten Buchſtaben nichts zu ſchaffen gehabt haben und haben? Sie ſind zum auswendig lernen verdammt und ſind ſie keine Tagſchreiber, ſo iſt zu wetten, daß ſie die ſo geſchaffenen Ausnamen nicht viele Jare im Kopfe behalten. — Aber auch der Süddeutſche wird unwirſch, wenn er in ſeiner Mundart nichts mehr entdeckt, was einen h— oder e— Schatten vortäuſchen könnte und doch der imperativen Anforderung begegnet, dieſes h oder e einzuſchreiben.

Wenn er von den Hiſtorikern auch noch ſo oft hört, daß es **gerade zu unmöglich** ſein, das Wort Ähre one h zu ſchreiben, weil es von A-hir abſtamme, und weil das h dort ein ſtammhaftes ſei, ſo wird er unwillig antworten: Ich höre dieſes h nicht, wenn ich Ähre ausſpreche; Ähre lautet mir ganz wie Äre; das h von Äh-re ſteht heutzutag an der Stelle der Dehnungs-h, nämlich im Sylben-Auslaute; die Dehnungs-h haben aber zu fallen: das h von Ähre iſt mithin zu tilgen und zwar nach dem Geſetze der Analogie, das die Sprachgelehrten ſelbſt aufgeſtellt haben. —

Es herrſcht die (vielleicht wenig begründete) Meinung unter den Ungelehrten, daß eine dem Volke annehmbare und warhaft leiſtungsfähige Orthographie, dem **Sprechgebrauche** der Gebildeten vor allem Rechnung tragen müſſe, um leicht faßlich und zugleich haltbar zu ſein. Unſere jetzige Schreibweiſe iſt das Gegenteil von dem, was man zu verlangen berechtigt iſt. — Eine neu geregelte, aber vorzugsweiſe **hiſtoriſch** geregelte Orthographie würde zwar Beſſerung des Wirrſals, aber dem Volke keine Heilung bringen. Eine Anweiſung auf die langſam fortſchreitende Aſſimilirarbeit der nächſten Jarhunderte, wie ſie uns der treffliche und hochgelehrte Schleicher gab, würde von unſerem Geſchlechte nicht honorirt, ſelbſt wenn es daran glaubte, daß ſolch eine Arbeit zu gedeihlichem Ziele füren könne. Die rürige, haſtende, materielle Gegenwart zerſtört ſolche Träume des Idealiſten, wie Spinneweben. Sie will raſch ſchaffen und braucht dazu die entſprechenden Werkzeuge. Es wird nichts übrig bleiben, als das Fundamental-Werkzeug für unſeren geiſtigen Verkehr auf ſchnelle und wolfeile Arbeit herzurichten d. h. möglichſt phonetiſch zu geſtalten und die Vergangenheit nur ſo weit zu berückſichtigen, als ſie noch ſinnlich faßbar in die Gegenwart hineinragt. Was leiſten dem engliſchen und franzöſiſchen Volke all die angelſächſiſchen und altrömiſchen Runen, welche unverſtanden ſelbſt von der Mehrzahl der Gebildeten, deren Schrift und Druck überwuchern? Möge ein freundliches Geſchick uns ermöglichen, in nicht ferner Zeit unſeren Sprachgelehrten auch noch für das Verdienſt der Selbſtverläugnung danken zu können, welche ſie ſich im Intereſſe für das praktiſche Bedürfniß ires Volkes auferlegt haben. Wir werden ſie darum nur noch höher achten, und ſie ſelbſt werden die Luſt an iren nach **allen** Richtungen hochintereſſanten Arbeiten nicht verlieren wenn das inen vorſchwebende Ideal, die Sprache **gegen** ire Strömung auf längſt verlaſſene, wenn auch ſchönere Standorte zurückzudrängen, ſich in der deutſchen Orthographie nicht ganz erfüllen ſollte. —

Digitized by Google

Uns ſcheint die Anſicht derjenigen voll berechtigt, welche von einer Orthographie, die ſie hiſtoriſch nennen ſollen, verlangen, daß ſie fort und fort die Zeit darſtelle, der ſie angehört. Lautet ſie zu irer Zeit anders, als die Menſchen ſprechen, ſo hat ſie aufgehört hiſtoriſch zu ſein; ſie iſt nur veraltet geworden. Dieſer Zuſtand tritt bei jeder Orthographie im Verlaufe eines Jartauſends wiederholt ein. Nachdem eine Stagnation länger oder kürzer gedauert, kommt neuerdings verjüngende Bewegung, welche auch in der Schreibweiſe dem Leben der Gegenwart zu ſeinem Rechte verhilft. Spanier und Slaven, teilweiſe auch die Holländer, haben in unſerer Zeit davon Zeugniß abgelegt. In dieſem Sinne iſt die italiäniſche Orthographie eine hiſtoriſche und phonetiſche zugleich. Ire Monumente und Schriftſtücke vom Jare 1000—1300 zeigen noch Schreibungen, wie: eo abbo (io ho); hat ricibidu (ha ricevuto); hant (hanno); est (e); et (é); domna (donna); justu (giusto); dictu, factu, sanctu, nocte (detto, fatto, santo, notte). Das Latiniſiren des damaligen italiäniſch iſt klar. Die Trecentisti und Secentisti, Dante und Bembo haben die ital. Orthographie, unter Beibehaltung alter Zeichenkombinationen für einige einfache Laute, nach der Ausſprache der Gebildeten umgeformt. Seitdem hat ſich die ital. Schriftſprache kaum verändert. Die Accademia della Crusca zu Florenz hielt die Sprache lang in irem Banne. Erſt in der Neuzeit gelangte der Einfluß der reichen und teilweiſe ſchönen Mundarten Italiens wieder mehr zur Geltung und die Einfürung brauchbarer Worte aus denſelben kam in Aufſchwung, am auffallendſten in den ſatyriſchen Gedichten des Toskaners Giusti. Die italiſche Orthographie aber genügt noch vollſtändig den Anforderungen der Gegenwart, ein Beweis, daß eine gründlich reformirte Schreibweiſe etliche Jarhunderte vorzuhalten vermag. —

In Deutſchland, welchem die Hauptrolle in Bezug auf die beſprochene Reform zufällt, haben deren Freunde die Hinderniſſe wol erkannt, welche ſich irem ſo berechtigten Streben entgegenſtellen, eine leicht faßliche und auf die Dauer feſtzuhaltende, von einfachen, durch viele Ausnamen nicht illuſoriſch gemachten Regeln beherrſchte Schreibweiſe einzufüren, welche den Sprechlaut der Gegenwart möglichſt genau wiedergibt, mithin vorzugsweiſe phonetiſch beſtellt iſt. Dieſe Hinderniſſe aufzuzälen, verſchieben wir auf eine gelegenere Zeit. Dieſelben liegen weit weniger in der Unluſt und dem Widerſtande des Volkes, als in der Gegnerſchaft Einzelner, welche an der Erhaltung des Alten ein

Digitized by Google

manchmal ſogar ideales Intereſſe haben. — Daß die radikalen Reformer iren Widerſachern den Rücken gekehrt, iſt erwänt worden. Sie haben an das Volk apellirt, da inen mit einer Anerkennung im Prinzipe und der tatſächlichen Verſchleppung der Reform für ein Jarhundert weniger gedient iſt. Aber auch ſie ſind noch nicht am Ende irer Verſuche und keineswegs gewillt, die Sache zu überſtürzen. Uns gefällt die ruhige Haltung und der gemäßigte Ton ires Blattes gegenüber den manchmal recht gereizten und hämiſchen Ausfällen irer gelehrten Gegner und der elenden Witzeleien unwiſſender Soldſchreiber. Das Stadium der Verſuche dürfte noch mehrere Jare dauern. —

Zum Schluße dieſes einleitenden Artikels wollen wir beiläufig das Erſparniß berechnen, welches die Orthographie-Reform bringen muß, wenn ſie einſt ſo weit gediehen iſt, daß alle unnötigen Doppelkonſonanten und alle ſtummen h und e beſeitigt ſind, und die Laute ch und sch jeder nur mehr mit einem einzigen, einfachen Zeichen geſchrieben werden. Zu dieſem Zwecke haben wir 100 Seiten eines Druckwerkes des laufenden Jares, die Seite im Durchſchnitte zu 30 Zeilen und 1500 Buchſtaben, neuartig umſchreiben laſſen, und nach aufmerkſamer Zälung der einzelnen Veränderungen gefunden, daß man auf dieſen 100 Seiten wenigſtens 1930 Konſonantzeichen, 2520 ſtumme e, 1610 ſtumme h, 2690 Zeichen beim ch und 2140 beim sch, alſo in etwa 10900 Buchſtaben d. h. mehr als 7 Druckſeiten erſpart. Sieben Druckſeiten bilden etwa den vierzehnten Teil von hundert Seiten, wornach ſich die Zeit- und Gelderſparung wenigſtens auf 7 Percent anſchlagen läßt. Sie ſcheint mir nahezu Eine Stunde (0·8) von 10 Schreibſtunden zu betragen, und ſteigt gewiß auf einige Millionen Gulden beim järlichen Bücherdrucke Deutſchlands. So viel über das materielle Moment. — Weit mehr gelten uns doch die ſittlichen Momente: das Leſen- und Schreibenlernen unſerer Kinder in der halben Zeit; die Verwendung der gewonnenen Zeithälfte zum Erlernen praktiſch-nützlicher Dinge, welche einen Selbſtzweck bedeuten; die Ermöglichung einer ſolideren Bildung der unteren und unterſten Volksſchichten, eines der dringendſten Bedürfniſſe unſerer Zeit. Unter den moraliſchen Momenten auch die Behebung des Spottes der Ausländer über unſere Schwerfälligkeit, die Erleichterung der Erlernens unſerer Sprache für die Fremden, die weitere Verbreitung unſerer Literatur und das Wachſen unſeres Anſehens bei den Kulturvölkern wage ich, als allzu ideal, kaum anzubeuten.

Digitized by Google

Um aber klar zu machen, wie weit einerſeits die radikale Reformpartei ausgreift, wie weit anderſeits unſere Sprachgelehrten zu gehen vorhaben, ferner welche Erfolge innerhalb der nächſten 10 Jare möglich oder warſcheinlich ſind, und endlich wie ein Neubekehrter es angehen ſoll, um bequem die neue Schreibung ſich anzueignen, würde ich in ein Par folgenden Aufſätzen jeden dieſer Punkte einzeln beſprechen, für den Fall, daß dieſer erſte Artikel, wenn auch nur einem kleinen Kreiſe, einige Anregung gebracht haben ſollte. —

Culturgeſchichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei.

Geſammelt von Guſtav Adolf Zwanziger.

XXIX. Irrgärten.

Die Labyrinthe ſind aus der Mode gekommen. Delille ſagt darüber, es ſeien künſtlich angelegte Wege und Alleen, die ſich auf tauſenderlei Arten vereinigen und den Spaziergänger verwirren. Oft ſieht man ihn auf dem gleichen Wege wieder zurückkehren, während er glaubt, dem geſuchten Ausgange näher zu kommen. In den alten Gärten waren die Irrgärten durch Hecken von Hagebuchen (ſpäter aus Flieder und Lebensbäumen) gebildet und zeigten eine regelrechte Gliederung. Verſailles und Choiſy le Roi galten als Muſter.

XXX. Zur Geſchichte der Botanik in Oſtindien.

Die Pflanzenwelt Oſtindiens war ſchon frühzeitig Gegenſtand gelehrter Studien, wovon das in Amſterdam zwiſchen 1686 und 1703 erſchienene lateiniſch-botaniſche Werk in 12 Foliobänden mit 794 Kupferſtichen von Herrmann v. Doulp zeigt. William Roxburgh und John König ſtifteten 1786 zu Madras eine Geſellſchaft zur Beförderung der Botanik. Roxburgh wurde 1793 der erſte Aufſeher der botaniſchen Gärten zu Calcutta. Er veranlaßte die Anfertigung von 2000 colorirten Zeichnungen von Pflanzen, wovon ein Theil in drei Bänden zwiſchen 1795 und 1816 unter dem Titel: The plants of Coromandel veröffentlicht wurde. Roxburghs Flora indica erſchien in drei Bänden zwiſchen 1820–1832. Einer ſeiner Nachfolger im Amt, Nathaniel

Wallich, machte ſich durch größere botaniſche Sammlungen und ſein Werk: Plantae asiaticae rariores (1832) ſehr verdient. William Griffith war der hervorragendſte Botaniker in Bengalen. Er ſtarb 1845 und hinterließ eine Flora Indiae. Sein ſchriftlicher Nachlaß wurde auf Anordnung der Regierung von Bengalen herausgegeben.

1779 gründete Jabita Khan zu Sacharunpore einen öffentlichen Garten, zu deſſen Erhaltung ſieben Dörfer beſtimmt waren. 1823 ließ Lord Haſtings dieſe Anſtalt in einen botaniſchen Garten von 400 Acres umgeſtalten, wozu ſpäter eine Baumſchule kam. Der erſte Aufſeher Dr. Forbes Royle gab die Illustrations of the botany of the Aymatayan Mountains heraus. Er wies unter anderem nach, daß die indiſchen Seen oft mit einem Filz von Pflanzen überdeckt ſind, ſtark genug, daß das Vieh darauf graſen kann. An der Spitze der Botaniker von Madras ſteht Dr. Wight, der Verfaſſer des Prodromus florae peninsulae Indiae orientalis, eines ausgezeichneten Werkes. Von der Flora indica der Drn. Hooker und Thomſon, welche alle botaniſchen Forſchungen in Indien enthalten ſoll, erſchien 1855 der erſte Band. Dr. Hooker ſteht übrigens im Begriffe, eine Flora von Britiſch-Indien mit 12000 Beſchreibungen in 4 Bänden herauszugeben. (Nach A memoir on the Indian surveys, by Clements R. Markham. London, beſprochen in den Mittheilungen der Wiener k. k. geograph. Geſ. 14. Band, 1871, S. 531–532).

XXXI. Die Culturpflanzen der libyſchen Wüſten-oaſen.

Gerhard Rohlfs Werk: Drei Monate in der libyſchen Wüſte. V. Anſchluß. Mit Beiträgen von P. Aſcherſon, W. Jordan und K. Zittel. Caſſel, Theod. Fiſcher, 1875. 8°, gibt eine intereſſante Schilderung der wilden Vegetation und der Culturpflanzen in der wenig betretenen Oaſe Dachel und der ausgezeichnet naturgetreuen Pflanzenabbildungen in Steindruck. Der Hauptfruchtbaum dieſer Oaſen iſt die Dattelpalme, deren ſchlanke Stämme die Photographie Nr. 3 zeigt. Allgemein verbreitet ſind ſüße und bittere Orangen, Limonien, Citronen, Nabak, Aprikoſen, Granatäpfel, Stachelfeigen, Feigen und Maulbeeeren. Weniger häufig ſind Weinſtock, Pfirſich, Apfel, die rundblätterige fremdartige Cordia myxa uud Sykomoren. Die Sſant-Acacie (Acacia nilotica) bildet hier Stämme von 4—5 Meter Umfang.

Lichtbild 13 ſtellt einen ſolchen Rieſenbaum dar. Das Gartenland unter den Bäumen wird in der Regel zum Anbau von Berſum-Klee (Trifolium alexandrinum) benutzt. Von Getreide baut man Weizen, Gerſte und Reis, weniger Durrah (Sorghum vulgare) und Duchn (Penicillaria spicata). Gemüſe ſind die gleichen wie im Nilthale Von Zierpflanzen exiſtiren in den Oaſen nur wenige Roſenſträucher in den Gärten der Reichſten. Unter den wildwachſenden Pflanzen iſt die auffallendſte der ſeltſame Giftbaum Oſchar (Calotropis procera A. Ser.) mit breiten graugrünen Blättern. Ziemlich häufig iſt der Kapernſtrauch Maerua crassifolia Forsk., ſelten Sodada decidua. Verbreitet ſind mehrere Tamarisken und die Zwergacacie Prosopis Stephaniana. Abgebildet ſind Fagonia arabica L., Anabasis articulata Moq.-Tand. Cornulaca monacantha Del., Calligonum comosum L'Hér, Aristida plumosa L., Alhagi manniferum Desv., Zygophyllum album L, Calotropis procera A. Br., die blau blühende, ſehr giftige Scopolia mutica Dun. und die Crucifere Schouwia arabica Dc. mit durchwachſenen Blättern. Die Unkräuter im Getreide ſcheinen anzudeuten, daß die Beſiedlung der Oaſen und die Einführung des Weizens, der Gerſte und des Oelbaumes *nicht vom Nilthale, ſondern von der Nordküſte Afrika's* aus erfolgt ſein müſſe.

XXXII. Breter als Geld.

Auf der Inſel Chiloë im ſüdlichen Chili nimmt ein armer Chilote, wenn er beim Bäcker oder Krämer einige ſeiner Lebensbedürfniſſe einkaufen will, ſo viele *Alerzo-Breter* (von Fitzroya patagonica, einer Conifere) auf den Kopf als er Cuarticos (etwa zu 5 Kreuzer), verausgaben will, geht damit zum Kaufladen, empfängt ſeine Waare und legt dafür ſeine Breter, nachdem ſie vom Krämer zuvor unterſucht, ob ſie echt, d. h. nicht zerſprungen ſind, in die Geldcaſſe des Krämers, nämlich auf den Haufen zu den anderen Bretern. Der Krämer aber wechſelt ſein Holzkapital beim Holzhändler in klingende Münze um. (Ausland, 21. Mai 1877, Nr. 21, S. 419.)

XXXIII. Blumenallegorien in alten Handſchriften.

Die Handſchrift des Gudrunliedes in der Ambraſerſammlung zu Wien iſt mit vielen Randzeichnungen, meiſt von *Blumen* und Thieren geziert. Zwiſchen dieſen und dem Texte läßt ſich häufig eine Beziehung

Digitized by Google

finden, die nur deswegen nicht immer klar hervortritt, weil uns die ſymboliſche Bedeutung der Blumen nicht ſo bekannt iſt. Den Anfang jeder Aventiure ſchmückt eine ſchöne Zeichnung am Rande. Es findet ſich u. a. bei der Aventiure „Wie Herwig und Ortwein wider zu dem hern kommen", wo Herwig die Kunde von Gudruns ſchmachvoller Lage bringt, worauf Alle zu weinen anfangen, ein fliegender Vogel und darunter eine Rebe mit Trauben (nach dem bekannten Volksglauben bedeuten Trauben Thränen); bei der Aventiure „Wie Hartmuot gefangen ward" ein Feigenzweig mit Früchten, auf dem ein Vogel ſitzt, darunter ein Fuchs, der laufend eine Henne fortträgt; „Wie ſie Hilden poten ſanden" trägt über einer Hundskamille wieder den fliegenden Vogel und am untern Rande einen liegenden Löwen, auf dem ein geflügelter Engel ſpielend ſitzt; „Wie die künige in Hilden landen hochzeiten" eine Pfingſtroſe. Ebenſo tragen alle „büchlein" auf den Inhalt bezügliche Illuſtrationen am Rande. (Franz Gärtner, zur Gudrun in Pfeiffers Germania, Jahrg. IV. 1859. S. 106.)

XXXIV. Roſen und Lilien.

Dieſe beiden Blumen werden nicht nur heute, ſondern auch ſchon von den mittelhochdeutſchen Dichtern fleißig zur Bezeichnung weiblicher Schönheit angewendet: als der rôsen varwe — under wîze liljen güzze — und das ze samne flüzze. Erek, 1704—6; ir wengel nâch giljen wîz — zwei rôtin roeselîn dar în. Heinzelein M. L. 639; doch wart ir varwe liljenwîz und rôsenrôt. M S. H. I., 126a. Auch Walter von der Vogelweide, wie Wolfram von Eſchenbach im Titurel gebrauchen dieſes Bild oft. (Franz Pfeiffer, zum Erek, Germania IV, 1859. S. 202.)

XXXV. Sommer und Winter.

Der Gegenſatz vom Sommer und Winter hat ſich in Liedern und Gebräuchen des deutſchen Volkes noch beſonders zum perſönlichen Kampfe jener beiden Träger der alten Jahreseintheilung geſtaltet, wobei Pflanzengrün, Blumen und Früchte eine große Rolle ſpielen. Bei ſolchen Aufführungen z. B. trägt der Sommer ſeiner Rolle gemäß einen Baum mit Birnen, Aepfeln, in Flittergold gehüllten Nüſſen u. ſ. w., der Frühling Blumenkränze. So belebt ſich der allegoriſche Wettſtreit durch Gegenſätze aus dem Pflanzenreiche. Nach Sebaſt. Franck's Berichte

Digitized by Google

war der Sommer in Sinngrün oder Epheu, der Winter mit Moos angethan, welch' letzteres bei Th. Nash für Frühlingsgrün gelten muß. Nun giebt es Geſprächslieder, in welchen die Gewächſe, ſtatt nur das bezeichnende Beiwerk herzuleihen, ſelbſt und perſönlich die Gegner ſind. Den Streit in dieſer Geſtalt hat Altengland bis in die Weihnachtfeier, die Zeit der Winterſonnenwende, hinaufgerückt. Bei dieſer Feier wurde beſonders das unerſtorbene Grün der Stechpalme und des Epheu's zum Schmucke der Kirchen und Häuſer verwendet. Kirchenrechnungen aus dem 15. und 16. Jahrh. verzeichnen die Ausgabe für Hulſt (Stechpalme) und Epheu, eine Stange mit ſolchem Laube geziert, ſcheint in der Feſthalle geſtanden zu ſein. (Sandys, Christmas Carols, London 1833. Nr. 46: each room with eavy leaves is drest and every post with holly.) Dieſe beiden Gewächſe führt ein engliſches Lied aus dem 15. Jahrhundert auf die Weiſe feindlich zuſammen, daß hier die dunkle Epheuranke, die in deutſchen Spielen, im Gegenſatze zu Moos und Stroh, den Sommer ſchmückt, das winterliche Weſen iſt, der glänzend grüne Hulſt das ſommerliche. Epheu (ivy) iſt weiblich gedacht, Hulſt (holy) männlich. Hulſt ſteht in der Halle, lieblich anzuſchauen, Epheu ſteht vor der Thür und friert gewaltig. Hulſt hat Beeren, roth wie eine Roſe, Epheu hat Beeren, ſchwarz wie Schlehen.

In Wright Th., Songs and Carols, now first printed from a Mscrpt. of the 15. Century. London, 1847 (Percy Soc. Vol. XXIII) heißt es S. 44:

Holvyr and Heyvy mad a gret party
Ho xuld have the maystri
In londes quer thei goo . . .

Hulſt und Epheu hatten einen großen Streit, wem von ihnen die Meiſterſchaft gebühre. Sie zogen über Land . . .

Dieſe altengliſchen Lieder erſchließen nun auch den urſprünglichen Sinn des deutſchen von Buchsbaum und Felber. Dieſes ſeit der erſten Hälfte des 16. Jahrh. vielverbreitete Volkslied bringt den wintergrünen Buchs mit dem frühlingsmäßigen Fahlweidenbaum in ein Kampfgeſpräch, wobei weniger die Verſchiedenheit der Jahreszeiten, als die mannigfache Verwendung der beiden Holzarten hervorgehoben und in dieſem Rahmen eine Reihe anſprechender Lebensbilder aus Stadt und Haus, Feld und Wald vorübergeführt wird. So kommt vom Buchsbaum der Kranz, den die ſchöne Jungfrau zum Tanze trägt, der

Becher, aus dem ihr rothes Mündlein trinkt, vom Felber der Sattel, auf dem der gute Geſell durch den grünen Wald reitet, die Pfeife, die er kriegeriſch im Feld bläſt. Rühmt ſich der Buchsbaum, daß er Sommer und Winter grün bleibe, ſo gibt der Felber zuletzt noch ein echtes Frühlingsbild, das ihm mit Recht den Sieg verſchafft:

ich ſteh dort mitten in der Mahd
und halt ob einem Brünnlein kalt,
daraus zwei Herzlieb trinken.

Voll und feſtlich kann der Sommer erſt empfangen werden, wenn er ſich in ſeinem eigenen, reichen Schmucke, nicht mehr blos im erborgten Sinngrün oder Epheu zeigt, wenn die Blumen ſpringen, die Vögel ſingen und der Wald ergrünt. Auch damit geht es ſtufenweiſe. Wer das erſte Veilchen ſieht, hat „den Sommer funden". Der Finder des erſten Veiels beginnt laut zu ſingen und meldet ſeinen Fund auf der Burg; die Herzogin von Baiern eilt an ſeiner Hand mit Pfeifern und Fiedlern herbei, um den Sommer zu grüßen. Inzwiſchen hat ſchon ein Bauer das Veilchen abgebrochen, es iſt auf den Tanzbühel getragen und auf eine Stange geſteckt, um welche die Dörper fröhlich tanzen und ſpringen. (Neidhart Mſ. 3, 202, der viol.) In Hans Sachs unſauberem Faſtnachtsſpiel ſingt die Herzogin zum Reigen, etwas frühzeitig, ein Mailied vor. (Vgl. Volksl. Nr. 19): „Der Maie, der Maie, der bringt uns Blümlein viel" u. ſ. w. und auch die Bauern ſingen zum Tanz um den aufgerichteten Veiel. (Buch 4, Nürnberg 1578, 3. Theil Bl. 49: Der Neydhart mit dem Feyhel, vom J. 1562.) Iſt nun wirklich der erſte Mai, der Walburgtag, angebrochen, ſo kann eine andere, eben aufgehende Blume eingebracht werden. Die h. Walburg ſelbſt ſoll die Ausſchmückung des Feſtes mit Maienzweigen veranlaßt haben. (Prätorius Rübezahl, 1672, S. 505 f.) Zu Thann im Elſaß hält an dieſem Tage das Maienröslein ſeinen Umzug, ein Kind, das einen mit Blumenſträußen und Bändern geſchmückten Maien trägt; ein anderes trägt einen Korb, um die Gaben in Empfang zu nehmen, die übrigen folgen und ſingen vor den Häuſern, ihr Liedchen hebt an:

Maienröslein, kehr' dich dreimal rum,
laß dich beſchauen rum und rum!
Maienröslein, komm in grünen Wald hinein!
wir wollen alle luſtig ſein,
ſo fahren wir vom Maien in die Roſen.

Digitized by Google

Im Verlaufe des Liedes wird den Leuten, die nicht Eier, Wein, Oel oder Brot ſpenden wollen, angewünſcht, daß der Stock keine Trauben, der Baum keine Nüſſe, der Acker keine Frucht mehr gebe; das Erträgniß des Jahres hängt von dem kleinen Frühlingsopfer ab. (Aug. Stöber, Elſäß. Volksbüchlein, Straßburg, 1842, S. 56: Maiereſele, kehr di dreimal rum u. ſ. w.) Aehnliches in der Provence, S. Coutumes, mythes et traditions des provinces de France par Alfr. de Nore, Paris 1846 S. 17 f.: Dans toute la Provence, le premier mai, on choisit de jolies petites filles qu'on habille de blanc, et que l'on pare d'une couronne et de guirlandes de roses. On l'apelle la mayo, on lui élève dans les rues une sorte d'estrade jonchée de fleurs, ou bien on la promène par la ville. Les mayos sont toujours en grand nombre dans chaque localité et ses compagnes ne manquent pas de reclamer une offrande à tout passant. In Flandern blühte noch im 17. Jahrhundert die Pfingſtblume (pinxterbloem), ein ſehr junges, weißgekleidetes Mädchen, das, mit Blumen und Bändern geſchmückt, um Pfingſten die Straße hin geiſtliche Lieder ſang und ſo Almoſen ſammelte. (Willems, Oude vlaemsche Liederen, inleid. VIII.)

Stattlicher und mächtiger geſchieht die Einführung des Sommers in der Maienfahrt, dem Mairitt. Von dieſem Gebrauch und deſſen Einrichtung kommen die meiſten Nachrichten aus Scandinavien und Norddeutſchland. In den Städten Südſchwedens und Gothlands war um die Mitte des 16. Jahrh. die Maifeier mit dem Kampfe zwiſchen Sommer und Winter unmittelbar verbunden, gemäß dem ſpäteren Eintritt des nordiſchen Frühlings. Am erſten Mai rückten zwei Reiterſcharen, die eine vom Winter angeführt, die andere vom Blumengrafen (comes florialis), der mit grünen Zweigen, Laubwerk und kaum erſt gefundenen Blumen bekleidet war, von verſchiedenen Seiten in die Stadt und hielten ein Speerſtechen, worin der Sommer den Winter überwand. Die ſpäteren Berichte ſchweigen vom Kampf und ſprechen nur noch vom Einführen oder Einreiten des Sommers, durch feierlichen Umzug des Maigrafen, der den Maienkranz einbringt. Ein geiſtliches Mailied hat die Kehrzeilen: „Maie, ſei willkommen! all ſo weit die Welt iſt, ſprießet, ihr Roſenblumen!" Auch der Maigreve niederdeutſcher Städte brachte den Kranz, den ihm zu Greifswald ein Schiltjunge vortrug.

Ernſthaft in die Geſchichte greift der Austritt des deutſchen Königs

Albrecht am 1. Mai 1308. Der König war zu Baden im Aargau und wollte nach altem Landesbrauch an dieſem Tag eine Maienfahrt halten; er ritt mit Fürſten und Herren nach Brugg und im Gefolge befand ſich ſein junger Brudersſohn Johann, der wegen unbefriedigter Erbanſprüche dem königlichen Oheim grollte. Nachdem Johann eben wieder vergeblich angehalten hatte, ſaß man zum Mahle nieder. Als nun der König Waſſer nahm, berichtet Ottokars Reimchronik, kam ein Junker, der viel grüne Schapel (Kränze) von Salbei und Raute trug. „Her König!" ſprach er „empfahet den trauten Maien, licht und glanz und ſetzet einen Kranz auf!" Der König nahm die Kränze, ſoviel der Knabe deren hatte, ging damit den Tiſch entlang und hieß jeden der Herren, große und kleine, ein Schapel nehmen; als er zu ſeinem Vetter kam, erlas er das ſchönſte und ſetzt' es ihm auf, aber wohl mochte man gewahren, daß dem Herzog Uebles im Sinne lag (Ottokar's öſterr. Chronik Cap. 798 (Pez 3, 807 f.): ain junkherr kam, der trueg an dem zil grüener schapel vil von salvei und rauten: „herr künig enphat den trauten Maien, liecht unde glanz und setzt auf ainen kranz!") Der noch zeitgenöſſiſche Abt von Viktring läßt ihn ſeinem Unmuth Worte geben: „Längſt, o Herr!, wart ihr der Pfleger meiner Unmündigkeit; jetzt da die Kindheit vorüber iſt, hab' ich die Zweige der blühenden Jugend ergriffen; nicht mit knabenhaften Kränzen macht' ich mich in meine Herrſchaft eingeſetzt" u. ſ. w. (Joh. Victoriens. cap. 10, a. 1308 [Boehmer, Fontes rer. germ. 1, 355—59]: Erat autem vernum tempus in kal. maii etc. . . cunctis terre germinibus vires centibus . . . Johannis autem . . respondit: „O domine, dudum tutor fuistis mei pupillatus; nunc elapsa infantia ramos apprehendi floride iuventutis. Non sertis puerilibus michi estimo meum dominium restauratum etc.) Nach dem Mahle ritt der König weiter und auf dem Wege ſtieß ihm der Neffe das Meſſer in den Hals. Furchtbare Rache vollzog der Sohn des Ermordeten, Herzog Leopold, den eine Conſtanzer Chronik aus dem Anfange des 15. Jahrh. aber ſelbſt den Erſchlagenen ſein läßt. In mäßiger Ferne der Zeit und des Ortes hat hier ſchon das Geſchichtgültige ſich abgelöſt und iſt ſelbſt für König Albrechts Namen der ſeines erſt 1326 verſtorbenen Sohnes Leopold von Oeſterreich eingetreten, welcher nach dem Chroniſten bei der Stadt Windiſch (Vindoniſſa am Einfluſſe der Limmat in die Aar) von ſeinem jüngeren Bruder erſchlagen worden ſein ſoll, während der ſinnbildliche Kranz unter allen Wandlungen fortblüht.

Digitized by Google

Beim Walperzuge zu Erfurt, wieder am Walburgtage (1. Mai) erinnert das Geſchmeide, mit dem die zwei reichgeſchmückten Knaben, die man mit den Maibüſchen jubelnd in die Stadt geleitete, an ein Reigenlied Neidharts, das im Mai den Hagedorn ſchön wie Gold ergrünen läßt (Neidhart, 18, 4: Schôn als ein golt gruonet der hagen etc.)

Die Poeſie dieſer Sommerſpiele liegt weniger in den begleitenden Reden und Geſängen, als in den Feſtgebräuchen ſelbſt. Die Wandlungen des Jahreslaufs bringen auch als allegoriſche Perſonen, ſchon in ihrem natürlichen Beiwerk einen regſamen Hauch und Farbenglanz mit ſich heran. Gil Vicente hebt den Aufzug ſeiner Jahreszeiten durch angeklungene Volkslieder, insbeſondere ſtreut der Frühling die reizendſten Liebes- und Blumenlieder ein. Naſh und Shakeſpeare laſſen den fröhlichen Kukuksruf ertönen. Der grüne Hulſt mit ſeinen flatternden Vögeln tanzt und ſingt ſchon in der Weihnachtshalle, der perſönliche Mai geht wohl auch völlig in den Blumenkranz oder den wehenden Maibaum über. Alle trockene Abſichtlichkeit ſchwindet, wo die jugendliche Geſtalt mit dem lachenden Frühlingsſchmucke ſich eint. So iſt das elſäſſiſche Mairöslein eine allerliebſte kleine Allegorie. Zierlich bringt der Edelknabe den lichten Mai, die Rautenkränze, zum Feſtgelag, rüſtig trägt der Greifswalder Schildjunge den Maikranz vor und zuletzt noch reiten märchenhaft die goldgeſchmückten Söhne der Edelfrau im Walperzug. In ſolch anmuthreichen Vertretern wird der Frühling leibhaftig, ſie ſelbſt aber gelangen zur feſtlichen Geltung dadurch, daß ſie den Mai bedeuten. Pulsſchlag dieſer Volksſpiele, der einfachen, wie der prunkhafteren, iſt die jauchzende Herzensluſt lebensfriſcher Geſchlechter. (Ludwig Uhland, Sommer und Winter in Germania, V. 1860. S. 257—286.)

Die Petroleumfelder Nordamerikas.

Auszug von Guſtav Adolf Zwanziger.

Bekanntlich wurde Herr Bergſchulprofeſſor Hans Höfer vom k. k. Ackerbauminiſterium als ämtlicher Berichterſtatter über den Bergbau Nordamerikas zur Weltausſtellung in Philadelphia 1876 entſendet und auf beſonderen Wunſch des Ackerbauminiſters auch die reichen Petroleumquellen Nordamerikas einem eingehenden Studium an

Digitized by Google

Ort und Stelle unterzogen. Der Bericht über letzteren erſchien kürzlich als VIII. Heft des von der öſterreichiſchen Commiſſion für die Weltausſtellung in Philadelphia 1876 unter dem Titel: „Die Petroleum-Induſtrie Nordamerikas in geſchichtlicher, wirthſchaftlicher, geologiſcher und techniſcher Hinſicht. Mit 40 Illuſtrationen und einer Tafel. Wien, Faeſy und Frick, 1877. 8°. IX. und 166 S." nun vorliegt und uns ein anſchauliches Bild der Lagerungsverhältniſſe des Erdöls in Nordamerika, ſeiner Gewinnung, Reinigung, Menge und des dadurch hervorgebrachten Geldumſatzes gibt. Wir zweifeln nicht, daß ein gedrängter Auszug den Leſern der Carinthia willkommen ſein wird.

Zuerſt behandelt Prof. Höfer die Geſchichte des nordamerikaniſchen Petroleums. Es ſcheint, daß ſchon in vorindianiſcher Zeit das verſchwundene Culturvolk, deſſen Reſte in dem ganzen weiten Gebiete Nordamerikas ſtets reichlicher gefunden werden, von dem wir aber weder einen Namen, noch ſonſt eine geſchichtliche Kunde beſitzen, Erdöl bergmänniſch gewann. Bei Titusville in Pennſylvanien fand man runde ausgezimmerte Schächte, welche bis in Petroleum führende Schichten reichen, mit Erde ausgeſtürzt und bedeckt ſind, in der ſehr alte Bäume wurzelten, die jedenfalls auf einen Betrieb von vor mehr als 500 Jahren ſchließen laſſen. Auch in den Oelgebieten von Ohio und Canada fand man ähnliche Reſte einſtiger bergmänniſcher Thätigkeit.

Aus den Berichten der erſten europäiſchen Anſiedler geht hervor, daß die Rothhäute das Petroleum wohl kannten, ſich aber damit begnügten, das auf ruhigen Wäſſern ſtehende Erdöl abzuſchöpfen. Sie bedienten ſich desſelben bei religiöſen Feſten und als ſchmerzſtillendes Heilmittel. Auch die Weißen machten noch keinen nützlicheren Gebrauch davon, obwohl ſchon verſchiedene Verſuche auftauchen, das Oel zu Beleuchtungszwecken zu verwenden, die aber, in gewöhnlichen Lampen, wegen üblen Geruches und großer Feuersgefahr, bald wieder aufgegeben wurden.

Erſt in den fünfziger Jahren unſeres Jahrhunderts begann man die Wichtigkeit des Petroleums zu begreifen. In Böhmen und Galizien entſtanden Photogen- und Paraffin-Fabriken, im Banat erzeugte man Schieferöle u. ſ. w., da kam 1860—1861 das billige Petroleum aus Amerika herüber und vernichtete dieſe eben erſt aufblühende Induſtrie binnen weniger Monate vollſtändig. Es iſt dies

ein ſprechender Beweis, wie raſch die Reichthümer Amerikas auf die europäiſche, ſomit auch die öſterreichiſche Induſtrie, zurückwirken und wie nothwendig es iſt, alle Veränderungen jenſeits des Oceans ununterbrochen zu verfolgen. Einen ähnlichen Fall bieten die Kupferſchätze am Oberen See dar, welche die Kupferpreiſe ſeit mehreren Jahrzehnten ſtetig herabdrückten, ſo daß auch bei uns ein Kupferbergwerk nach dem andern als uneinträglich aufgelaſſen werden mußte.

Um 1850 fing man auch in Nordamerika an aus Kohlentheer, ſchottiſcher Bogheadkohle, Erdpech von Trinidad und Cuba, Albertit oder Melanasphalt aus Neu-Braunſchweig u. ſ. w. Schmieröle zu erzeugen, deren Menge 1860 ſchon bei 318·000 Hektoliter (200.000 Fäſſer) betrug. Da wurden die Oelquellen Pennſylvaniens erſchloſſen, welche im gleichen Jahre 500.000 Fäſſer, im nächſten aber ſchon über 2,000.000 Fäſſer lieferten. Die Fabriken an der atlantiſchen Küſte griffen nun ſofort zu dem ſo reichlich gebotenen, heimiſchen, weit günſtigeren Rohöle, woher es kommt, daß auch heute noch die größten Oelraffinirwerke ſich an der atlantiſchen Küſte befinden. Dieſe Vorläufer des raffinirten Erdöls, welche als Leuchtmittel in den Handel kamen, hatten mit dieſem ähnliche Zuſammenſetzung und Eigenſchaften und führten bald zur Erfindung eigener Lampen, ſo daß ſie auch in dieſer Richtung die Wege zur raſchen Einführung des Petroleums hüben und drüben des Oceans ebneten.

Die althergebrachte Weiſe, das Rohöl durch Abſchöpfen zu ſammeln, konnte, nachdem Prof. B. Silliman vom Yale College in New-Haven 1854 dasſelbe ſo vollkommen zu raffiniren erfand, daß bis heute keine weſentliche Verbeſſerung eintrat, hinſichtlich des Preiſes unmöglich mit den anderen verwendeten Rohſtoffen in Concurrenz treten, daher eine andere, billigere Gewinnungsweiſe des Rohöles die Aufgabe war. George H. Biſſel ſchlug vor, die „unterirdiſchen Oeladern“ mittelſt „arteſiſcher Brunnen“ anzuzapfen und es bildete ſich in Titusville die erſte Rock Oil Company. Am 27. Auguſt 1859 erreichte man in 22 Meter (71 Fuß Tiefe) die erſte ſechszöllige ölführende Kluft. Dieſer Tag iſt daher als der Geburtstag der pennſylvaniſchen, ſomit der geſammten nordamerikaniſchen Petroleum-Induſtrie anzuſehen.

Damit war nun auch das „Oelfieber“ geſchaffen, jene krankhafte Sucht, durch glückliche Petroleumfunde in kürzeſter Zeit reich zu werden und das ölführende Land ſtieg zu ungeahnten Preiſen. Ver-

ſchiedene Erfolge ſteigerten das Oelfieber, Alles beſtrebte ſich „wells“ (Oelbrunnen) ſo raſch als möglich niederzubringen, wobei die langſame Menſchenhand allgemein durch Dampfkraft erſetzt wurde. Den Höhepunkt, während deſſen es ſchien, daß die entlegneren Goldfelder Californiens völlig ihre Anziehungskraft verloren hätten, erreichte das Oelfieber, als auf der Tar-Farm der Phillips Well eine tägliche Erzeugung von 4770 Hektoliter (3000 Faß) und der Empire Well, Noble Well u. a. ähnliche Zahlen aufzuweiſen hatten. Städte mit vielen tauſend Einwohnern, aus den landesüblichen netten Holzhäuſern, wurden völlig hergezaubert. Sie waren mit Poſt- und Telegraphen-Aemtern und allen Vergnügungslocalen einer Weltſtadt verſehen. Große Hotels, Theater, Reſtaurationen, Spielhöllen, Verkaufsläden für den täglichen Gebrauch und den üppigſten Luxus, bildeten die Abzugsquellen des leicht erworbenen und ſchnell rollenden Geldes. Viele Tauſende von arbeitenden Händen und ſpeculirenden Köpfen, ein Wald von Bohrthürmen, reichlich beladene Eiſenbahnzüge belebten nun die früher ſo vereinſamten, faſt unwegſamen Landſtriche, ein plötzliches Aufleben in großartigſtem Style, wie dies in Europa unerhört iſt.

Der Ueberfluß erzeugt Noth. Mit der plötzlichen Steigerung der Erzeugung konnte die Nachfrage unmöglich Schritt halten und ſo kam es, daß ein Faß (1·59 Hektoliter) Rohöl um 10 Cents (20 Kreuzer) angeboten wurde, daß viele überfließende Brunnen das Petroleum unverwerthet in den nachbarlichen Fluß oder Bach leiten mußten, ſo kam es, daß nur die reichſten Brunnen noch einen beſcheidenen Ertrag abwarfen und die ärmeren aufgelaſſen wurden. Der reißenden Springfluth folgte die tiefſte Ebbe, ungeheure Capitalien erſchienen verloren, die jungen Städte wurden entvölkert.

Die tiefen Preiſe von 1861 erhöhten raſch die Nachfrage. Dieſe, ſowie die geſunkene Erzeugung wirkten zuſammen, das Geſchäft in ein bis zwei Jahren abermals zur vollen Blüthe zu bringen, ſo daß 1864 einzelne Poſten Rohöls mit 17 fl. 61 kr. der Hektoliter (14 Dollars das Faß) abgegeben wurden und ſich der jährliche Durchſchnittspreis auf 9 fl. 85 kr. ſtellte, es war dies das glücklichſte Jahr der amerikaniſchen Petroleum-Induſtrie.

Das Rohöl wird vom Bohrloche gewöhnlich in oft viele Meilen langen Röhrenſträngen bis zum nächſten Bahnhofe geleitet und von dort aus in eigenen Petroleumzügen auf eigenen Cars zu den Raffinerien befördert.

Die bisher erwähnten pennſylvaniſchen Orte erfolgreicher Thätigkeit liegen alle nordöſtlich oder öſtlich von der Stadt Franklin in der *oberen Oelregion*, die *untere*, ſüdlich von Franklin, wurde erſt 1865 durch eine Bohrung bekannt. Hier liegen die reichen Oelſchichten durchweg über 305 Meter (1000 Fuß) tief, das Bohrloch bei Karns-City, in welchem die Oelſchicht im ſogenannten vierten Sandſteine angefahren wurde, iſt 468 Meter (1535 Fuß) tief. Dieſe untere Oelregion iſt gegenwärtig der ergiebigſte Theil der Oelfelder Nordamerikas. 1868 wurde auch der Modoc-Diſtrict erſchloſſen.

Die glücklichen Funde in Pennſylvanien ermunterten auch in den anderen Staaten die Schurfluſt, welche an manchen Orten günſtige Ergebniſſe erzielte. Man fand Petroleum in größerer Menge im Grenzgebiete zwiſchen Kentucky und Tenneſſee, zwiſchen Ohio und Virginien und in Canada zwiſchen dem Erie- und Huron-See im Bezirke Enniskillen, ſowie in der Bai von Gaſpé am rechten Ufer der Mündung des St. Lawrence-Stromes, ſüdweſtlich von der Inſel Anticoſti, welche Fundſtellen aber alle an Bedeutung hinter jenen Pennſylvaniens zurückbleiben. Dieſe Staaten würden ſich gewiß auch an der Ausfuhr betheiligen, wenn ſie mit ihrem Rohöl ſo billig wie Pennſylvanien in den öſtlichen Hafenplätzen erſcheinen könnten. Es folgt daraus, daß der Petroleumpreis ſteigen muß, wenn die überreiche Ergiebigkeit der pennſylvaniſchen Oelquellen nachläßt.

Die Geſchichte *eines* Brunnens lehrt, daß ſein Reichthum, wenn auch im Anfange ſelbſt überſprudelnd, in wenigen, durchſchnittlich kaum drei Jahren verſiegt iſt, ein Rückblick, daß die ganze große obere Oelregion Pennſylvaniens, nördlich von Franklin, in einem Zeitraume von beiläufig zehn Jahren inſoweit erſchöpft war, daß ſie aufgehört hat, für den Welthandel von nennenswerther Bedeutung zu ſein und kaum mehr als den heimiſchen Bedarf liefert. Gegenwärtig verſieht die untere Oelregion faſt das geſammte Ausland, alſo den größeren Theil der Erde. Die amerikaniſchen Oelfeldcr ſind demnach nicht unerſchöpflich.

Die beſten Literaturquellen über die Statiſtik und Oekonomie des pennſylvaniſchen Petroleums ſind: Henry *Wrigley*, Special Report on the Petroleum of Pennsylvania. (Second geological survey of Pennsylvania. Vol. J.) 1875 und *Stowell*, Petroleum-Reporter, die maßgebende Petroleum-Handelszeitung. Die Erzeugung von Rohöl, welche 1859 nur 3·180 Hektoliter betrug, ſteigerte ſich

Digitized by Google

ſtetig von Jahr zu Jahr, bis ſie 1873 15,726.632·8 Hektoliter im Werthe von 36,328.521·76 fl. ö. W. und 1874 17,411.660·7 Hektoliter im Werthe von 28,206.890·33 fl. ö. W. erreichte, 1875 auf 13,972.134·5 Hektoliter im Werthe von 25,988.170·17 fl. ö. W. herabſank und 1876 wieder auf 14,260.560·54 Hektoliter à 3 fl. 42 kr. im Werthe von 48,771.117·05 fl. ö. W. ſtieg. Der Durchſchnittspreis für 1862 bis 1875 ergibt ſich für den Hektoliter Rohöl mit 4 fl. 54 kr. In den Jahren 1873 bis 1875 erſcheinen die Preiſe ſehr gedrückt, was dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß die Nachfrage unerwarteter Weiſe, trotz außerordentlicher Billigkeit, theils in Folge der allgemein herrſchenden mißlichen geſchäftlichen Lage, theils wegen übergroßer Lagervorräthe auf den europäiſchen Märkten, ſtatt wie ſonſt zu ſteigen, bedeutend zurückging. Dieſes ungünſtige Zuſammentreffen bewirkte bei geſteigertem Angebote die ſinkende Nachfrage.

Für den Zeitraum von 1869 bis einſchließlich 1874 berechnet ſich die durchſchnittliche Jahreserzeugung eines activen Wells mit 3737·8 Hektoliter, die durchſchnittliche Productionsdauer eines Brunnens nur 2 Jahre 9·8 Monate. Im Jahre 1876 mußten von 197 vollendeten Bohrungen 29, d. i. 14·7 Procent als dry holes (trockene Bohrlöcher) aufgegeben werden. Ein 457 Meter (1500 Fuß) tiefes Bohrloch koſtet, einſchließlich aller Vorkehrungen zum Pumpen des Oeles, durchſchnittlich 12.000 fl. ö. W., ſo daß, wären dieſe Bohrungen in der Hand einer Unternehmung vereinigt, für jeden productiven Well ein Aufſchlag von 14·7 Percent geſchehen müßte und ein ſolcher eigentlich 13·764 fl. und zwar in 2·82 Jahren zu amortiſiren hätte. Der Selbſtkoſtenpreis für den Hektoliter Rohöl beträgt am Well 2 fl. 94 kr. oder 4 fl. 67 kr. für das Faß, wozu noch die Beförderung mittelſt der Röhrenſtränge (Pipe-lines) und auf dem Bohrgeleiſe kommt. Das Faß Rohöl wurde im Auguſt 1876 in der Oelregion mit 4 fl. 80 kr. gehandelt, das Raffinat in den Hafenplätzen mit 15 fl. notirt. Dieſer Preis bringt alſo den Wellbeſitzern kaum die geſammten Auslagen herein, während den Raffineuren ein den amerikaniſchen Verhältniſſen entſprechender Gewinn verbleibt. Es ſind daher keine gegründeten Hoffnungen zu andauerndem Preisrückgang vorhanden, um ſo weniger als ſich 1876 der Petroleum-Ring bildete, eine Verbindung der Petroleumraffinerien behufs Erhöhung des Preiſes ihrer Waare und aus dem Bedürfniſſe entſtanden, die großen Schwankungen des Marktpreiſes zu brechen. Es iſt jedoch

Digitized by Google

von europäiſcher Seite ungerechtfertigt, die damaligen Preiſe als unnatürlich hohe zu bezeichnen, da vor 1873 der amerikaniſche Leuchtſtoff wegen ſeiner dazumal allgemein anerkannten Billigkeit täglich neue Abnehmer fand. Die letzten drei Jahre verwöhnten uns eben wegen der Petroleumpreiſe, welche ſich jedoch als unnatürlich niedrige nicht auf die Dauer halten konnten. Der Petroleumring dürfte daher keine nennenswerthen dauernden Gefahren für den Preis des modernen Leuchtſtoffes hervorrufen.

Die Petroleum führenden Schichten Nordamerikas gehören durchwegs den unterſten Gliedern der paläozoiſchen Formation und zwar dem Silur und Devon an, und zwar ſind in Canada und Indiana die Kalkſteine der Corniferous-Gruppe, bei Dunkirk die ſchwarzen und grauen Schiefer der Hamilton-Gruppe, ölführend; die in die Schiefer der Chemung-Gruppe eingelagerten Sandſteine und Conglomerate, die ſogenannten Oelſande, führen in Pennſylvanien vorwiegend das Rohöl, welche hier unmittelbar vom Subcarbon überlagert werden. Die Oelſchichten Canadas ſind tiefer und älter als jene Pennſylvaniens und beide Niveaux durch bituminöſe Schiefer getrennt. Um die oben erwähnten Oelſande, von denen mehrere übereinander liegen, und dann der erſte, zweite, dritte u. ſ. f. genannt werden dreht ſich hauptſächlich das geologiſche Studium dieſer Gegenden. Leider ſind Aufzeichnungen der Bohrlochsprofile, trotz der 16000 Wells, weder in jener Menge noch Güte vorhanden, wie es im Intereſſe der „Oilgeology“ wünſchenswert wäre.

Die Hauptſtreichungslinien ſowohl der oberen als der unteren Oelregion Pennſylvaniens ziehen von Nordoſt nach Südweſt parallel mit dem Weſtrande der Alleghanies und weichen vom Meridian um 36° öſtlich ab. Die bedeutendſten Oelquellen der oberen Oelregion ſind bei Tideout, Pleaſantville, Petroleumcentre, Oil City am Oil-Creek, der Bully-Hill-Diſtrikt, jener von Slippery Rock-Creek bei Wartenburg und Smith's Ferry an der Grenze von Ohio. Die öſtlich davon gelegene, parallele untere Oelregion, das größte und ergiebigſte Oelfeld Pennſylvaniens, wird durch die Orte Lawrenceburg und Petrolia bezeichnet.

Das Rohöl iſt eine ſehr veränderliche Miſchung von vielen verſchiedenen ſpecifiſch leichteren und ſchwereren Kohlenwaſſerſtoffen. Nicht blos die Dichte, ſondern auch die Farbe ſind ſehr verſchieden, letztere ſchwankt zwiſchen nahezu Schwarz bis zu ſchmutzig Grünbraun. Nach einer Unterſuchung von Profeſſor Chandler eines Rohölgemenges,

Digitized by Google

welches dem Durchſchnitte nahe kommen dürfte, war daſſelbe aus 85 Procent Kohlenſtoff und 15 Procent Waſſerſtoff zuſammengeſetzt.

Im Petroleumgebiete treten auch Gasbrunnen auf, welche vielfache Verwendung als Leucht- und Brennmaterial, ſowie zu metallurgiſchen Zwecken finden. Eine Stadt legte ſich davon ſelbſt den Namen Gas-City bei. Durch Unvorſichtigkeit fingen bei einem Brunnen dieſer Gegend die ausſtrömenden Gaſe Feuer, welches erſt nach Jahren erloſch. Solchen brennenden Wells begegnet man in der Oelregion mehrfach. Einer der hervorragendſten iſt der Newton-Gasbrunnen nördlich von Titusville, welcher in 240 Meter (786 Fuß) Tiefe den Hauptſandſtein und damit ungeheure Gasmengen anfuhr. Von dieſen wurden Röhrenleitungen nach Titusville gelegt, wo das Gas als Leuchtſtoff allgemein Verwendung findet, dem fabriksmäßig erzeugten Leuchtgaſe an Leuchtkraft aber etwas nachſtehen ſoll. Bis jetzt, obwohl viele Gasbrunnen ſchon länger als 12 Jahre benützt werden, läßt ſich keine Abnahme der Gaserzeugung bemerken und ſcheinen ſelbe faſt unerſchöpflich zu ſein. Steht ein Gasreſervoir mit einer ölführenden Schicht in Verbindung, ſo entſteht durch die Spannung der Gaſe, im Falle letztere durch den Bohrer erſchloſſen iſt, ein „flowing well“ oder überfließender Brunnen, welche meiſt intermittirend ſind und in regelmäßigen Zeiträumen überſprudeln.

Hinſichtlich der Entſtehung der Petroleum-Lagerſtätten Nordamerikas ſind die Anſichten getheilt. Sowohl in den Oelſanden, als den Spalten befindet ſich das Oel nicht auf urſprünglicher, ſondern auf ſecundärer Lagerſtätte. Den beſten Anlaß zur Spaltenbildung geben die Anticlinalen (Schichtwellen), welche daher auch von den Schürfern aufgeſucht werden. Die Entſtehungsherde des Petroleums waren mehrere verſchieden alte Schichten und zwar dürfte daſſelbe vorwiegend von thieriſchen Reſten, hauptſächlich von Meeresthieren, Fiſchen, Krebſen, Weichthieren u. ſ. w. abgeleitet werden, aus denen ſich unter Mitwirkung der Erdwärme durch allmälige Deſtillation unter entſprechendem Druck das Rohöl gebildet hat. Profeſſor Leo Lesquereux vertheidigt dagegen die Möglichkeit der Entſtehung des Petroleums aus Meeralgen, indem er auf die große Häufigkeit dieſer in der Chemung-Gruppe hinweiſt, was indeſſen nichts beweiſt, da die darin eingeſchloſſenen Oelmengen ſich auf ſecundärer Lagerſtätte befinden und wir über die Zerſetzung von Meerespflanzen innerhalb der Erdſchichten keine Kenntniß beſitzen.

Die techniſchen, durch Abbildungen erläuterten Ausführungen Profeſſor Höfers über die Herſtellung und Ausrüſtung eines Wells (Bohrbrunnen) und den Transport des Rohöles durch die Pipe-lines, die Bahnverfrachtung auf den Tank-Cars übergehend, wollen wir nur der Erzeugung des raffinirten Petroleums noch einige Worte widmen. Das gemengte Rohöl (crude oil) ergibt bei der fractionirten Deſtillation Cymogen, Rhigolen, Gaſolin, Naphtha, Benzin, Keroſene oder raffinirtes Petroleum, Paraffinöl und Cokes. In der Praxis jedoch werden gewöhnlich alle leichteren Producte nur in eine oder zwei Sorten geſchieden und der Proceß von der Cokesbildung unterbrochen, wobei ein verdiktes Reſiduum, Theer (tar) genannt, zurückbleibt. Die Deſtillation wird in großen Blechgefäßen (stills) ausgeführt, welchen entſprechend große Kühler vorliegen. Sie beginnt bei 129° C. (265° F.), wobei zuerſt Gaſolin übergeht. Bei einer weiteren Steigerung auf 152° C. (307° F.) fällt Naphtha und Benzin, von wo ab das eigentliche Petroleum deſtillirt; erreicht letzteres endlich die Dichte von 32° Beaumè, ſo wird der Proceß unterbrochen. Das eigentliche Brennöl, wie es bei der Deſtillation fällt, wäre theils für den Gebrauch zu gefährlich, theils zu unrein und beſitzt einen unangenehmen Geruch. Es wird daher mit 65gradiger Schwefelſäure innig gemiſcht, wobei jene Producte, die ein Verſchmieren der Lampen beim Brennen bewirken würden, als kohlige Subſtanzen niedergeſchlagen werden.

Das gereinigte Petroleum muß noch ſtets auf ſeine Feuergefährlichkeit unterſucht werden. Je höher der Verflüchtigungspunkt der leicht brennbaren Gaſe liegt, deſto mehr Sicherheit wird das Oel beim Brennen darbieten. Daſſelbe ſoll jedenfalls höher als 37·7° C. (100° F.), am beſten um 48·9° C. (120° F.) liegen. Heißt es alſo in einem Preisblatte fire test 48·9° C. (120° F.), ſo bedeutet dies, daß nach vorgenommener Probe dieſes Petroleum bei 48° 9° (120° F.) keine entzündbaren Gaſe ausſtößt. Die Feuerprobe iſt ſehr einfach. In einem kleinen Blechtöpfchen wird durch eine untergeſtellte Spirituslampe Waſſer gleichmäßig bis etwa 46·1° C. (115° F.) erwärmt, darnach etwas Petroleum aus der oberſten, leichteſten Schicht des Vorrathes gegeben, welches bald die Temperatur des Waſſers annimmt, worauf ein brennender Span vorſichtig der Oeloberfläche genähert wird, wobei über die Waſſertemperatur, hier alſo 46·1° C. (115° F.) keine brennbaren Gaſe entweichen dürfen. Nach dem fire test ſowohl, als nach dem Ausſehen unterſcheidet man in vielen Fabriken folgende Petroleumſorten:

Digitized by Google

	Fire test	Preis pro Liter	pro Gallone
1. Water-white . . .	65·5° C. (150° F.)	13·2 kr.	25 Cents
2. Prime	65·5° C. (150° F.)	11·6 kr.	22 Cents
3. Royal day light . .	48·9° C. (120° F.)	10·5 kr.	20 Cents
4. Standard	43·3° C. (110° F.)	9·5 kr.	18 Cents

Verpackt und verſendet wird das Petroleum in den bekannten, blauangeſtrichenen Fäſſern. Kleine Blechkiſten, Cans, werden vorwiegend in jene Gegenden der Erde geſchickt, wo die Laſt nur durch Tragthiere weiter befördert werden kann.

Herr Dr. Max Rothauer, welcher Profeſſor Höfer auf ſeiner Reiſe begleitete, verfolgte mit Eifer die Verarbeitung der Nebenproducte der Petroleumraffinerie und lieferte darüber einen Anhang, durch welchen das Bild der Petroleuminduſtrie Nordamerikas vollſtändig abgeſchloſſen iſt. Der Theer wird zu Benzin, leichteren und ſchwereren Schmierölen (lubricating oils) deſtillirt, aus dieſen auch theilweiſe ſchweres Paraffin gewonnen. In neueſter Zeit hat man auch einen grünen, feſten, kryſtalliniſchen Stoff, Petrocene genannt, erzeugt, den man als Farbe zu benützen gedenkt.

Johann Baptiſt Moro,

penſ. ſtädtiſcher Steuer-Kaſſier in Klagenfurt.

(Lebensbild).

Am 25. October 1877 geleiteten die Bewohner von Klagenfurt ihren älteſten Mitbürger, den Neſtor der ſtädtiſchen Beamten, zu Grabe, — einen Mann, der ein volles Jahrhundert an ſich vorüberziehen geſehen, der zwei Dritttheile ſeines langen Lebens mit echtem, edelſtem Patriotismus, in hingebendſter uneigennützigſter Pflichterfüllung dem Dienſte des Staates, des Vaterlandes und ſeiner Vaterſtadt gewidmet, der dieſer in den ſchwerſten Zeitläuften mit wahrhaft heldenmüthiger Opferwilligkeit beigeſtanden und für ſeine Mitbürger Hab und Gut, Geſundheit und Leben eingeſetzt hatte, der den vollſten Anſpruch auf ein Ehrenblatt in den Annalen der Stadt Klagenfurt ſich erworben hat.

Johann Baptiſt Moro wurde geboren zu Klagenfurt am 4. März 1777. Sein Vater, der gleich ihm Johann Baptiſt hieß, beſaß eine Seidenband-Fabrik in Geſellſchaft mit ſeinem Bruder Dominikus. Er

ſtarb bereits im zwei und dreißigſten Lebensjahre; ſeine Witwe heirathete den Freiherrn von Koller in St. Veit. Sein Sohn, unſer Johann Baptiſt, wurde dadurch der Stiefbruder der verſtorbenen Gräfin Franz Egger, Katharina, gebornen Freiin von Koller, und Stiefonkel des noch lebenden Grafen Guſtav Egger.

Johann Baptiſt widmete ſich dem Handelsſtande, und etablirte ſich im derzeit v. Reyer'ſchen Hauſe auf dem neuen Platze.

Schon im Jahre 1797, als Klagenfurt zum erſten Male die franzöſiſchen Adler innerhalb ſeiner Mauern ſah, that der, im 20. Lebensjahre ſtehende Johann Baptiſt Moro junior durch ſeine aufopfernde patriotiſche Thätigkeit ſich ſo rühmlich hervor, daß er das Vertrauen ſeiner Mitbürger und vielfache behördliche Anerkennungen ſich erwarb.

Die zur Zeit der Anweſenheit der franzöſiſchen Truppen in Kärnten eingeſetzte Centralregierung belobte ihn mit Dekret vom 24. Mai 1797 in auszeichnendſter Weiſe für „ſeinen Eifer, ſeine Thätigkeit und Umſicht“ während des Aufenthaltes der franzöſiſchen Truppen in Klagenfurt. — Im Jahre 1806 von der damaligen Landes-Adminiſtration zum Magazineur und Beſorger der Fortifikations-Geräthſchaften ernannt, zeichnete er ſich, wie das Dekret des k. k. Kreisamtes vom 14ten September 1810 ihm nachrühmte, „durch unverdroſſene Mühewaltung, Geſchicklichkeit, Oekonomie und Verſchwiegenheit“ aus und gab die ſprechendſten Beweiſe ſeiner Unterthanen-Treue und reinen hingebendſten Vaterlandsliebe. Er ſcheute weder Mühe noch Beſchwerden, noch Anſtrengung und war zu jedem, noch ſo ſchweren, Opfer freudig bereit, wenn und wo es galt, dem Staate und dem Heimatlande zu nützen. So opferte er im Jahre 1809 für die Verpflegung der franzöſiſchen Truppen aus ſeinem eigenen Vermögen die Summe von 4000 fl. W. W., was ihm um ſo ſchwerer fiel und auf ſeine Familie und ſeinen ganzen Haushalt um ſo drückender einwirkte, da er ſich damals ſchon in ſehr mißlichen Umſtänden befand. — Bald darauf traf ihn ein zweiter ſchwerer Schlag, indem er für ſein ohnehin verſchuldetes Haus zu dem Zwangsdarlehen einen Beitrag von 1700 fl. W. W. leiſten mußte, der ihm nie zurückerſetzt wurde. — Mehr als einmal ſchlug er, mit Hintanſetzung aller Familien-Intereſſen, Geſundheit und Leben in die Schanze, wie dieß ſein, wahrhaft heldenmüthiges, Vorgehen in ſprechendſter Weiſe darthat, als er, über Aufforderung der Landes-Adminiſtration, die Reinigung der Bettfournituren im hieſigen Militärſpitale zu einer Zeit übernahm, wo in ſelbem der Spital-Typhus in größter Heftigkeit

wüthete und, bereits unter die Civilbevölkerung gedrungen, auch aus dieſer ſchon täglich zahlreiche Opfer hinwegraffte. Kein Menſch war mehr zu bewegen, die Beaufſichtigung dieſer Arbeiten, bei denen man tagtäglich in nächſter Nähe der, giftigen Todesqualm aushauchenden, Krankenbetten ſtundenlang ausharren mußte, zu übernehmen, welche Arbeiten zu leiſten, ſelbſt die ärmſten Leute ſich weigerten. Da erbat ſich Moro eine Anzahl Kriminalſträflinge, die dann, unter Bewachung, in ſeiner Gegenwart, unter ſeinen Augen ſich der lebensgefährlichen Arbeit unterziehen mußten, wobei er ſelbſt ſtündlich in Gefahr ſchwebte, vom Typhus ergriffen zu werden.

Im Jahre 1806 wurde er neuerlich zum Feuerlöſch-Obercommiſſär ernannt und bekleidete dieſes Amt, nebſt welchem ihm im Jahre 1810 auch die Führung der Feuerlöſchkaſſe anvertraut wurde, durch volle 17 Jahre. — Da er am 27. Februar 1823 zum magiſtratlichen Steuer-Kaſſier ernannt ward und am 3. Dezember desſelben Jahres dieſe wichtige, zeitraubende Dienſtleiſtung antreten mußte, wurde er, über bittliche Vorſtellung, ſeines Amtes bei der Feuerlöſch-Commiſſion am 1. Mai 1824 enthoben, bei welchem Anlaſſe ihm vom k. k. Kreisamte die vollſte Zufriedenheit und allgemeine Anerkennung für ſeine doppelte Dienſtleiſtung ausgeſprochen wurde. Schon am 10. Juni 1829 wurde er abermals als erſter Commiſſär zur Feuerlöſch-Commiſſion der Stadt Klagenfurt berufen und fungirte, nebſt ſeiner Dienſtleiſtung als Steuerkaſſier, noch durch weitere 6 Jahre als ſolcher.

Beſonders hervorragende Verdienſte erwarb er ſich um das Schulweſen ſeiner Vaterſtadt und vorzüglich um die Einrichtung und Förderung der Sonntagsſchule, für welche er vom Kreisamte mit Dekret vom 3. October 1814 als Inſpizient beſtellt ward. — Im Juni 1815 ernannte ihn das Kreisamt zum Verwalter des zur Unterſtützung der Quartierträger errichteten Viktualien-Magazines und er wurde für die treue, uneigennützige und umſichtige Führung dieſes Amtes durch Belobungsdekret der k. k. illyr. Landesſtelle ausgezeichnet. Im Jahre 1817 wurde er zum Mitgliede des damals beſtandenen Privat-Unterſtützungs-Vereines erwählt, an welchem er ſeine patriotiſche Opferwilligkeit neuerlich bethätigte. Ebenſo betheiligte er ſich an dem Invaliden-Unterſtützungs-Vereine mit freiwilligen Spenden.

Im traurigen Hungerjahre 1817 opferte Moro ſeinen letzten Vermögensreſt, um ſeinen ſchwerleidenden Mitbürgern nach Kräften beizuſtehen.

Digitized by Google

Alle vorgenannten, mit ſo vieler Mühe, Hingebung und Aufopferung von ihm verwalteten Ehren- und Vertrauensämter, die häufig auch ſeine eigenen Mittel in Anſpruch nahmen, nahm Moro durchweg ohne alles Entgeld auf ſich; die Summe der von ihm für den Staat und das Vaterland ſolcherweiſe hingegebenen Beträge, für die er nie einen Erſatz erhielt, belief ſich, nach geringem Anſchlage, auf mehr als 12.000 Gulden.

In Anerkennung und Berückſichtigung dieſer ausgezeichneten, vielfach belobten und hervorgehobenen Verdienſte, die Moro ſich um den Staat und das Vaterland erworben hatte, verlieh ihm Se. Majeſtät der Kaiſer mit a. h. Entſchließung vom 12. Juli 1817 die mittlere goldene Civil-Ehren-Medaille mit Oehr und Band, welcher allerhöchſte Gnadenakt die allgemeinſte freudigſte Anerkennung und Theilnahme hervorrief. Bei der am 4. September 1817 von dem Kreishauptmanne Ritter von Neßlinger vorgenommenen feierlichen Decorirung, wobei dieſer in ſeiner Anrede die vielfachen Verdienſte Moro's um den Staat, ſeine aufopfernde Vaterlandsliebe und Unterthanentreue in herzlichen ergreifenden Worten ſchilderte und hervorhob, mußte ſeine anweſende Gattin mit ihren Kindern aus dem Saale weggeführt werden, weil ſie nicht in der Faſſung war, die Aufzählung der Thatſachen anzuhören, wo ihr Gatte, der Vater ihrer Familie, Leben, Gut und Blut für das Vaterland in die Schanze geſchlagen und alles hintangeſetzt und preisgegeben hatte, was ihm lieb uud theuer war, und weil die Erinnerung an ihre eigenen, dabei ausgeſtandenen Leiden ſie überwältigte.

Im Jahre 1823 wurde Moro zum magiſtratlichen Steuerkaſſier mit dem Jahresgehalte von 600 fl. ernannt, welche in damaligen Zeitläuften ſehr ſchwierige, mit großer Verantwortlichkeit verbundene Stelle er durch 23 Jahre bekleidete und mit aller Anſtrengung in ſo ausgezeichneter Weiſe verſah, daß er ſich dafür die ehrendſte Anerkennung ſeiner vorgeſetzten Behörden und der ganzen Stadtbevölkerung erwarb. Durch die rapide Abnahme ſeines Augenlichtes mit gänzlicher Erblindung bedroht, ſah er ſich gezwungen, im Jahre 1845 — in einem Alter von 68 Jahren — um ſeine Penſionirung einzuſchreiten, die ihm im Auguſt desſelben Jahres zuerſt mit zwei Dritttheilen ſeines Activgehaltes, dann, über ſeine diesfällige Vorſtellung, mit dem ganzen Gehalte bewilligt wurde.

Als bereits 69jähriger Greis verließ er den Poſten, auf dem er ſo erſprießlich und mit ſo vieler Hingebung gewirkt hatte, und zog

ſich ins Privatleben zurück, um der wohlverdienten Ruhe zu genießen, deren er, ſo glaubte er, ja nicht lange mehr ſich zu erfreuen haben ſolle. Geehrt und hochgeachtet von Allen, die ihn kannten, geliebt und zärtlich gepflegt von den Seinigen, ſah er Jahr um Jahr an ſich vorüberziehen, ſah ſeine Bekannten und Freunde, die Genoſſen ſeiner Jugend, ſeiner Mannesjahre, alle die Zeugen ſeines Mühens und Strebens, ſeiner Bürgertugenden, nach einander in die Grube fahren; — auf ihn ſelber ſchien der Todesengel vergeſſen zu haben. — Eine neue Generation war um ihn herum erſtanden, fremde Menſchen umgaben ihn, denen der ſilberhaarige gebeugte Greis ebenfalls ein Fremder geworden war. Wenige Jahre vor ſeinem Tode pflegte er, außer zur Winterszeit und bei ſchlechtem Wetter, noch täglich in der Stadtpfarrkirche St. Egiden um 6 Uhr Morgens die Meſſe zu hören, wohin er den weiten Weg noch zu Fuße, ohne Begleitung, zurücklegte, und fand ſich allmonatlich einmal im Stadt-Rathhauſe ein, um ſeine Penſion zu beheben. Endlich überſtiegen auch dieſe Ausgänge ſeine Kräfte und er verließ ſein Wohnzimmer nur, um manchmal einen kurzen Spaziergang im Hausgarten zu machen. — Das Gehör hatte er ſchon ſeit Jahresfriſt ganz verloren; drei Wochen vor ſeinem Ende erſtarb auch ſein Augenlicht, das lange ſchon ſehr ſchwach geweſen war, ganz, ſo, daß er ſeine Töchter nur an den zärtlichen Küſſen zu erkennen vermochte, mit denen ſie täglich an derſelben Stelle ſein ehrwürdiges Patriarchen-Antlitz bedeckten. Wenige Stunden vor ſeinem Hinſcheiden jedoch kehrte Geſicht und Gehör wieder zurück. Bei vollem Bewußtſein hauchte er am 22. October 1877, um 11 Uhr Vormittag in den Armen ſeiner Töchter, der treuen liebevollen Pflegerinnen ſeines Alters, ſeinen edlen Geiſt aus.

Moro war mit Fräulein Klara, gebornen Reichhardt, verehelicht, mit welcher er in glücklicher zufriedener Ehe zehn Kinder erzeugte, deren ſieben er überlebte. Seine Gattin wurde ihm im Jahre 1832 entriſſen.

An Moro's Sterbebette weinten ſeine zwei Töchter: Eliſabeth, verwittwete Edle von Litzlhoffen, und Johanna.

Sein einziger noch lebender Sohn Moritz iſt Handelsmann und Realitäten-Beſitzer in St. Radegund bei Graz.

Möge die Erde dem Ehrenmanne leicht ſein! G.

Die wilden Frauen des Görtſchitzthales.

Vom Caplane Franz Ivanetič.

Einer der weitverbreitetſten Sagenkreiſe iſt wohl der von den Villeweis, die den Deutſchen auch unter dem Namen weiße, wilde, ſchwarze und hadiſche Frauen, den Slovenen aber unter der Bezeichnung bele žene und žalek žene bekannt ſind. In der Hoffnung, Sagenfreunden einen kleinen Dienſt zu erweiſen, veröffentliche ich nun im Nachſtehenden die von mir im Laufe des verfloſſenen Jahres im Görtſchitzthale geſammelten Villeweisſagen. Die wilden Frauen waren von zartem, feinem Körperbau, trugen lange herabwallendes Kopfhaar von blonder oder ſchwarzer Färbung. Ihre Geſichtsfarbe war blaß (nach einer Verſion hatten ſie ein rüſſelartig verzogenes Antlitz), die Kleidung ſchwarz. Als Kopfbedeckung diente ihnen eine geſpitzte Haube. Sie wohnten zu zwei, drei oder wohl auch fünf in Steinhöhlen, vom Volke „Frauenluken" genannt, wo ſie die Zeit meiſt mit Geſang, Kämmen ihres reichen Haares u. ſ. w. verbrachten. Sie waren Freundinnen der Hirten und der Landleute, denen ſie die Zeit der Ausſaat und den Geburtstag ihrer Kinder ankündigten. In Begleitung von kleinen ſchwarzen Hunden beſuchten ſie die Gehöfte der Bauern, trockneten die Windeln der Kinder und labten ſich an der Milch, die ihnen die Bäuerin in gewinnſüchtiger Abſicht vorſetzte. Auch waren ſie Prophetinnen des Volkes, das ihnen die Weiſſagung in den Mund legt: „Wenn die Bäuerinnen Nachmittags Butter rühren und die Hühner Nachmittags Eier legen, dann werden ſchlechte Zeiten". Den Hirten nahmen die weißen Frauen hie und da ein Thier und nachdem ſie das Fleiſch desſelben verzehrt hatten, überzogen ſie die rückgelaſſenen Knochen mit der Haut, worauf das Thier wieder zu neuem Leben erſtand. Peitſchenknall der Hirten und Fuhrleute hat die weißen Frauen im Laufe der Zeit verſcheucht. Als ehemalige Wohnungen der Villeweis werden im Görtſchitzthale die Krainerhöhle bei Reinegg, die Jaxeleiten auf der Lorenzihöhe ob St. Johann, die Kultſchnigwand in der Gutſchen, Möslofen, die Steinwände von St. Oswald, Wieting und Hüttenberg genannt. — Auf Reinegg hütet eine weiße Frau vergrabene Schätze. Als ein achtjähriger Knabe an einem Sonntage zwiſchen 9 und 10 Uhr Vormittags unweit der „Kranerhöhle" Schafe weidete, erblickte er plötzlich während der „Wandelzeit"

Digitized by Google

eine weiße Frau, die in der einen Haud einen Schlüſſelbund hielt, mit der Andereu ihm aber zuwinkte. Der Knabe, der ihrem Winke folgte, wurde von ihr in einen unterirdiſchen Keller geführt. Hier angekommen, ſah der Hirt mehrere mit Silber gefüllte Fäſſer, auf denen ein ſchwarzer Hund Wache hielt. Darob erſchrack er nun derart, daß er das Weite ſuchte. Als er das freie Feld gewann, war alles verſchwunden, nur vernahm er noch durch eine kleine Weile Klagetöne, die dem Erdinnern entſtiegen. —

Einſt ſpielte ein zweijähriger Knabe auf dem Preglitzerfelde. Da kamen zwei wilde Frauen und führten ihn in ihre Steinwohnung auf der Kultſchnighöhe. Vier Jahre verſtrichen dem Knaben in größter Langweile und Einförmigkeit, denn er mußte ſtets in der einſamen Höhle verweilen und durfte ſelbe gar nie verlaſſen. Eines Tages nahm nun eine der Frauen den trauernden Knaben auf ihren Schoß, ſtreichelte ihm die Haare und iu der Meinung, daß der Knabe ſchlafe, ſprach ſie zu der nebenſitzeuden: „Mir dauert das arme Knäblein, wenn es geſcheidt wäre, ſo könnte es ſehr leicht das Freie gewinnen. Würde es durch den Brombeerſtrauch, der ſich vor der Höhle befindet durchſchlüpfen, ſo könnte es ja gehen, wohin es immer wollte". Der Knabe, dem die geſprochenen Worte nicht entgingen, ſchlüpfte ſchon den nächſten Tag durch den benannten Strauch, entfernte ſich eilends von der Höhle, und kam glücklich und wohlbehalten zu ſeinen Eltern. — Einſt kam zu den Mägden des M., die auf dem Hirſeacker nächſt Wieting Unkraut jäteten, eine weiße Frau, rupfte die kleinen Hirſepflänzchen aus der Erde und ſetzte dieſelben wieder umgekehrt d. i. mit in die Höhe gerichteten Wurzeln in den Boden ein. Die Mägde, die ob ihrer Zaghaftigkeit dem geheimnißvollen Treiben der wilden Frau ganz ruhig zuſahen, erzählten bei der Heimkunft ihr Erlebniß der Hauswirthin. Die erfahrene Bäuerin belobte die Mägde ob ihres gelaſſenen Verhaltens und ſprach: „wir werden heuer mit dem Hirſe Glück haben". Die Ahnung des Weibes ſah im Herbſte in der That eine glänzende Erfüllung, denn im ſelben Jahre gab ein Schober Hirſe ein Vierling Kern. — Als eines Tages ein Bauer beim Möslofen vorbeiging, ſah er plötzlich an der Stelle desſelben ein ſchönes Schloß. Er trat getrieben von Neugierde in dasſelbe ein und ging durch fünf Zimmer, ohne Jemanden zu begegnen. Da ergriff ihn Bangen und er kehrte wieder um. Als er jedoch wieder ins erſte Zimmer trat, kam ihm eine ſchwarzgekleidete Frau entgegen, hieß ihn

willkommen, brachte ihm Butter, Honig und ſchneeweißes Brot und ſprach zu ihm: Siehe, du kannſt immer bei uns bleiben und das beſte Leben haben, nur kannſt Du, wenn du einmal das Jawort gegeben haſt, das Schloß nicht mehr verlaſſen. Nach einigem hin und her erwägen fragte der Bauer: ob er denn im Falle ſeines Hierbleibens wohl den Gottesdienſt beſuchen dürfte? Als ihm die weiße Frau eine verneinende Antwort gab, ſprach er: Da ich ohne Oelung nicht ſterben will, ſo mag ich hier nicht verbleiben, worauf Schloß und Frau verſchwand. —

Als einſt das Weib eines Bauers frühzeitig aufſtand, um das Morgenmahl für das Hausgeſinde zu bereiten, erſtaunte es nicht wenig, als es in die Stube rücktretend bei dem noch ſchlafenden Manne eine weiße Frau liegen ſah. Das unangenehm überraſchte Weib bemeiſterte jedoch die Aufwallung und verhielt ſich ganz ruhig, indem es dachte: Die weiße Frau iſt ein halbgeiſtiges Weſen, ſie ſoll nur bei dem Bauer bleiben, vielleicht bringt mir dieß Nutzen. Die Bäuerin ging, ohne ein Wort zu ſprechen, wieder in die Küche, kochte Sterz und als ſie ihn gelunden. brachte ſie denſelben in die Stube. Bei ihrem Eintritte in dieſelbe, trat die Billeweis mit bis zu dem Boden herabhängenden Haarflechten zu ihr und ſprach: Weil Du mich im Bette ruhig liegen ließeſt, ſo gebe ich dir dieſen Knäuel Zwirn, der dir beim Abſpulen nie zu Ende gehen ſoll, nur hüte dich hiebei zu ſagen: Der Knäuel iſt klein und hat doch kein End, ſollteſt du je dieſe Worte ſprechen, ſo wird er ſofort verſchwinden. Sechs Wochen verfloſſen ſeit dieſem Vorfalle, da kam zu der eben den Knäuel abhaſpelnden Bäuerin ein Mädchen um Bier. Während die Bäuerin das gewünſchte Bier holen ging, wickelte das Dirndl den Knäuel in aller Eile ab in der Meinung, bis zur Rückkehr derſelben mit dem Abwinden fertig zu werden, doch trotz des emſigen Windens blieb der Knäuel zur nicht geringen Ueberraſchung des Mädchen ſtets gleich groß. Als nun die Bäuerin aus dem Keller kam, gab das Mädchen ihrer Verwunderung in den Worten Ausdruck: „Iſt doch merkwürdig, der Knäuel iſt ſo klein und hat doch kein End“, worauf derſelbe plötzlich verſchwand. — Die Sage erzählt auch vom geſchlechtlichen Umgange der weißen Frauen mit den Männern des Thales. Einſt fuhr ein Fuhrmann von Eberſtein nach Preglitz (in Walburgen), da rief ihm von der Kultſchnighöhe eine weiße Frau die Worte zu: „Du Straßenſchlingel, ſag' dem Preglitzer Hausdriſchel, daß die Nachtigall krank ſei (d. i.

3*

der Entbindung nahe). Der Fuhrmann richtete ſeinen Auftrag aus, worauf ſich der Knecht ſofort nach dem Steinofen begab, von dem er nie wieder rückkehrte. Ganz gleich lautet die Sage von der Reinegger Felſenwand. — Am Ulrichsberge und auf der Saualpe erzählen die alten Leute von „wilden Männern“, die gleich den wilden Frauen zu 2—5 in Steinklüften und Höhlungen hauſten. Sie werden als große, wild blickende mit dichtem Haar bewachſene und in Thierhäute gekleidete Männer geſchildert, die ſich vom Wild, Wurzeln und Kräutern nährten. Den Tag über blieben ſie in ihren Höhlen, erſt des Nachts durchſtreiften ſie Wald und Feld. Während die weißen Frauen in den Bauerngehöften gern geſehen wurden, erfüllte das Erſcheinen oder Begegnen der „wilden Männer“ (wohl zu unterſcheiden von der „wilden Jagd“ und dem wilden Jäger) die Leute mit Furcht und Schrecken. Näheres konnte ich über die Sage der wilden Männer trotz eifriger Nachfrage bisher nicht erfahren.

Hiſtoriſche Miscelle.

In den letzten Tagen des vorigen Jahres brachte ein Grazerblatt den Aufruf an alle Vaterlands-Freunde, die Enthüllung des Erzherzog Johann-Monumentes im Frühjahre auch deswegen als Landesfeſt zu begehen, weil damit die 600jährige Feier der Zuſammengehörigkeit der Steiermark mit Oeſterreich in Erinnerung gebracht würde, wie dies Prof. Zwiedeneck von Südenhorſt hiſtoriſch getreu darthut, wozu nachſtehende Zeilen einen Anhang liefern ſollen.

Sie mögen Aufnahme in dieſem Blatte finden, weil einerſeits das Mißlingthal, von dem wir ſprechen wollen, zu Kärnten, wie überhaupt der größte Theil von Unterſteier zu Carentanien gehörte — anderſeits, weil eine Linie des Geſchlechtes, von dem die Rede ſein ſoll, noch in Oeſterreich blüht — beſonders aber, weil Prof. Tangl's Aufzeichnungen, dem das Ganze entnommen, nicht ſo bekannt ſind, als ſie es verdienen und heute etwa von beſonders hiſtoriſchem Intereſſe erſcheinen dürften.

Bald nachdem Ottokar von Böhmen die Ungarn mit Hülfe der Steirer bei Kroiſſenbrunn geſchlagen und aus dem Lande gejagt hatte, zeigte er ſich aber auch als gewaltiger Autokrat, was unter den Edlen des Landes, die ſchon einen Staat im Staate gebildet hatten, Mißſtimmung hervorrief. Unter die Unzufriedenen und entſchiedenen

Gegner der neuen Ordnung gehörte auch Seifried von Marenberg, weshalb auch er, wie die andern Feinde des Böhmen-Königs in die Acht erklärt ward. Einen traurigen Einblick in die Landes-Geſchichte gewährt dieſer Zeitraum, wo Unfriede im Lande herrſchte, ſo viele Burgen gebrochen und deren Herren als Rebellen erklärt wurden; innere Befehdungen waren die Folge.

Andere nämlich glaubten in den Anmaßungen Ottokar's nur Ausübung ſeiner Herſcherrechte zu finden und inſofern ſie alſo ihn als Landesherrn anerkannten, ſahen ſie ihre Nachbarn (und ehemaligen Freunde) auch als Rebellen an, deren Bekämpfung ihnen (als Getreuen?) oblag. Wo Gewalt nicht ausreichte, wurde Liſt gebraucht, um die Störrigen zu Paaren zu treiben und die Liebe zu dem mit Gewalt eingedrungenen Herrſcher zu erwecken; ſo hauſte im Mißlingthale auf der gewaltigen Burg ob des alten Collatium der Römer (dem heutigen Altenmarkt bei Windiſch-Graz) ein Anhänger des Böhmen-Königs, welcher zwar ſonſt in nachbarlicher Freundſchaft mit Seifried lebte, aber natürlich als Vaſall Ottokar's ſeine Geſinnung geändert hatte und ſich nun brauchen ließ, den Marenberger in ſeine Gewalt zu bringen und dem Könige auszuliefern. Dieß geſchah, indem Seifried in das Schloß des Windiſchgrazers geladen wurde, nichts Arges ahnend ſich auch dort einfand, während des Gelages aber gefangen genommen und ſpäter nach Prag geſchleppt wurde, wo er einen grauſamen Tod fand, wie es aus der Geſchichte bekannt iſt.

Da die Nebenumſtände, die Verhältniſſe Stubenberg's zur Tochter Seifried's und des jungen Marenberg's u. ſ. w., mehr der Romantik, als der Geſchichte angehören, aber hiſtoriſch der Tod des Königs am Marchfelde durch dieſe beiden Steirer feſtſteht die Niederlage desſelben entſcheidend auf die Lage wirkte, übrigens weil vorauszuſetzen, daß Grillparzer's dramatiſche Bearbeitung dieſes Stoffes aus der öſterr. Geſchichte ſattſam bekannt iſt, ſo ſei alles deſſen nur erwähnt, um die Geneſis der neuen Geſtaltung unſerer Heimat in hiſtoriſcher Beziehung in das „Drau- und Mißlingthal“ zu leiten und auf die vielleicht weniger bekannte Thatſache zu führen, daß Seifried von einem Windiſchgrazer der Rache des Königs Ottokar geopfert wurde. J. C. H.

Die von Prof. Höfer in Spitzbergen und Nowaja Semlja geſammelten Verſteinerungen und Flechten.

Im Nachhange zu den in der „Carinthia" bisher mitgetheilten*) Ergebniſſen der von Graf Wilczek im Sommer 1872 nach Spitzbergen und Nowaja Semlja unternommenen Nordpolfahrt, welche Prof. Höfer als Geologe begleitete, folgen für die in den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien Band LXX. S. 133 von Dr. Franz Toula in Wien beſtimmten und beſchriebenen: Kohlenkalk- und Zechſtein-Foſſilien aus dem Hornſund an der Südweſtküſte von Spitzbergen, ſodann Band LXXI. S. 527: Eine Kohlenkalk-Fauna von den Barents-Inſeln (Nowaja Semlja N. W.), ebenfalls bearbeitet von Dr. Franz Toula und ſchließlich: Lichenen Spitzbergen's und Nowaja Semlja's auf der Graf Wilczek'ſchen Expedition 1872 geſammelt von Prof. Höfer in Klagenfurt, unterſucht und beſchrieben von Prof. Dr. Körber in Breslau, Band LXXI. S. 520.

Unter den Kohlenkalk-Verſteinerungen vom Hornſunde in Spitzbergen unterſchied Dr. Toula 17 Brachiopoden und 1 Kammmuſchel, worunter Spiriferina Höferiana, Productus Wilczeki, Pr. Spitzbergianus und die Muſchel Aviculopecten Wilczeki für die Wiſſenſchaft neu ſind. Ein Theil dieſer Arten iſt dem Carbon eigenthümlich, ein anderer ſind echte Zechſteinformen oder auch ſolche, welche aus dem Kohlenkalk in den Zechſtein aufſteigen. Dieſe Funde, deren Kleinheit ihnen ein dyadiſches Anſehen gibt, ſcheinen die neuere Meinung zu beſtätigen, daß Carbon und Dyas in einem viel innigeren Zuſammenhange ſtehen, als gewöhnlich angenommen wird. Auch Prof. Geinitz ſpricht ſich dahin aus, daß in Nebraska die Umwandlung des Carbon- in das Dyas- oder Zechſteinmeer mit voller Klarheit vor Augen trete und man

---

*) Briefe S. „Carinthia" 1872 S. 233, 269, 295, 320.

Prof. Höfer's Beiträge zur Geographie Süd-Spitzbergens. S. Carinthia 1874. S. 273.

Prof. Höfer's Beobachtungen über den Bau Nowaja Semlja's. S. Carinthia 1874. S. 305.

Prof. Höfer's Mittheilungen über die Gletſcher von Nowaja Semlja. S. Carinthia 1875. S. 95.

Digitized by Google

ſieht, wie die Bürger des alten Meeres allmälig verſchwinden und an deren Stelle neue dyadiſche Arten treten.

Eine Tafel mit Abbildungen der neuen Arten iſt beigegeben.

Viel reicher waren die Aufſammlungen auf den Barents-Inſeln, von denen 97 Arten unterſchieden werden konnten, davon ſind aus dem oberen Kohlenkalke von Rußland, 27 aus dem Bergkalk von Großbritannien und 22 Arten aus den belgiſchen Carbonſchichten bekannt geworden. Nordamerika hat 15, Kärnten (Bleiberg) 11, Oberſchleſien 9 gemeinſame Arten. Die 97 Arten vertheilen ſich auf 1 Trilobiten, 1 Orthoceras, 22 Gaſteropoden (Schnecken), 1 Pteropode, 22 Brachiopoden, 10 Muſcheln, 13 Bryozoen, 3 Echinodermen, 10 Korallen und 3 Meeralgen und mehreren problematiſchen Sachen. Darunter ſind neu Naticopsis laevigata, Chemnitzia Höferiana, Euomphalus bifurcatus, Pleurotomaria Georgiana, Pl. Seraphine, Capulus laevis, C. minimus, Bellerophon pulchellus, Orthis eximiaeformis, Productus obscurus, Avicula Höferiana, Av. latecostata, Allorisma Barentiana, Edmondia gracilis, Polypora subquadrata, P. crassipapillata, pustulata, Archimedipora arctica, Fenestella inconstans, Campophyllum intermedium und Callopora arctica. Auffallend iſt das vollſtändige Fehlen von Fuſulinen, welche ſonſt mit den gleichen Verſteinerungen ſo häufig vorkommen. Fünf Tafeln dienen zur Erläuterung.

Von den aus ſo hohen Breiten noch wenig erforſchten Flechten ließ ſich in voraus Neues erwarten und es fanden ſich unter den 51 mitgebrachten Arten in der That 5 neue: Aspicilia phialodes, Asp. melinodes, Biatora Nowajae, Catillaria Höferi und Verrucaria Wilczekii, welchen Prof. Körber eine eingehende Beſchreibung widmet.

Bericht über das natur-hiſtoriſche Landesmuſeum 1877.

Am 5. December 1877 wurde eine General-Verſammlung des Vereines, in dieſem Solar-Jahre die zweite unter dem Vorſitz des Vicepräſidenten Herrn Dr. J. Ritter v. Burger abgehalten. Der Vorſitzende brachte am Eingang ſeiner Rede einen Nachruf vieren Mitgliedern und Gründern, welche dem Muſeum durch den Tod entriſſen worden ſind. Zuerſt war es: Dr. J. v. Aichenegg, der durch 14 Jahre unter den Wohlthätern des Muſeums und während ſeiner Wirkſamkeit im Landtag den Intereſſen desſelben ſtets freundlich war, dann A. Ritter v. Tſchabuſchnigg, gew. Juſtizminiſter, ein als Dichter und Staatsmann hervorragender Kärntner, welcher ſich für die Gründung und Erhaltung des Muſeums in edelſinniger Weiſe betheiligt und ſich als Mitglied des prov. Landtagsausſchuſſes wie des Landtages ſtets als wahrer Freund des Muſeums bewährt hat.

Von den wirkenden Mitgliedern iſt Profeſſor Robida geſtorben, welcher ſeit den erſten Jahren der Errichtung des Muſeums im Ausſchuß thätig war, und wiederholt öffentliche Vorträge über Gegenſtände der Phyſik gehalten hat, die ſich durch Neuheit des Themas und Klarheit in der Behandlung desſelben ausgezeichnet haben.

Endlich verlor das Muſeum an Franz v. Roſthorn eines ſeiner verdienſtvollſten Mitglieder. Er hatte einen höchſt anerkennenswerthen Antheil an der Gründung des Muſeums, das ihm ſehr werthvolle Beiträge für die Mineralien-Sammlung und Bibliothek, die werthvollſte Bereicherung aber in den geognoſtiſchen Aufſtellungen verdankte, für welche er kurz nach Eröffnung des Muſeums ſeine zum Theil ſchon bei den Naturforſcher-Verſammlungen in Wien und Freiburg in den Dreißiger-Jahren vorgelegten und ſehr beifällig aufgenommenen geologiſchen Beobachtungen über die Alpen von Steiermark, Kärnten und Krain, in einem geognoſtiſchen Durchſchnitte von Enns bis Trieſt zuſammengetragen, ſammt den wichtigſten Belegſtücken dazu zur Aufſtellung brachte. Ihm verdankt das Jahrbuch auch die erſte mineralogiſch-geognoſtiſche Beſchreibung Kärntens, welche von ihm und dem Cuſtos zuſammen im Jahre 1853 veröffentlicht wurde. Er war bis in die letzten Jahre, wo er ſich von aller öffentlichen Thätigkeit zurückgezogen hatte, zugleich Vicedirector des Muſeums.

Der Vorſitzende fordert die Verſammlung auf, den großen Verdienſten der Genannten die ehrende Anerkennung darzubringen, worauf ſich ſämmtliche Anweſende von ihren Sitzen erheben.

Derſelbe macht hierauf einen kurzen Rückblick über die Wirkſamkeit des Muſeumsausſchuſſes im abgelaufenen Jahre und gedenkt anerkennend des Herrn Profeſſor Dr. Mitteregger für die Veranſtaltung der öffentlichen Vorträge, der Herren Dr. A. Luggin und J. Payer für ihre Arbeiten in der Mineralien-Sammlung, des Herrn Baron Hauſer für die Verwaltung der Muſeumscaſſe, des Baron Jabornegg für die Verwaltung des botaniſchen Gartens und der Redaction der Carinthia, des Herrn Oberſten Fr. R. v. Mor, welcher die ganze Bibliothek in ihrem naturwiſſenſchaftlichen Theile revidirte und neu catalogiſirte, während Herr Forſtmeiſter Kamptner neue Verzeichniſſe aller übrigen Bücher aufnahm, er dankt ferner den übrigen Herren, welche durch öffentliche Vorträge, artiſtiſche Arbeiten, durch Vermehrung der Sammlungen und durch die meteorologiſchen Beobachtungen die Aufgaben des Muſeums erfüllen halfen, worüber nachſtehender Bericht das Weitere enthält.

Durch die bedeutende Vermehrung der Sammlungen wird eine Erweiterung des Muſeums nothwendig, welche man vor der Hand durch Erweiterung der Aufſtellungen der mineralogiſch-geologiſchen Abtheilung in zweckmäßiger eingerichteten Käſten durchzuführen gedenkt, wofür in dem Präliminare für das nächſte Jahr vorgeſehen iſt.

Nachdem die Cataloge der Bibliothek mit Rückſicht auf alle neuen Anſchaffungen vervollſtändigt ſind, gedenkt man über den naturwiſſenſchaftlichen Theil derſelben einen gedruckten Catalog zum Gebrauch der Mitglieder herauszugeben. Hiedurch wie durch die Herausgabe des Jahrbuches iſt für das nächſte Jahr ein höherer Präliminarsanſatz für Druckauslagen begründet.

Digitized by Google

Nach dem Vortrage der Berichte des Custos, des Inſpectors des botaniſchen Gartens und des Caſſiers bringt der Vorſitzende nachſtehenden von ſämmtlichen Anweſenden gefertigten Antrag zum Vortrag:

Die großen Verdienſte des Herrn Prof. Dr. Fr. v. Hochſtetter um die Naturforſchung ſind allgemein anerkannt. Derſelbe hat ſich aber auch zu jeder Zeit als ein ſehr warmer und thätiger Freund des Muſeums bewährt, dieß nach der Anweſenheit des Kronprinzen auf das ſprechendſte an den Tag gelegt und erſt in jüngſter Zeit einen ſehr ſchönen Beleg dafür gegeben, indem das Muſeum ſeiner Verwendung beim h. Unterrichtsminiſterium verdankt, daß es mit den ausgezeichneten und prächtig ausgeſtatteten Werken der Novara-Expedition betheilt wurde. Für dieſe Verdienſte ſpricht die Verſammlung ihren lebhaften Dank aus und beſchließt dem Genannten das Ehrendiplom des naturhiſtoriſchen Landesmuſeums von Kärnten zu überreichen.

Sämmtliche Anweſende erheben ſich von ihren Sitzen. Die Verſammlung wurde hierauf geſchloſſen.

Bericht über die Wirkſamkeit des Muſeums:

Oeffentliche Vorträge.

Die in Verbindung mit dem kärnt. Geſchichtsverein alljährlich gehaltenen öffentlichen Vorträge über Gegenſtände der Natur- und Geſchichtsforſchung wurden am 24. November v. J. für Herren am 30. November für Frauen wieder aufgenommen und bis 28. März fortgeſetzt. Es trugen vor für Herren:

am 24. November Director J. Payer über Photographie der Töne;

am 1. December Director Schmued über Cardinal Nikolaus von Cuſa;

am 15. December Prof. Borſtner über electriſche Telegrafie;

am 22. December Prof. Hauptmann ein Capitel aus der Geſchichte der Electricität;

am 5., 12. und 19. Jänner l. J. Prof. Höfer über das Vorkommen und die Gewinnung des Petroleums;

am 26. Jänner Dr. Rothauer über das Raffiniren des Petroleums;

am 9. Februar Dr. A. Luggin über den Schlaf;

am 16. Februar Director Payer die Beugungserſcheinungen des Lichtes und ihre Anwendung zur Meſſung der Wellenlängen des Lichtes;

am 23. Februar und 2. März Inſp. F. Seeland über das Witterungsjahr 1876 in Klagenfurt;

am 9. März Dir. Schmued über Ulrich von Hutten;

am 16. März Drd. Tſchebull über die letzten Hexenproceſſe in Steiermark.

Geſchloſſen wurde dieſe Reihe durch Dir. Schmued am 23. März mit dem Schlußvortrag über Ulrich v. Hutten.

Für Frauen trugen vor: am 30. November Dir. J. Payer über Photographie der Töne;

am 7. December Dir. Schmued über Nikolaus v. Cuſa;

am 14. December Prof. Dr. Steiner über das Leben der Pilze;

am 21. December Prof. R. Sauer über chemiſche Wirkungen des galvaniſchen Stromes;

am 4. Jänner l. J. Prof. Dittl über die Principien der neueren Phyſik;

am 11., 18. und 25. Jänner Frh. M. v. Jabornegg über den Einfluß von Licht und Wärme auf den Pflanzenkörper und die Verbreitung der Pflanzen;

am 8. Februar Drd. Tſchebull über das Schöne in der Natur;

am 15. Februar J. Gruber über die in unſerer Gegend vorkommenden genießbaren und giftigen Schwämme;

am 22. Februar Dir. Payer über die Undulationstheorie des Lichtes;

am 1. März Inſp. F. Seeland die Klimatologie Klagenfurts im Jahr 1876;

am 8. März Dir. Schmued über Ulrich v. Hutten;

am 15. und 22. März Prof. Höfer Skizzen aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas, womit die Reihe dieſer Vorträge geſchloſſen ward.

Die wiſſenſchaftlichen Veröffentlichungen beſchränken ſich vorläufig auf die meteorologiſchen und magnetiſchen Beobachtungen von Klagenfurt von jedem Tag des Jahres und die Monatsüberſichten aller Beobachtungsſtationen des Landes, die einen von F. Seeland, die letztern von der k. k. meteorologiſchen Reichsanſtalt zuſammengeſtellt. Sie ſind regelmäßig den betreffenden Beobachtern und den meteorologiſchen Inſtituten Europas und Amerikas überſchickt worden und werden in dem eben in Druck gelangenden Jahrbuch veröffentlicht werden. Für dasſelbe liegt auch eine große Abhandlung von G. A. Zwanziger über die Miocenflora der Braunkohlenformation von Lieſcha vor.

In der gemeinſchaftlich mit dem kärnt. Geſchichtsvereine herausgegebenen Zeitſchrift Carinthia wurden von ſolchen Abhandlungen natur-wiſſenſchaftlichen Inhalts, welche Kärnten betreffen, veröffentlicht:

Materialien zu dem Kärntner Venetianer-Erdbeben im October 1876 von Prof. Höfer;

das Bad Obergottesfeld von K. Kamptner;

Intereſſanter Mineralfund zu Oberhof im Mettnitzthale von F. Seeland;

über die alten Gletſcher der Drau, Save und des Iſonzo von Dr. T. Taramelli, aus dem Italieniſchen von Guſtav Ad. Zwanziger;

Beiträge zur Statiſtik des Klagenfurter Trinkwaſſers von Prof. Dr. Mitteregger, dann die meteorologiſchen Wahrnehmungen über den Winter, das Frühjahr und Sommer 1877 von F. Seeland.

Die Sammlungen.

Die Aufſtellungen in den Mineralien-Sammlungen wurden durch die in den letzten Jahren erhaltenen Geſchenke und Acquiſitionen von Mineralien durch Herrn Dr. Luggin und den Cuſtos vervollſtändigt, dann ganz neu beſchrieben.

Dasſelbe geſchah mit der Aufſtellung der Mineralien Kärntens, über welche Herr Payer eine mühſame Arbeit: die Zuſammenſtellung und Nummerirung aller in der Sammlung vorfindigen Exemplare vollbracht hat. Dieſelbe wurde auf 5 Käſten ausgedehnt.

Es ſind ferner durch den Cuſtos die Aufſtellungen über die Miocenflora der Lieſcha, beſchrieben von G. A. Zwanziger, dann über die Fiſch- und Pflanzenſchiefer von Raibl und über die Pflanzenſchiefer der Stangalpe und Kronalpe und eine Zuſammenſtellung über die Braunkohlen-Formation vom Lavantthal und Keutſchach, neu veranſtaltet worden.

In dem zoologiſchen Cabinet hat ſich Herr E. Liegel durch die Ordnung aller Doubletten-Sammlungen der Coleopteren und die Neuaufſtellung der einen Hälfte der älteren Sammlungen ein ganz beſonderes Verdienſt erworben und zugleich mit Herrn Finanzrath Birnbacher einen Tauſchverkehr gegen Conchylien eingeleitet. Ferner wurde mit der Aufſtellung von neuen Arten von Mollusken und der neuen Etiquettirung der ganzen Sammlung begonnen.

Durch die vorhandenen Korynite, welche das Muſeum dem Cuſtos verdankt, iſt auch ein geſuchtes Tauſchmateriale für neue Erwerbungen der mineralogiſchen und geologiſchen Sammlungen geboten, wozu Herr Prof. v. Zepharovich ſich bereitwilligſt erboten hat.

Das Muſeum hat das k. k. Realgymnaſium in Villach mit einer Sammlung von 200 Käferarten und die hieſige Bergſchule mit einer Sammlung von 44 Felsarten betheilt und bereitet ſo eben 2 Sammlungen für hieſige Schulen vor.

a) Für das zoologiſche Cabinet übergaben:

Der kärnt. Geſchichtsverein einen Menſchenſchädel und zwei Knochen, gefunden mit celtiſchen Bronceſachen in St. Peter am Holze; — Herr Mautz vulgo Siedelwirth in Lölling einen vollkommen runden Magenſtein eines Pferdes; — Herr Dr. Huſſa Haarkugeln aus dem Magen eines Kalbes; — Herr Balland Steine aus den Nieren einer Kuh; — Herr Profeſſor Dr. Mitteregger einen jungen Kukuk; — Herr Ruckgaber einen Thurmfalken; — Herr Pfarrer Raimund Kaiſer in Hausdorf einen Silberreiher; — Herr Poſtoffizial Vogel einen Papagei; — Herr Carl Weber einen weißen Spatzen; — Herr Notar v. Webenau einen Eistaucher (Colymbus glacialis);

b) für das Mineralien- und geologiſche Cabinet übergaben:

Herr Generaldirector Hinterhuber ein Stück Asbeſt (Bergleder) aus dem Fuggerthale in Kreuth bei Bleiberg; — Herr Bergrath Seeland ein Stück Zinnober vom Queckſilberbergbau St. Anna bei Neumarktl in Krain, ein Stück Odontostoma (Turritella) Schwarzii Hörn., Cerithium plicatum Past., Neritina picta Fer. und ein Stück Lignit vom Dachberg im Lavantthal, vier Stück Planorbis pseudominia, zwei Stück Melania Escheri, zwei Stück Kohle und ein Stück Lignit aus dem Granitzthal, ein Stück Rutil von Gunek hinter Kamp und ein Stück Thuringit von der Goldzeche; — Herr Profeſſor Höfer im Vereine mit Herrn Dr. Rothauer 1 Stück Martit, 3 St. geb. Kupfer, 1 St. kriſt. Spinell, 4 Stück Trooſtit vom oberen See in Nord-Amerika, 1 Stück Willemit, 3 Stück Kieſelgalmei, 1 Stück Zinkblende von Pennſylvanien, 1 Stück Oligoklas, 2 St. kriſt. Franklinite und 1 St. kriſt. Magnetit von New-York.

Herr Dr. Rothauer übergab Verſteinerungen des braunen Jura von Schwaben: 9 Arten Ammoniten, 1 Hamites, 1 Pleurotomaria, 2 Trigonien, 1 Monotis, 1 Mya und einige Stacheln des Cidarites nobilis. Herr Emanuel Graf Morozzo de la Rocca übergab ein prachtvolles Stück Schwefel aus Sicilien; — Herr Pfarrer Joſef Reiner in Kamp 1 Stück Rauchquarz von Kamp; — Herr Notar Kummer in Bleiburg 2 Tuffſteine aus dem Bruche Pereſchützen. — Herr Baron Jabornegg 5 Stück Hämatite aus Radenthein. — Herr Oberingenieur Jugowitz einen Tridymit und Felsarten der Euganeen.

Digitized by Google

Herr Bergverwalter v. Webern den Abdruck einer Fächerpalme (Sabal oxyrrhachis Ung.) aus dem Bergbaue in Lieſcha. — Herr Richard Canaval einige Felsarten der Umgebung des Wörtherſees und von Klagenfurt, darunter ſolche mit deutlichen Spuren von Gletſcherwirkungen, Zinober, Baryt, Siderit aus den Javoriagraben, Serpentin, Tremolit und Asbeſt von Frieſach, einen ebenſolchen von Glandorf. — Herr Haller, Berg- und Hüttenverwalter in Olſa einen Korynit mit Plumoſit und einen Rhodochroſit von Olſa. — Der Cuſtos übergab gleichfalls Felsarten und Erze, darunter Rhodochroſit, Tetraedrit und einige Exemplare Korynite aus der Gegend von Olſa und Frieſach. Die werthvollſte Bereicherung erhielt die geognoſtiſche Sammlung dadurch, daß Herr Franz von Roſthorn die bisher dem Muſeum zur Vervollſtändigung der geognoſtiſchen Aufſtellungen Kärntens ſeit der Wiener Ausſtellung geliehenen Belegſtücke ſchenkte und dazu die etwa noch fehlenden Felsarten und Verſteinerungen aus ſeiner Sammlung zuſagte.

c) Für die botaniſche Sammlung übergab Herr Forſtwart Zopanik in Albegg einen ungewöhnlich langen Baumbart (Usnea longissima L.)

d) Die Bibliothek erhielt: Kunitſch, Biographie des Franz Xaver Freiherrn von Wulfen. Leipzig 1810, durch den Cuſtos. Die werthvollſte Vermehrung wurde derſelben zu Theil durch die Schenkung der Smithſonian Inſtitution und des nordamerikaniſchen Staatsgeologen Hayden: eine Sammlung höchſt werthvoller Werke über die geologiſchen, geografiſchen und phyſikaliſchen Aufnahmen der Territorien, deren Thier- und Pflanzenwelt. Durch die Verwendung des Herrn Prof. Dr. v. Hochſtetter, Präſidenten der Novara-Commiſſion, erhielt das Muſeum die Prachtwerke der Novara-Expedition vom h. k. k. Unterrichtsminiſterium geſchenkt.

Außerdem hat das Muſeum wie bisher im Austauſch gegen das Jahrbuch von zahlreichen Akademien und naturwiſſenſchaftlichen Vereineu die Druckſchriften und Mittheilungen derſelben erhalten und ſich durch Neuanſchaffungen bereichert. Das Verzeichniß aller Bücher- und Zeitſchriften der drei letzten Gruppen wird im Anhange des Berichtes veröffentlicht.

Baron M. Jabornegg berichtet über den botaniſchen Garten, daß derſelbe von Seite der hieſigen Lehranſtalten in erfreulicher Weiſe benützt worden iſt. Die Pflanzen des Warmhauſes ſind durch die Schenkungen der Herren S. Ritter von Karolyi und Leopold Ritter von Moro in höchſt anerkennenswerther Weiſe um werthvolle Beiträge vermehrt worden und es iſt weiter gelungen, dort Prachtexemplare zu ziehen, welche bei der letzten Gartenbau-Ausſtellung mit Auszeichnung aufgenommen worden ſind.

Baron Hauſer legt die durch Dr. Freih. v. Aichelburg revidirte und richtig befundene Jahresrechnung über das abgelaufene Rechnungsjahr vor. Zu Folge derſelben erfreute ſich das Muſeum der Unterſtützung derſelben Wohlthäter wie in den verfloſſenen Jahren, nur muß mit beſonderem Danke hervorgehoben werden, daß die löbl. Sparkaſſe ihren Jahresbeitrag auf den Betrag von 500 fl. ſtellte. Das Muſeum hat aber einige Mitglieder, darunter ſolche, welche bisher zu den Wohlthätern desſelben zählten, durch den Tod, andere durch ihren Austritt in Folge Ueberſiedlung und dergleichen verloren. Geſtorben ſind J. Dr. v. Aichenegg, Franz Edler v. Roſthorn, Freih. Hugo v. Aichelburg, Dechant in Spital, Prof. Robida. Neu ein-

getreten ſind dagegen: Fiedler, Direktor der Conſtruktionswerkſtätte der Hüttenberger Eiſenwerksgeſellſchaft; Glabiſchnigg Joh., Buchhalter bei Moro; Krauß Moriz, k. k. Hauptmann; Krammer, Pfarrer in Lölling; Pittoni-Daunenfeld Johann Claudius Ritter von, in Görz; Strrnhardt Joſ., Forſtverwalter der Hüttenberger Eiſenwerksgeſellſchaft; Seeligmann Rud., Ingenieur im k. k. Baudepartement; Kulmer Baron Profeſſor an der techniſchen Hochſchule, Payer J. jun., Montaniſt.

In den Muſeumsausſchuß wurden gewählt die Herren: Fr. Ritter v. Mor und E. Kamptner, erſterer zugleich in die Direktion, zum correſpondirenden Mitglied Herr Neureiter, der meteorologiſche Beobachter in der Station Stelzing auf der Saualpe.

Einnahmen:

Reſt vom Vorjahre	113 fl. 14 kr.
Beitrag des h. Landtages für das Muſeum	1050 „ — „
„ für den botaniſchen Garten	300 „ — „
„ der löbl. Sparkaſſe	500 „ — „
„ „ „ Stadtgemeinde	100 „ — „
„ „ „ Hüttenberger Eiſenwerksgeſ.	100 „ — „
„ des Cuſtos	225 „ — „
„ der Mitglieder	1315 „ 95 „
Verſchiedene andere Einnahmen	41 „ — „
Summe	3745 fl. 09 kr.

Ausgaben:

Rückſtände-Nachzahlung für Kokeils Bibliothek	35 fl. — kr.
An Buchhändler Ed. Liegel	291 „ 26 „
Currente: Gehalte und Löhnungen des Cuſtos, Amanuenſis und Dieners	1077 „ — „
Pauſchale für Beheizung und Beleuchtung	300 „ — „
Porti	37 „ 70 „
Einrichtung	79 „ 71 „
Hausauslagen, Kanzlei- und Cabinets-Erforderniſſe	118 „ 41 „
Bücheranſchaffungen	506 „ 68 „
Carinthia Expedition	43 „ 54 „
Buchbinder	77 „ 61 „
Druckarbeiten	575 „ 22 „
Botaniſcher Garten	350 „ — „
Verſchiedenes	40 „ 35 „
	3532 fl. 48 kr.
Kaſſareſt am Ende des Jahres	212 „ 61 „

Zum Vermögen des Muſeums gehören zwei Durchführungspoſten der Rechnung

a) Prettner-Stiftung mit	500 fl. — kr.
b) Gelder für Polarliteratur	168 „ 38 „
Zuſammen	668 fl. 38 kr.

welche bei der Sparkaſſe hinterlegt ſind.

Das Präliminare für 1877/78 wird, abgeſehen von obigen Vermögens-poſten, in den Einnahmen geſtellt auf 3792 fl. 61 kr., wobei die Beiträge der Mitglieder mit 1305 fl., für verſchiedene Einnahmen nichts, ſonſt die gleichen Beiträge wie in der Rechnung angeſetzt wurden.

In den Ausgaben werden außer den ſtändigen Auslagen für Gehalte, Löhnungen, Beheizung, Beleuchtung und für den botaniſchen Garten

zuſammen mit	1727 fl. — kr.
beantragt: Für Haus-, Kanzlei-, Cabinets-auslagen und Anſchaffung neuer Käſten zuſammen	400 fl. — kr.
Für Porti	60 „ — „
Carinthia-Expedition	50 „ — „
Für Bücheranſchaffungen	500 „ — „
Für Druck des Jahrbuches und der „Carinthia"	900 „ — „
Buchbinder-Arbeiten	80 „ — „
Verſchiedenes	40 „ 61 „
Koteil's Bibliothek, Reſt	35 „ — „
Summe	3792 fl. 61 kr.

Das höhere Erforderniß für Porti und Buchbinder-Arteiten wird durch die Herausgabe des Jahrbuches bedingt.

Die Rechnung und das Präliminare wurden von der Verſammlung einhellig gutgeheißen. (Fortſetzung folgt.)

Kärntner Kalenderſchau für 1878.

Für dieſes Jahr fällt die Kärntner Kalenderſchau ſehr dürftig aus, weil uns nur zwei Kalender zur Beſprechung vorliegen, da der Kärntner Volksſchulkalender aus Mangel an Theilnahme nicht mehr erſcheinen konnte und der von Pröll begründete Kärntner Volkskalender eine andere Form annahm.

Der von Bertſchinger und Heyn verlegte „Kärntner Bote" für 1878, V. Jahrgang enthält nach dem Kalendarium, in welchem die Abbildung der Jahresregentin Venus als nicht ſehr anziehend betrachtet werden kann, zum Beginne ein Wanderlied von Otto Roquette mit hübſchem Titelbilde, die Erzählungen: Das arme Gänſemädchen, Ohne Abſolution! Oeſterreichiſche Dorfgeſchichte von Joh. Georg Frimberger. Die Ahnung. Novelle von Leopold Weltſch, Marie, Skizze aus dem Künſtlerleben von Johann Hradiſch und eine Wolfsjagd in der Moldau. Von Ferd. v. Wiederſperg, die Gedichte Sonntags am Rhein von R. Reinick und auf dem Berge von Dr. J. N. Enders, die Beſchreibungen von Schloß

Digitized by Google

Lichtenſtein und Kufſtein in Tirol. Belehrenden Inhalts ſind: Unſere Vogelwelt von Karl Ruß, das Aquarium von A. Courtin, die Kunſt der Wetterprophezeiung von Prof. Joſ. Oborny und zur Geſundheitspflege. Die meiſten Erzählungen, Gedichte und Aufſätze ſind mit Illuſtrationen verſehen, wie ſehr reich auch die Rubrik Humoriſtiſches. Die Abtheilungen Gemeinnütziges und der Geſchäftskalender ſchließen den Band.

Vom „Klagenfurter Haus- und Geſchäftskalender" der von den Firmen v. Kleinmayr und Leon gemeinſchaftlich herausgegeben wird, iſt der XXXI. Jahrgang erſchienen, welcher außer dem Kalendarium in der Abtheilung: Unterhaltendes und Belehrendes eine Erzählung aus der Geſchichte Kärntens: Die letzten Ortenburger, welche die Sage von der Vergiftung eines gräflichen Dieners und die Ermordung ihrer Kammerfrau durch ihre Herrin, die Witwe Graf Georgs von Ortenburg, eine geborne Spanierin aus dem Hauſe Salamanca, zum Gegenſtande hat, damit ſie die verborgenen Schätze ihres Gemals nicht verrathen oder ſich aneignen konnten, darauf aber ſelbſt Hungers ſtarb und heute noch im Schloſſe ſpuken ſoll. Die menſchliche Kleidung und Nahrung, Nützlichkeit und Schädlichkeit des Kaffee's und das Frühſtück ſind gute belehrende Aufſätze und die kurze Novelle: Unter dem Gerichtsſiegel ein recht luſtiger Schwank, in welchem die Geliebte eines Handlungscommis, bei einem Stelldichein bei demſelben überraſcht, in einen Kleiderſchrank flüchtet, daſelbſt von einer Gerichtscommiſſion, welche die Sperrſiegel anlegt, eingeſchloſſen und erſt Abends von ihrem leiblichen Vater, einem Gerichtsbeamten, den der verzweifelnde Commis endlich zu Hilfe ruft, befreit wird, worauf nach allſeitigem Erſtaunen die Hochzeit ſtattfindet. (G. A. Zwgr.)

Kleine Mittheilungen.

(Zur Flora des Kanalthales.) Siegfried Schunck gibt in Skofitz öſterr. botan. Zeitſchrift 1877 Nr. 9 botaniſche Notizen über die Umgebung des Kanalthales in Kärnten, welche zwar nichts Neues bringen, aber doch für die Phytogeographie des Landes nicht ohne Intereſſe ſind. Es werden partienweiſe abgehandelt 1. Umgebung

von Saifnitz und Wolfsbach. (Luſchariberg, Heiligenbergſpitz, Seiſara-Alm). 2. Umgebung von Tarvis. (Am Bühel, Römerthal und Paß, Graf Karl-Steig, Kaltwaſſer.) Zu bezweifeln dürften ſein: Saxifraga caespitosa am Luſchariberg und Heiligenſpitz, unter Aspidium aculeatum aus dem Römerthal iſt wohl Asp. lobatum verſtanden, da das echte A. aculeatum einer der ſeltenſten europäiſchen Farne iſt, noch zweifelhafter dürfte aber die Angabe des Frauenhaares Adiantum capillus Veneris an Felſen längs des Schlitzabaches ſein, wäre allerdings ein ſchöner Fund, wenn nicht großfiedrige Formen von Asplenium Trichomanes täuſchten.

(Campanula pyramidalis in Kärnten?) Dr. Franz Unger gibt in ſeinen „Ergebniſſe einer im Sommer 1836 unternommenen naturhiſtoriſchen Reiſe durch einen Theil der unteren Steiermark“ in der Steiermärkiſchen Zeitſchrift. Neue Folge. 3. Jahrg. 1836. 1. Heft S. 125, wobei er aus dem Sulzbachthal durch den Mißbach nach Schwarzenbach in Kärnten kam, Campanula pyramidalis vom Fuße des Urſulaberges an, die ſonſt aus Kärnten nicht bekannt iſt. Unger konnte ſich bei einer ſo ſtattlichen Pflanze doch unmöglich irren?

(Kärnten in Brandt's Narrenſchiff.) Sebaſtian Brant gedenkt in ſeinem Narrenſchiff. Ausg. v Goedecke, Leipzig, Brockhaus, 1872 S. 199 Nr. 99. Von abgang des glouben Z. 48 auch Kärntens als von den Türken verheert:

— — — — — — — —

an ander ſchaden und verluſt,
die wir erlitten haben ſuſt
in Morea, Dalmacia,
Stier, Kernten und Croacia
in Hungern und der windſchen mark,
jetz ſint die Türken alſo ſtark,
das ſie nit hant das mer allein,
ſunder die Tunou iſt ir gemein,
und dunt ein inbruch won ſie went.

Inhalt: Betrachtungen eines Ungelehrten über die deutſche Orthographie-Reform. Von Proſ. Dr. A. R. — Culturgeſchichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei. Geſammelt von G. A. Zwanziger. — Die Petroleumfelder Nordamerika's. Auszug von Guſtav Adolf Zwanziger. — Johann Baptiſt Moro. (Lebensbild.) — Die wilden Frauen des Görtſchitzthales, Vom Caplan Franz Ivanetič. — Hiſtoriſche Miscelle. — Die von Proſ. Höfer in Spitzbergen und Nowaja Semlja geſammelten Verſteinerungen und Flechten. — Bericht über das natur-hiſtoriſche Landesmuſeum für 1877. — Kärntner Kalenderſchau für 1878. — Kleine Mittheilungen.

Redaction: Markus Freiherr v. Jabornegg.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Beiblatt zu Nr. 1 und 2 der Carinthia 1878.

Das naturhiſtoriſche Landes-Muſeum und der kärntneriſche Geſchichtverein, beide durch die ihnen dermalen gebotenen beengten Räumlichkeiten in ihrer Entwicklung empfindlich beirrt, haben, vereint mit der kärntneriſchen Gewerbehalle-Commiſſion die Erbauung eines gemeinſamen Vereins-Hauſes, eines Landes-Muſealgebäudes ins Auge gefaßt und ſich wegen Beſchaffung der hiezu erforderlichen Geldmittel an die kärntneriſche Sparkaſſa bittlich gewendet.

Schon durch den Bau eines vereinigten Berg- und Ackerbau-Schulhauſes, durch die Unterſtützung des Baues zur Unterbringung der Mädchen-Induſtrieſchule und Volksküche und geradezu durch zahlloſe Subventionirungen ſolcher Inſtitute und Vereine, welche dem Lande Kärnten zum Nutzen und zur Ehre gereichen, hat die kärntneriſche Sparkaſſa durch ihre Munificenz ſich nicht nur für die Gegenwart, ſondern auch in alle Zukunft den bleibenden Dank jedes Kärntners erworben. Die Krone aller gemeinnützigen Beſtrebungen, und der großmüthigen Freigebigkeit, mit der dieſes Inſtitut und die opferwilligen Träger desſelben durch Jahre ſchon im Lande ſegensreich wirken, iſt der Beſchluß der Generalverſammlung vom 4. Februar 1878, welcher die Hoffnungen für die Erbauung eines Muſeums-Gebäudes zur höchſt erfreulichen Wirklichkeit macht.

Das naturhiſtoriſche Landes-Muſeum, der kärntneriſche Geſchichtverein und die Gewerbehalle-Commiſſion bringen daher mit freudigſtem Gefühle durch dieſe Blätter jedem Freunde der Vaterlandskunde, jedem Freunde und Förderer der Kunſt und Induſtrie Kenntniß von dem großherzigen Acte der kärntneriſchen Sparkaſſa, indem ſie den Beſchluß deren Generalverſammlung vom 4. Februar 1878 nachſtehend vollinhaltlich hiemit veröffentlichen:

Digitized by Google

„Die erſte kärnt. Sparkaſſe ſpricht die Geneigtheit aus, nach Maßgabe der finanziellen Lage der Sparkaſſe und unbeſchadet der anderweitigen, zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken des Landes Kärnten gewidmeten, vom Ausſchuſſe beantragten, von der General-Verſammlung genehmigten und von der k. k. Landes-Regierung ratificirten Subventionen, dann mit fortaniger Aufrechthaltung des bis zur Kundmachung der Sparkaſſa-Statuten im Jahre 1859 laut Rechnungsabſchluſſes im Betrage von 121,607 fl. 89 kr. erworbenen und unangreifbar feſtgeſetzten Reſervefondes — zur Erbauung eines Hauſes, in welchem die drei Anſtalten, nämlich der kärnt. Geſchichtverein, das kärnt. naturhiſtoriſche Muſeum und die kärnt. Gewerbehalle entſprechend untergebracht werden können, — ein unverzinsliches Darlehen aus dem jeweiligen Reſervefonds der kärnt. Sparkaſſe zu widmen, worüber ein umfaſſendes Projekt mit dem Koſtenvoranſchlage ſeinerzeit der kärnt. Sparkaſſa zu ihrer weiteren Amtshandlung und Beſchlußfaſſung über die Darlehensſumme, Schuldbriefserrichtung, Sicherſtellungs- und Rückzahlungs-Modalitäten vorzulegen iſt“.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom
Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 3. Achtundſechzigſter Jahrgang. 1878.

Adolf Ritter von Tſchabuſchnigg.

Biographiſche Skizze.

Glaube an Gott,
Hoffnung in Noth,
Eine Dame im Herzen,
Trotzigen Muth in Schmerzen,
Warme Hand den Freunden,
Kaltes Schwert den Feinden,
Ueber Alles die Treue,
Ueber nichts eine Reue!

(Tſchabuſchnigg, Gedichte 4. Aufl. Seite 497.)

Er hat geglaubt und gehoffet,
Sein Glaube trug ihn ſo weit,
Hat nebenbei einmal geliebet
In ferner entſchwundener Zeit.

Und ob er es nun gefunden,
Worauf ſein Glaube gebaut
Und ob er es endlich errungen,
Woran er gehofft und vertraut —

Wohl weiß ich es nicht zu ſagen,
Ich ſah nur ſein Aug', als es brach,
Er blickte noch einmal nach drüben
Gar ſelig dem Abendroth nach.

(Tſchabuſchnigg, „Am Grabe des Wanderers“ Seite 334.)

Digitized by Google

Kärnten hat am Allerheiligentage 1877 einen ſeiner edelſten, beſten Söhne verloren, dem es viel zu danken hat. Iſt meine Feder auch eine wenig geübte, ſo bin doch ich vor Vielen berufen, ſein Bild, leider nur den poſthumen Wachsabdruck, zu entwerfen. Tſchabuſchnigg verwebt ſich meinen früheſten Erinnerungen und war von meiner früheſten Jugend an mein treuer Freund und Berather. Ich habe ſeine parlamentariſchen Mühen vielfach getheilt, rechne mir es zur größten Ehre, da oft als ſein Schildknappe und Waffenträger gehandelt zu haben und nahm den innigſten Antheil an ſeinen literariſchen Arbeiten, welche ich oft beſprochen habe. Er war auch hierüber gegen mich nie verſchloſſen.

Ich fühle mich um ſo mehr dazu gedrängt, da ſein Bild im geleſenſten Wiener Blatte von gewandter Feder in frivoler Weiſe verzerrt wurde, ſelbſt Unwahrheiten über ihn und ſeine edle Gemalin, im beſten Falle aus Unkenntniß, aufgenommen wurden.

Meine Abſicht iſt es weniger, einen eigentlichen Nekrolog zu ſchreiben, ſondern ich will Tſchabuſchnigg's Leben und Wirken nach vierfacher Richtung betrachten, ſeinen Charakter als Menſch, Familienvater und Freund, ferner als Juriſt, als Parlamentarier, zuletzt als Schriftſteller. Freilich wird es ſchwer möglich ſein, dieſe vier Richtungen gänzlich auseinander zu halten.

Für ſeinen Lebensgang, allerdings nur für einen Theil, gibt ſein herrliches Gedicht: „Mein Dämon“ einige Direction. Er giebt hier die Schilderung einer Alpenpartie (auf die Sirbitze), wo er den Genoſſen vorauseilte, und ſich ihm, als er den Gipfel inne ward, ſein Dämon in Nebelwolken zeigte:

„— Nicht nur Helden auf des Lebens Höh'n,
Die das Geſpann der Weltgeſchichte lenken:
Ein jeder Menſch hat ſeinen eigenen Dämon,
Und wenn für ihn die Schickſalsſtunde ſchlägt,
Erſcheint er im Bereich des engen Lebens,
Geſpenſtig, wie dem Brutus bei Philippi.“

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

„Da plötzlich ſchwoll's vor mir im Nebel auf,
Zum Kern ſchien ſich's zu ballen Form, zu haſchen,
Und wie Hohnlachen klang's: das war mein Dämon,
Nicht wußt' ich's damals; doch es war mein Dämon!

Digitized by Google

Ein Gleichniß wies er ſpottend meines Lebens,
Und rollt' künft'ger Tage Bild mir auf:
Erringen ſollt' ich meines Willens Ziele,
Mein ward zuletzt, wonach die Sehnſucht griff,
Die Freude des Gelingens, nahm er nur,
Nur der Genuß blieb aus, die Frucht war Aſche."

Tſchabuſchnigg's Vater war landſchaftlicher Secretär in Klagenfurt. Ich habe noch mit ihm als Ausſchußrath gearbeitet. Sein und ſeiner trefflichen Gattin einziger Stolz und Freude waren die beiden Söhne, der lebbhafte, geniale Adolf und der ſtillere ſinnige Franz. Ich erinnere mich lebhaft, wie der Vater ſagte: „Mein Adolf muß Diplomat werden, mein Franz gehört in die ſtille Richterſtube". Mit dem liebenswürdigen Franz war ich früher befreundet, da er mir im Alter näher ſtand; durch ihn erſchloß ſich erſt ſpäter meine Intimität mit Adolf. Franz ſtarb ſehr jung als Auscultant in Klagenfurt. Adolf gedachte ſeiner ſtets mit unveränderter Liebe. In ſeinem Gedichte: „Der Dämon" ſagt er:

„Der edle Jüngling, der mein Bruder war,
Der einzige, den das Geſchick mir gab,
Er wachte, ſo wie ich, und leiſen Lauts
Floß das Geſpräch beim Funkeln des Orions
Der hohen Fackel würdig, die uns glühte."

Später erzählt er im ſelben Gedichte, wie er in ſchlummerloſer Nacht durch's offene Fenſter den Orion ſah, und wie es plötzlich dreimal an die Wand ſchlug, faſt wie mit Geiſterhänden, doch ſo klar, daß keine Täuſchung galt.

„Zu jener Stunde ſtarb mein holder Bruder
Fern in der Heimat, und im Traum des Todes
Kam's wie Pfingſtzungen feurig über ihn;
Was je ihn Herrliches in allen Sprachen
Begeiſtert, ſprach er einmal noch im Sterben
Und fuhr von hinnen dann wie in Verzückung."

Tſchabuſchnigg begann ſeine Beamtencarrière als Auscultant in Klagenfurt und lernte dort Fräulein Julie von Heuſler kennen und lieben.

— — — — — — — — — — —
Ich liebte eben mit dem vollen Feuer
Der Jugend — unaustilgbar, allverzehrend,
Der Erde Schlacken floſſen ziſchend ab.

Und reines Gold gerann in meinem Herzen,
Genug ein Leben reich damit zu ſchmücken.
Auf goldnem Grund erſchien die Königin
Der Minne, aus dem Kelche meines Herzens
Wuchs ſie empor, verklärt halb zur Madonna,
Halb wie das holde Wunder ſüßer Märchen;
Gewinnen wollt' ich ſie, mein ſollt' ſie werden,
Und ſtürmte gegen mich die Welt zum Kampf.
(„An meinen Dämon." S. 453.)

Ihr Vater, Vicepräſident des Apellationsgerichtes, wollte von einer Heirat nichts wiſſen. Im Jahre 1834 ſtarb derſelbe und die Hinterbliebenen überſiedelten nach Tirol. — Jahre vergingen. — Tſchabuſchnigg wurde nach Trieſt verſetzt, beſuchte einmal auf einer Reiſe Gleifsheim im Hocheppan bei Bozen, ließ eine Roſe in Juliens Zimmer, und freite ſie endlich, nachdem er Actuar geworden, nach etwa zehnjähriger Trennung.

„Ein Jahr darauf trat ich zum Traualtar,
In der Kapelle eines Edelhofs
Stand neben mir die Königin der Minne;
Ich hatte ſie errungen, trotz dem Schickſal,
Und dennoch lag's wie Ernſt in unſern Zügen.
Des Kirchleins Pforte war mit Laub geſchmückt,
Und golden rann der Wein im Hochzeitkelche —
Des Segens Sinnbild iſt die volle Traube —;
Doch ſchäumte drinn nicht mehr der Duft der Jugend,
Und in den Kränzen gab's manch welkes Blatt.
Eh' nach dem Feſt der zwölfte Tag entſchwunden,
Lag meine Mutter todt in meinen Armen —
Das war die Hochzeitgabe des Geſchicks.
Als ich darauf den Vater auch begrub,
Da war mein Elternhaus ein Kirchhofwinkel,
Der letzte Sproß bin ich zurückgelbieben
Zum Todtengräberdienſt. Noch ſeh' ich ihn
Wie er im Tode lag, das Haupt am Arm,
Sanft wie am grünen Raine eingeſchlafen.

Wie ſich ſeine Ehe mit Julien geſtaltete, darüber laſſen wir ihn ſelber ſprechen:

An meine liebe Julie.

Zu unſerer ſilbernen Hochzeit (31. October 1866).

Was wir im Morgenglanze uns erſonnen,
Nicht Alles hat erfüllt ſich, iſt gekommen,
Dem Kranze ward viel Farbenſpiel genommen,
In Abendroth iſt mancher Traum zerronnen.

Doch deiner Huld und Treue klarer Bronnen
Springt himmelwärts, wie einſt, noch ungebrochen,
Mit Wucher hielt dein Herz, was es verſprochen,
Den Preis der Liebe haſt du voll gewonnen.

Und ſtänden wir nach manch verlebtem Jahre
Heut ſo wie damals in der Schloßkapelle,
Ich böte raſch die Hand dir am Altare

Zum ernſten Gang bis an des Daſeins Schwelle,
Wie einſt die Krone junger Myrtentriebe
Schmückt dich noch heut die Glorie der Liebe.

Als ſie geſtorben.

(7. October 1867.)

1.

Einſt kam ein Mönch, erzählt uns die Legende,
Aus eines Waldes grünen Dämmerungen,
Ein Vöglein hatte drin gar ſchön geſungen,
Nicht ſcheiden mocht' er, bis das Lied zu Ende.

Und als er hinſchritt an des Dorfs Gelände,
Kam eine fremde Jugend hergeſprungen,
Das Kloſterthor, ſobald die Glock' erklungen,
Geöffnet ward's durch unbekannte Hände.

Ihm ſchien's, er hab' nur kurze Augenblicke
Gelauſcht des Paradieſesvogels Singen,
Doch ein Jahrhundert war ſeitdem verfloſſen,

Im Grabe lagen längſt ihm die Genoſſen,
Weiß war ſein Bart, kraftloſe Arme hingen,
Am Stabe ſchlich er matt, wie an der Krücke.

2.

Mir ging es umgekehrt: nur wen'ge Wochen
Liegſt du im Grab', mir ſind es hundert Jahre,
Mein Haar iſt ſchnell gebleicht an deiner Bahre,
Mit deinem Sterben war mein Muth gebrochen.

Und daß mein Herz in altgewohntem Pochen
Das holde Bild ſich ungeſtört bewahre,
Verſank in Nacht die Gegenwart, die klare,
Fremd klang das Wort, das Freundes Mund geſprochen.

Ich hab' gehofft, dir ſei die Pflicht geblieben,
Mein Aug' im Tode ſanft mir zu verſchließen,
Doch anders kam's, mir ward es zugewieſen:

Ein langer Abſchied war's nach langem Lieben,
Nun wohl! ſo magſt, wenn ich dann komme, drüben
In alter Huld du mich zuerſt begrüßen.

Wer dieſe edle, aufopfernde Frau gekannt hatte, wird mit mir empört ſein über die Schilderung des Wiener Feuilletoniſten. Stolz war überhaupt nie ihr Fehler, und gewiß war ſie es am wenigſten auf den Hofrathstitel ihres Gatten.*) Der Herr muß ſie überhaupt nicht gekannt haben, ſonſt könnte er unmöglich ſo ſchreiben.

Tſchabuſchnigg war ein zärtlicher Vater und Großvater. Nachdem er ſeine einzige Tochter nach ihrem und ſeinem Wunſche vermählt hatte, traf ihn das Unglück, den erſten Enkel kurz nach der Geburt zu verlieren. Ich erinnerte ihn damals an ſeinen Dämon, der ihm wohl die Freude des Gelingens, aber nicht die des Genuſſes gönnt. Doch wurde die Ehe ſeiner Tochter noch reich mit lieben Kindern geſegnet und ſein Lebensabend war bis zum Beginne ſeines Leidens ein ungetrübter. — Seinen Freunden war er treu vom Anfang bis zum Ende; er hielt an ſeinem Wahrſpruche feſt. Er ſprach dies auch bei der Vermälung ſeiner Tochter in einem Toaſte auf die Zeugen aus, welche Genugthuung es ihm gewähre, daß ſeine alten Freunde ihm geblieben. — Seine armen und zum Theil in untergeordneten Verhältniſſen lebenden Verwandten ehrte er gleich den angeſehenen und unterſtützte ſie reichlich. — In ſeinem Hauſe herrſchte großartige Gaſtfreundſchaft und die heiterſte Geſelligkeit wußte er durch ſeinen reichen Geiſt, ſeinen kauſtiſchen Witz, ſeine umfaſſenden Kenntniſſe und große Liebenswürdigkeit zu würzen. Dabei war er ein trefflicher Haushalter und wußte ein ſchönes Vermögen zu erwerben und zu erhalten. — Seine nie erloſchene Liebe zur Heimat

*) Anmerkung. Er ſagt nämlich, ſie ſei ſtolzer auf den Hofrathstitel ihres Gatten, als auf deſſen Schriftſtellernamen geweſen.

Digitized by Google

bewog ihn, eine Villa in Pörtſchach zu bauen, deren Reize er durch einige Jahre genoß.

Eine Eigenthümlichkeit Tſchabuſchnigg's war es auch, daß er ſich nie für öffentliche Anſtalten und Vereine zu regelmäßigen Jahresbeiträgen entſchloß, ſondern nur von Fall zu Fall, dafür aber oft großartige Spenden widmete.

Bewundernswerth war ſeine Selbſtbeherrſchung in ſeiner letzten Jahre dauernden Krankheit.

Er wußte, — wie er ſich gegen mich und viele ſeiner näheren Freunde ausſprach — daß er den Tod im Herzen trug, und dennoch ging ſein Leben faſt ſo fort, als wäre er der geſundeſte Menſch. Er beſorgte ſeine Geſchäfte nach wie vor, ſchuf Romane und Gedichte, gab und beſuchte jours fixes, ſpielte, promenirte, ja wenige Wochen vor ſeinem Tode wurde in ſeiner Villa noch getanzt. Acht oder zehn Tage vor ſeinem Ende reiſte er noch nach Wien, obſchon ſeine Beſtattung in der Gruft zu St. Ruprecht, die er als Todtengräber der Seinen — wie er ſich genannt — errichtet hatte, angeordnet war und auch erfolgte. — Ich bin überzeugt, er hatte noch etwas zu ordnen, zu beſorgen und hat es auch ſicher beſorgt. — Einige Stunden vor ſeinem Tode ließ er ſich ankleiden, und ſtarb ſtehend, von ſeinem Schwiegerſohne und ſeiner Tochter unter den Armen geſtützt, ſprachlos und ſo ruhig, daß ſie ihn noch lange hielten, als er ſchon den letzten Kampf ausgerungen. Er hat es wahr gemacht, das Schlußwort in ſeinem Dämon.

Du haſt geſiegt, ich weiß es wohl, mein Dämon,
Am Sterbebett magſt du mich wieder äffen,
Als Nebelfleck, wie auf dem Berg der Jugend.
Verloren iſt die Wette um das Leben,
Doch juble nicht, die Hand voll Todtenbeine,
Werf' ich hohnlachend dir in's Angeſicht.
Fahr wohl, auf Wiederſehen bei Philippi!

Ueber ſeine Laufbahn als Juriſt fühle ich mich als Laie nicht berufen, weitläufig auszuſprechen. Es mag aber als hinreichender Beweis ſeiner hervorragenden Fähigkeit und Verwendung gelten, daß er ohne Protection die höchſten Stufen der Beamtenleiter erklomm. Ich meine da nicht das Miniſterium, ſondern nur die Hofrathsſtelle. Denn um in einem conſtitutionellen Staate Miniſter zu werden, dazu gehören

Digitized by Google

politiſche Combinationen. — Intereſſant iſt zu erwähnen, daß er der erſte Schwurgerichtspräſident in Klagenfurt war. Ich war zufällig abweſend, aber der bekannte, geiſtvolle Schriftſteller Dr. Ed. Hanslik, der damals bei der Kammerprocuratur in Klagenfurt prakticirte, äußerte gegen mich: „Denke Dir einen Fichtner der Aſſiſen, ſo kannſt Du Dir eine Idee von der Klarheit und Eleganz machen, mit der er leitete.“ Er hätte als Hofrath beim oberſten Gerichtshof wohl länger gewirkt, hätte nicht das Miniſterium ſeine Laufbahn unterbrochen. Gewiß wäre es ſehr wünſchenswerth und verdienſtlich, wenn ein Berufener ausführlicher namentlich über ſein Wirken als Criminalrichter — denn als ſolcher war er vorzüglich — berichten wollte.

Ich komme nun auf Tſchabuſchnigg's parlamentariſches Wirken. Hier muß ich wohl etwas ausführlicher ſein, denn es iſt die intereſſanteſte Partie, die ich zu ſchildern habe. Manches iſt noch nicht allgemein bekannt und es gilt, hier manche Irrthümer zu berichtigen. Und da beginne ich denn gleich, um die leidige Polemik hinter mir zu haben, mit der Wiederlegung des Feuilletoniſten des Wiener Blattes.

Was dieſer Herr ſagt, iſt vom Alpha bis zum Omega unrichtig. Tſchabuſchnigg war niemals ein ruhiger Abgeordneter, er war fort und fort thätig als Obmann, Berichterſtatter und Mitglied der Ausſchüſſe in den Klubs und als Redner im Hauſe, letzteres freilich nicht ſo oft als andere. Aber nur wer vom parlamentariſchen Leben keine Idee hat, wird die Thätigkeit eines Abgeordneten nach ſeinen öffentlichen Reden beurtheilen. Die Hauptthätigkeit, die Geltendmachung ſeines Einfluſſes bleibt hinter den Couliſſen. Ich führe da als Beiſpiel die Thätigkeit Baron Eichhoff's an. Faſt nie hat er im Hauſe geſprochen und gewiß wird ihm kein Abgeordneter ſeinen großen Einfluß abſprechen Es iſt möglich, daß man Tſchabuſchnigg kaum einen Nachruf widmen würde, aber das beweiſt in unſerer raſchlebigen Zeit, in der die Todten faſt immer Unrecht haben und in welcher die Dankbarkeit eine faſt verſchollene Tugend iſt — nichts. Aber das Vaterland, namentlich ſein engeres, ſoll ihm ewig danken für das, was er erreicht und was er angeſtrebt.

Es wird ferner geſagt, Tſchabuſchnigg ſei immer mit den von Oben wehenden Winden geſegelt und habe keinen politiſchen Muth beſeſſen. Gerade das Gegentheil davon iſt die Wahrheit. Er war faſt

immer ein Gegner der Regierung, gehörte der Partei an, welche Schmerling ſtürzte (was vielleicht ein politiſcher Irrthum war, denn es folgte Belcredi), war auf dem Landtage — dieſe tagten damals ja allein — ein Hauptagitator gegen die Verfaſſungsſiſtirung und hielt die bedeutendſten Reden. Er ſprach im Hauſe (Adreßdebatte 1867) und arbeitete in den Ausſchüſſen gegen den Beuſt'ſchen ungariſchen Ausgleich. Daß er dagegen ſtimmte, iſt ſelbſtverſtändlich. Ich übergehe nun, da dieſes Thema abgethan, zum eigentlichen Bericht über ſein parlamentariſches Leben, welches wohl objectiv noch genug Berichtigungen bringen wird. Tſchabuſchnigg war vor Vielen zum Abgeordneten geboren. Seine gediegenen juridiſchen Kenntniſſe, ſeine umfaſſende allgemeine Bildung kamen ihm dabei ſehr zu Statten. Als Schriftſteller hatte er ſeinen Stil und Sprache gebildet, ſo daß ihm das rechte Wort immer zu Gebote ſtand. Sein Vortrag war ruhig, langſam, ernſt, ſehr deutlich und verſtändlich; er verſchmähte aber abſolut jeden Anklang einer deklamatoriſchen Betonung, wodurch ſeine Reden etwas monoton wurden und auf die Maſſe des Publikums weniger zündend wirkten. Daß ſeine Reden ſtets elegant und ſcharf waren, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Selten, faſt nie, gab er ihnen einen poetiſchen Schmuck; auch apellirte er nie an das Gemüth, immer nur an den Verſtand. Er bewahrte ſo ſehr ſeine Ruhe, daß er in ſeiner langen parlamentariſchen Laufbahn nie zur Ordnung gerufen wurde, obſchon er ſeinen Gegner oft mit Sarkasmus niederſchmetterte. Auch hatte er die Parteidisciplin, einen politiſchen Freund nie zu verletzen, ſelbſt wenn er gegen ſolchen ſprechen oder ſtimmen mußte. Daß bei ihm das jedem Abgeordneten heilig ſein ſollende Geſetz: „Inimicus causae amicus personae" galt, iſt wohl ſelbſtverſtändlich.

Der eigentliche Beginn ſeines Wirkens als Abgeordneter war im Landtage 1848, wenn man nicht die Vorberathung der Verfaſſung in Wien im März desſelben Jahres als Anfangspunkte bezeichnen will. Ich war damals auch Landtagsabgeordneter, wir kämpften Schulter an Schulter, oder ich trug ihm die Waffen, wie ſpäter durch ſo lange Zeit. — Wer die Protokolle jenes Landtages zur Hand nimmt, wird daraus erſehen, daß Tſchabuſchnigg eigentlich ſchon fertig ſo daſtand, wie ich ihn eben geſchildert. Freilich konnte man in dieſer verrückten ſtürmiſchen Zeit beſtimmte Ziele kaum feſthalten oder verfolgen. Was in jener Zeit conſervativ war, gehört jetzt gewiß der Linken an. Die Conſervativen von 1848 waren eben unſichtbar. Doch haben wir damals

ein ganz brauchbares Gemeindegeſetz erſchaffen, aus dem ſpäter Manches adoptirt wurde. Nicht viele Landtage werden ſich eines ſolchen Werkes rühmen können. — Ganz verſchieden war die Art der Behandlung; es war die Vorberathung durch einen Ausſchuß ausgeſchloſſen, die Vorlage kam gleich vor den Landtag. Ich könnte nicht ſagen, daß dieß gar ſo unpraktiſch oder zeitraubend geweſen wäre. Tſchabuſchnigg wurde in den Landtagsausſchuß gewählt und war thätiges Mitglied desſelben bis zu ſeiner Ueberſetzung nach Graz. — Die Thätigkeit dieſes Körpers war eine ſegensreiche für das Land, namentlich für die Hauptſtadt. Bach, der aus dem Proviſorium nicht heraus wollte, bewilligte, um gute Laune zu erhalten, die größten Summen für den Domeſticalfond. Es wurde der Stadt- und Lendkanal hergeſtellt, die Eliſabethbrücke gebaut, Landhaus und Burg reſtaurirt. Hier muß ich den Kampf und die Confuſion zwiſchen dem Landtags- und dem alten großen ſtändiſchen Ausſchuſſe erwähnen. Letzterer beſtand eigentlich zu Recht, er war, ſo wie die ganze matrikulirte Ständeſchaft nicht aufgehoben worden und trat nach Niederwerfung der Revolution wieder hervor. Da er aber das Vertrauen des Landes nicht mehr beſaß, mußte er ſich entweder vereinigen oder abtreten. Ich gehörte dem alten Ausſchuſſe an, verſuchte die Vereinigung zu erreichen, allerdings zuerſt nur in Privatgeſprächen. Als ich die Erfolgloſigkeit meines Strebens ſah, reſignirte ich. Die Regierung vermehrte die Confuſion, conferirte mit beiden und entſchloß ſich zu keiner Auflöſung. Es kam zu komiſchen Conflicten. Die Alten, ſich als Herren im Hauſe anſehend, verweigerten z. B. die Schreibmaterialien, die Jungen kamen wie Studenten mit Tinte, Papier und Federn zur Sitzung. — Beim erſten Beſuche des Kaiſers ſchickten beide ihre Vertreter zum Empfange auf die Höhe des Predil, da ſoll es zum ernſten Wortgefechte gekommen ſein. — Endlich mußten die Alten weichen, ich glaube aber nicht in Folge einer förmlichen Auflöſung durch die Regierung, ſondern durch inneren Zerfall und weil ſich die Regierung immer mehr den Jungen zuwandte und ihnen die Subventionen vertraute.

So lange Tſchabuſchnigg in Graz als Oberlandesgerichtsrath weilte — etwa ſechs Jahre — ruhte ſeine parlamentariſche Thätigkeit. 1861 ernannte ihn die Gemeinde Viktring zum Ehrenbürger und der Großgrundbeſitz wählte ihn in den Landtag und dieſer mit allen Stimmen gegen eine (ſeine eigene) in den Reichsrath. Tſchabuſchnigg hatte den Landtag nicht blos als Schwelle des Reichsrathes betrachtet, ſondern

war in den neun Jahren, die wir zuſammen in der Landtagsſtube ſaßen, das thätigſte Mitglied. Er gehörte immer dem Finanzausſchuſſe ſpäter auch dem juridiſch-politiſchen (eigentlich Verfaſſungsausſchuſſe), an, betheiligte ſich bei wichtigeren Fragen ſtets gründlich, namentlich in den Adreßdebatten. Nie kehrte er den Hofrath heraus, er war jedem ein guter Camerad. Es war namentlich die erſten Jahre eine ſchöne, friſche Zeit; man glaubte, hoffte noch; es war der Frühling der Verfaſſung; ſeitdem iſt der Herbſt, der traurige, gekommen und hat die Blüten zerſtört. — Es iſt gewiß nicht zu verkennen, daß trotz der Reaction viel erreicht wurde. Allein das Erreichte reichte theilweiſe nicht und nebenher kam ſo viel unerwartetes Unglück dazu; es war nur die Freude des Gelingens, der Genuß blieb aus. In geſelliger Beziehung lebten wir Abgeordnete damals ſehr angenehm. Unſer hochverehrter, allgemein gleich beliebter Landeshauptmann öffnete uns ſein gaſtliches Haus, ebenſo der Fürſtbiſchof. Es war ferner Sitte, daß jeder Obmann eines Ausſchuſſes demſelben ein Diner gab; wir hatten größere allgemeine Bankette, z. B. in Villach, als uns zu Ehren die Südbahn-Geſellſchaft zu einer Fahrt auf der noch nicht eröffneten Bahn einlud. — Ich ſchreibe vielleicht zu weitläufig über Bekanntes, längſt Vergangenes, aber man möge mir verzeihen und meine damaligen Collegen werden ſich gewiß gern mit mir daran erinnern. *) — 1867 wurde Tſchabuſchnigg wieder in den Landtag und Reichsrath mit eben

*) Die kärntneriſche Landſchaft hatte in der alten Zeit gewiſſe Mauthen und Gefälle, namentlich vom Weine einzuheben. Dieſe wurden vom Staate aufgehoben doch nie eine klare Rechnung gemacht, ſondern für die Bedürfniſſe der Landſchaft jährlich Vorſchüſſe von ſehr ungleichem Betrage, man möchte ſagen, nach Laune gewidmet. Außerdem beſtanden eine Maſſe nicht liquidirte Forderungen und Gegenforderungen von der Franzoſenzeit. Der Landesausſchuß v. Hueber fand, daß es mit dem Guthaben Kärntens, welches im Publikum auf einige Millionen geſchätzt wurde, gar nicht gar ſo ſicher ſtehe, daß es wohl zu einem zweifelhaften Proceſſe kommen könne, beantragte, einen Vergleich zu ſchließen und ſich mit einer jährlichen Entſchädigungsſumme von 60.000 fl. zu begnügen. Der Landtag nahm den Antrag an und Tſchabuſchnigg gelang es, den damaligen Finanzminiſter von Plener, der Anfangs gar nichts davon wiſſen wollte, dafür zu gewinnen. Es wurde auch da meiſt hinter den Couliſſen zwiſchen den beiden Herren verhandelt. Tſchabuſchnigg bat, drohte und erweichte Plener endlich. Später übermachte Breſtel der Landſchaft eine Million Papierrente und 10.000 fl. bis zu einem gewiſſen Zeitpunkte. Dadurch wurde dem Lande eine Jahresumlage von 4 1/3 Kreuzer auf den Steuergulden erſpart! Es iſt mir nicht bekannt, daß ein anderes Kronland ein ähnlich günſtiges Reſultat erzielt hätte; die Verhältniſſe ſind oder waren in den meiſten identiſch oder ſehr ähnlich.

ſo vielen Stimmen gewählt. Ueber ſein Wirken als Abgeordneter habe ich mich ſchon theilweiſe ausgeſprochen und es bleibt mir nur wenig mehr zu ergänzen übrig. Er war ausgeſprochener Centraliſt und trat den föderaliſtiſchen Gelüſten immer entſchieden entgegen. Seine engſten politiſchen Freunde waren namentlich in den erſten Jahren: Giskra, Herbſt, Schindler ꝛc. Als ſtändiges Mitglied des Finanzausſchuſſes, war er immer Berichterſtatter des Juſtizbudgets und kämpfte und ſtimmte ſowohl im Ausſchuſſe als im Hauſe und ſpäter in der Delegation gegen die Höhe des Militärbudgets. Ich ſelbſt hörte und las ſeine wohldurchdachten Reden. Und dieſer Mann ſoll ſich nach dem Winde „von Oben“ gerichtet haben! — Daß er Gegner des Ausgleiches war, habe ich ſchon erwähnt und vielleicht deshalb — die große liberale Majorität litt am Ausgleichsfieber — wurde er nicht in den Verfaſſungsausſchuß gewählt. Damals war er Obmann des Ausſchuſſes für das Vereinsgeſetz und der Strafproceß-Ordnung. Ich gehörte natürlich demſelben Klub an. Sein Einfluß war ſo groß, daß ich auf eine Andeutung ſeinerſeits mit großer Majorität in den confeſſionellen Ausſchuß gewählt ward, ſo unbekannt ich damals noch war. — Gegen das Bürgerminiſterium verhielt er ſich erſt abwartend und warf ihm nur mit Recht vor, daß es zu wenig regierte, die Maſchine zu ſehr ſich ſelbſt überließ, Sehr bedauerte er die Demiſſion von Karlos Auersperg, mit dem das Bürgerminiſterium ſeinen Halt verloren hatte. Er ſtimmte jedoch meiſt mit demſelben, nur dem Wehrgeſetze war er ein Gegner.

Wir kommen nun zur verhängnißvollſten Epoche ſeines parlamentariſchen Lebens, zu ſeinem größten Irrthume, ſeinem Miniſterium. Es wurde erwähnt, daß das Bürgerminiſterium, ſchon durch den Verluſt ſeines erſten Präſidenten erſchüttert, ſich wegen ſeiner inneren Spaltung nicht halten konnte und die Grafen Potocki und Taaffe die Bildung der Regierung übernahmen. Dieſe wollten nun wenigſtens einen Collegen aus der Majorität des Abgeordnetenhauſes haben und überraſchten Tſchabuſchnigg mit dem Antrage, das Juſtizminiſterium definitiv und das des Cultus proviſoriſch zu übernehmen. Er war überraſcht, verlangte Bedenkzeit, formulirte und überreichte ein Programm, worin er ſich für die directen Wahlen und Aufhebung des Concordats obenan ausſprach — (das letztere wurde vom Miniſterium Potocki auch aufgehoben) — welches ihm Potocki bald mit ſeiner Unterſchrift verſehen, zurückſtellte. Es mag ihn zur Annahme des Portefeuilles einerſeits die Hoffnung bewogen haben, durch centraliſtiſche Tendenz den Föderalismus

einigermaßen zu paraliſiren und abzuſchwächen. Ferner iſt es wohl bei einem Manne, der im politiſchen Leben ſein höchſtes Intereſſe fand und ſich demſelben vor allem Anderen widmete, ein verzeihlicher Ehrgeiz, ſeine Ideen des Fortſchrittes ſowohl in der Juſtiz, als in andern Branchen, unterſtützt von ſeinen politiſchen Freunden, die er wieder zu gewinnen hoffte, ſelbſtändig durchzuführen und die Initiativen zu ergreifen. Daß er in beiden Richtungen irrte, hat die Folge bewieſen. Lächerlich war es, wenn einige ſagten, materielle Vortheile hätten ihn dazu bewogen. Er hat höchſtens die Funktionszulage von 10 Monaten gewonnen. Er genoß als Hofrath einen Gehalt von 6000 fl. (ſammt Quartierzulage), war überdies Verwaltungsrath der Rudolfbahn mit 2400 fl.; er hätte ſicher als Hofrath ſeine 40 Jahre ausgedient, wäre Verwaltungsrath geblieben, welche Stelle er als Miniſter niederlegte, was mit ſeiner Miniſterpenſion kaum ausgeglichen war. — Von ſeinem miniſteriellen Wirken iſt nichts an's Tageslicht getreten, da das Miniſterium bekanntlich keine Vorlagen brachte. Ich weiß, daß er den Strafproceß umarbeiten ließ. Der Großgrundbeſitz wählte ihn wieder in den Landtag und dieſer in den juridiſch-politiſchen Ausſchuß, wohl um ihn gehörig zu interpelliren, was er auch annahm.

Hätte ihn Potocki nicht abgerufen, ohne ihn zu brauchen (er rief ihn ab wegen des Strikes des Tiroler Landtages und conſultirte ihn, wie ich aus beſter Quelle weiß, faſt gar nicht), er wäre ſicher wieder gewählt worden — denn es fehlten ihm nur 2 bis 3 Stimmen — und das Miniſterium hätte wahrhaftig eine ſo kräftige Wurzel im Abgeordnetenhauſe brauchen können. Durch die ſpätere Berufung Petrino's ward Tſchabuſchnig ſchon ſehr verſtimmt und wollte abtreten. Die weitere Geſchichte iſt bekannt. Beide Häuſer ſtürzten die Regierung ſchon in der Adreßdebatte, was ich niemals für klug hielt. Man hätte es immer mit dem ehrlichen Potocki, mit Tſchabuſchnigg, Stremayr verſuchen, wenigſtens die Vorlagen abwarten können. Es folgte das Miniſterium Hohenwart, was für meine Anſicht ſpricht. Als der Landtag ihn nicht mehr zum Abgeordneten gewählt hatte, ernannte ihn der Kaiſer zum lebenslänglichen Herrenhausmitgliede. Obſchon es vollkommen unrichtig iſt, daß er ein ſtilles Mitglied war — er war Berichterſtatter des Strafproceſſes, ſprach in allen wichtigen Fragen, namentlich den confeſſionellen — ſo war er doch auf einen fremden Boden verſetzt; er gehörte in's Abgeordnetenhaus, da hatte er ſeine Partei, ſeine Freunde, im Herrenhauſe fühlte er ſich wohl nie heimiſch. Später in

Digitized by Google

der Delegation verſöhnte er ſich mit ſeinen früheren Freunden, Giskra, Herbſt. Ich muß noch erwähnen, daß er in der damaligen (1870) Adreßdebatte als trefflicher Anwalt des Miniſteriums im Herrenhauſe ſprach. Er wünſchte hierauf auch in der zweiten Kammer zu ſprechen, um gleichſam Abſchied zu nehmen. Potocki wünſchte das nicht, er wollte allein ſprechen, that es, aber wohl nicht ſehr glücklich. Und Herbſt apoſtrophirte Tſchabuſchnigg noch, indem er ungefähr ſagte: Wir ſehen uns gegenüber den Freund, der uns verlaſſen, als Gegner. Aus Disciplin mußte Tſchabuſchnigg ſchweigen. Ich könnte dieſes Capitel abſchließen, wenn es mich nicht drängte, hier noch darüber zu berichten, wie er ſich mir gegenüber benahm. Ich geſtehe, daß ich durch die Nachricht ſeiner Annahme ſehr verſtimmt war und zuerſt nicht daran glauben wollte. Es ſchien mir eine Verläugnung ſeiner Principien, eine Untreue gegen ſeine Partei zu ſein. Da brach er das Stillſchweigen und ſchrieb mir, daß es ihn ſehr kränke, daß ich bei dieſer ernſten Lebensphaſe ihm kein Zeichen gebe und er den Muth verlieren müſſe, wenn ſeine Freunde ihn verließen. Ich antwortete, daß er uns veraſſen habe, daß ich gejubelt hätte, ihn in einem parlamentariſchen Miniſterium zu finden, daß es mich aber ſchmerzlich berühre, ihn als Collegen der Föderaliſten Potocki und Taaffe zu wiſſen. Seine Erwiderung war nun eine ſehr gereizte. Er ſetzte mir ſeine Gründe der Annahme auseinander. Hierauf replicirte ich mit den Worten: „Es ſcheint, daß Du in Deiner neuen Würde Wahrheit und Offenheit nicht nicht mehr ertragen kannſt". Ich ſagte ihm voraus, daß er ſich täuſche, wenn er glaube, Potocki werde ſeine gemachten Verſprechungen erfüllen können. Zum Schluſſe erhielt ich einen ruhigen freundlichen Brief und das Zerwürfniß war gehoben, meine Achtung und Freundſchaft für dieſen ſeltenen Charakter womöglich noch größer, denn er blieb ſeiner Deviſe: „Warme Hand den Freunden!" treu.

Wir haben uns noch mit dem Schriftſteller Tſchabuſchnigg zu beſchäftigen. Hier kann ich kürzer ſein, da ich ſeine Werke oft beſprach und ankündigte. Er hat Romane, Novellen, Reiſeliteratur und Gedichte geſchaffen. Nach meiner Anſicht ſtehen ſeine Romane weit unter ſeinen Gedichten. Es fehlt da meiſt die Einheit, verſchiedene Handlungen und Epiſoden laufen neben einander her und verwirren, welcher Tadel vorzüglich ſeine letzten Arbeiten („Sünder und Thoren", „Große Herren

und kleine Leute") trifft. Daß er in dieſem Conglomerat auch vieles Schöne und Geiſtreiche, manch eingeſprengter Edelſtein zu finden iſt, muß man wohl zugeben. Am beſten gelangen ihm die ernſten, ſentimentalen Partien, wogegen die humoriſtiſchen unangenehm abſtoßen. So ſprudelnd und belebend Tſchabuſchnigg's Humor im perſönlichen Verkehre war, ſo fatal gezwungen tritt er oft in dem Romane auf. Auch bringt er unöthiger Weiſe zu viel Widerliches und Gräßliches hinein. Ich theile zum erſten Male die Anſicht des Wiener Feuilletoniſten, der „Grafenpfalz" für ſeinen beſten Roman erklärt. Das iſt eine ſpannende, befriedigende Entwicklung, eine wahre Schilderung der Zeitverhältniſſe, weshalb ich in meiner Beurtheilung dieſen Roman auch als culturhiſtoriſchen bezeichnete, ſchöne Entwicklung der Charaktere, prächtige Naturſchilderungen und endlich der Humor weniger verzerrt. Noch bedeutender, aber nicht ſo anſprechend ſind „Die Induſtriellen", „Der Spaziergang Siegfried's mit ſeiner Geliebten" und dann „ſein Begräbniß durch ſie", das könnte wohl nicht ſchöner geſchrieben werden. Dagegen iſt es haarſträubend, wie der Schädel einer viel geliebten Gattin bei einer Straßenanlage ausgegraben und zu Zündhölzchen beſtimmt wird.

Seine drei Bände „Novellen" und das „Buch der Reiſen" habe ich erſt im vorigen Jahre beſprochen und weiſe darauf hin.

Die meiſten und ſchönſten Perlen finden wir aber wohl in ſeinen Gedichten. Es wäre eine mühſame Arbeit, dieſe als Sonette und lyriſche, politiſche Gedichte und Balladen zu ordnen, da ſie in bunter Reihe auf einander folgen. Unter den erſteren ſpricht ſich wohl Alles für das reizende wehmüthige „Zu ſpät nur". Doch reihen ſich viele würdige an. „Liedchen", „Im Nebel", „Das welke Blatt", „Allerſeelentag", „Poſthornklang", „Sonette an Sie", „Weichſel", „Im Herbſte" und viele andere.

Von den politiſchen Gedichten iſt in erſter Linie als ergreifendſtes „Freiheit" anzuführen:

„Nicht eine Braut mit halbgelöſten Spangen,
Im holden Blick der Liebe ſüßes Zagen,
Erſchien die Freiheit in des Lenzes Tagen,
Nein, ſtolz wie Judith, kam ſie hergegangen."
— — — — — — — — — — —

Zu dieſen zähle ich das Pfingſtfeſt zu Mainz 1184, 1859 erſchienen, deſſen drei letzte Strophen lauten:

„Grün noch blinkt der Rhein, von ſüßem
Liederklang umrauſcht, vom jüngſten;
Doch wann feiert ſtolz zu Mainz
Deutſchland wieder ſeine Pfingſten?

Wann umdrängen wieder Baier,
Sachſ' und Schwab dieſelbe Fahne,
Daß der gleichen Farben Pracht
Alle an die Eintracht mahne?

Wann? — Wer weiß es! — Doch dann hält das
Roß der Dän' dem Kaiſer wieder,
Und der Graf von Piemont
Legt die Kron' am Throne nieder!"

Einer der Wünſche iſt in Erfüllung gegangen, wenn auch anders als der gute Oeſterreicher träumte.

Ferner den „gehörnten Siegfried", deſſen Schlußſtrophe lautet:

„Das Blatt auf ſeinem Rücken
Verdarb den deutſchen Mann,
Das hat von der ſlaviſchen Linde
Ein einziges Blatt gethan."

Hieher iſt auch zu zählen „Der Herzog von Urbino", „Den Beſiegten", „Ulrich von Hutten", „Deutſcher Brauch", endlich „Winkelried", „Béranger" und manche andere. Von „Béranger" lauten die letzten Verſe:

„Er konnte dichten nur, der blaſſe Mann,
Er trug kein Schwert, ſo lang er ſang und lebte,
Und doch erſchrickt der Mann, der ſchweigen kann,
Wie König Saul vor David's Harfe bebte:
Es graut — verſteckt den Sarg in Lorbeerreiſer! —
Vor'm todten Dichter dem lebend'gen Kaiſer."

Von ſeinen Balladen nenne ich „Siegelinde", „Waldroſe", „Ritt nach dem Roſengarten", „Schildwache", „Die ſieben Grafen zu Kuenming", „Vom alten Grafenhauſe", „Graf zu Rhein", „Thais", „Die Sage vom Greifenfels", „Bertrand de Born", „Des Herzogs Radbot Taufe" ꝛc.

Von Gedichten, die ſich auf die Heimat beziehen, finden ſich verhältnißmäßig wenige: „An die Heimatberge", „Vom Herzogſtuhle", „Brautfahrt in die Drau", „Waffenbrüder Truchſen", „Heiligenblut" (Der Beſuch der Kaiſerin).

Von den humoriſtiſchen ſind die vorzüglichſten: „Nach 20 Jahren", „Ulrich von Lichtenſtein", „Das neue Märlein vom deutſchen Kaiſer", „Mephiſtopheles" ꝛc.

Gedichte, die ſich ſchwer einreihen laſſen, aber doch ſehr zu würdigen ſind: „Nächtlicher Ritt", „Berſerkerwuth" und die reizenden Arabesken: „Ritter und Burgen" ꝛc.

Tſchabuſchnigg's Poeſie eignet ſich auch vortrefflich zur Declamation, leichter als z. B. Anaſtaſius Grün, Julius von der Traun. „Die Schildwache" wird noch immer in Declamationsbüchern aufgenommen.

Ob ihm als Dichter ſo ganz das Recht der Unſterblichkeit abgeſprochen werden kann, ob eine dankbare freundliche Erinnerung eine genügende Anerkennung iſt, ob er nicht mehr Recht auf die Bewunderung der Nachwelt hat, als mancher Dichter der claſſiſchen Periode, z. B. Hölderlin, mag die Zukunft entſcheiden. Eine Niſche wenigſtens in einem Mauſoleum deutſcher Dichter wird ihm doch gebühren.

Paul Freiherr v. Herbert.

Eine Sagennotiz von der St. Sebaſtianer Umgebung.

Von Franz Ivanetič.

Ein Bauer aus Görjach ward einſt im Traume gemahnt, die am Rattenkogl mit Goldmünzen gefüllte Truhe auszuheben, wobei ihm ein Mandl, angethan mit ſchwarzlederner Hoſe, rothem Käppchen und Bundſchuhen mit rothen Bändern behilflich ſein würde. Der Bauer folgte der Eingebung des Traumes und machte ſich mit einem Fuhrwerke zur bezeichneten Stelle auf. Er grub nach der Geldkiſte, hob ſie mit Hilfe des in der That herbeigekommenen Männleins aus und lud ſie auf den Wagen, den zwei ſchwarze Ochſen mit weißen Hörnern unter Führung des Bergmännchens zogen. Schon haben ſie eine ziemliche Strecke des Weges zurückgelegt, als hinter dem Wagen ein ſtarker Knall erfolgte und den Bauer unwillkührlich veranlaßte, ſich umzuſehen. Kaum war die Unvorſicht begangen, ſo verſchwand im Nu Geld und Männlein. Der Bauer, dem der behobene Schatz ſo unverſehens dahinſchwand, fuhr ganz düſter und traurig geſtimmt weiter. Als er nach Hauſe kam, begegnete ihm in der Hausflur ein großer ſchwarzer Hund mit einem Körblein im Maul. Da er ſelbſt keinen Haushund beſaß, ſo fragte er

5

ſein Weib, woher denn auf einmal der ſchwarze Hund gekommen ſei? Sie erwiderte: Der Hund kam vor Kurzem vom Semlerwaldl her, in dem vor einer halben Stunde ein ſtarker Schuß fiel. Der Bauer, näherte ſich nun voll Neugierde dem merkwürdigen Vierfüßler und nahm ihm den Deckel vom Körbchen weg. In dieſem fand er drei Eier und wie er ſie herausnahm, um ſie näher zu beſehen, verwandelten ſich dieſe in drei Goldklumpen und der Hund verſchwand. — Im Lavongraben erblickten einſt Holzknechte auf einmal eine Goldhöhle. Als ſie ſich derſelben näherten, erhob ſich hinter ihnen das Geſchrei: „Eure Pferde gehen zu Grunde"; durch den irrigen Ruf verleitet, ſahen ſie ſich um, worauf die goldglitzernde Höhle ſofort verſchwand. — Zwiſchen dem Chriſtof- und Magdalenenberge befindet ſich eine Goldader. — Beim Hanſel im Lavongraben rinnt das Rudelbachl. In dieſem Bachl ſoll ſich eine Goldader vorfinden. Die Sage erzählt von einem „wälſchen Mandl", das ſich alljährlich beim benannten „Waſſerlein" einen Sack voll Gold hole. (Aehnlich lauten die Volksſagen von dem ehemaligen See zu St. Ulrich am Johannſerberge, von den Karfunkelhöhlen am Ulrichs- und Magdalenenberge und der Saualpe.) — Beim oberen Gradiſchnigg auf dem Helenenberge erblickte einſt ein Hirt eine ſilberne Kegelbahn, auf der neun goldene Kegel und drei goldene Kugeln ſich vorfanden. Als er nächſtens wieder rückkehrte, um die ſchönen und werthvollen Kugeln und Kegel heimzutragen, fand er die Silberbahn nicht mehr. Aehnliche Volksſagen exiſtiren von Meiſelding im Krappfelde, dem Zoppelkogl bei Göſſeling und von anderen Orten, an denen in früheren Zeiten nach Erz gegraben wurde.

Bücheranſchaffungen im natur-hiſtoriſchen Landes-Muſeum im Jahre 1877.

Mathematik, Aſtronomie, Phyſik und Chemie.

Bericht der deutſchen chemiſchen Geſellſchaft. X. Jahrgang. 1877. Berlin, Dümmler, 1877. 8°.

Hermes O., Elemente der Aſtronomie und mathematiſchen Geographie. Mit 44 Holzſchnitten. Berlin, Winkelmann, 1877. gr. 8°.

Heumann, Dr. Karl, Anleitung zum Experimentiren bei Vorleſungen über anorganiſche Chemie. 1. Lief. Braunſchweig, Friedr. Vieweg, 1876. 8°.

Littrow Karl von, Kalender für alle Stände. XLVII. Jahrgang. 1877. — XLVIII. Jahrgang. 1878. Wien, Carl Gerold, 8°.

Mayr, Dr. Georg, Die Geſetzmäßigkeit im Geſellſchaftsleben. Statiſtiſche Studien. München, R. Oldenbourg, 1877. 8°. (Naturkräfte. Bd. XXIII.)

Nasmyth J. und Carpenter J., Der Mond betrachtet als Planet, Welt und Trabant. Leipzig, Leopold Voß, 1876. 4°.

Ruchte, Dr., Zuſammenſtellung der wichtigſten chemiſchen Proceſſe in Formeln. Neuburg a. D., Prechter, 1877. gr. 16°.

Secchi Dir. P. Angelo, Die Einheit der Naturkräfte. Ein Beitrag zur Naturphiloſophie. Leipzig, Frohberg, 1877. 2. Bde. gr. 8°.

Stein, Dr. Med. S. Th. Das Licht im Dienſte wiſſenſchaftlicher Forſchung. Leipzig, Spamer. 1877. 8°.

Allgemeine Naturgeſchichte.

Eger, Dr. L., Der Naturalien-Sammler. 3. Aufl. Wien, Faeſy und Frick, 1877. gr. 8°.

Wigand, Dr. Albert, Der Darwinismus. 2. Bd. Braunſchweig, Friedrich Vieweg, 1876. 2. Bd. 8°.

Geologie und Paläontologie.

Cotta, Bernhard v., Geologiſches Repertorium. Leipzig, J. J. Weber, 1877. 8°.

Falb Rudolf, Gedanken und Studien über den Vulkanismus. Graz, Leykam, 1875. 8°.

Friedrich Oscar, Die mikroſkopiſche Unterſuchung der Geſteine. Dresden, Zahn, 1876. 8°.

Heer, Flora fossilis Helvetia. 2. und 3. Lieferung. Zürich, Wurſter & Comp., 1877. Fol.

Laſaulx A. v., Erdbeben von Herzogenrath. Bonn. 1874. 8°.

Pfaff, Dr. Friedr., Die Naturkräfte in den Alpen. München, Oldenburg, 1877. 8°. (Naturkräfte, Bd. XXIV.)

Seebach K. v., Das mitteldeutſche Erdbeben. Leipzig. 1873. 8°.

Zittel Karl A., Die Kreide. (Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge. Heft 251.) Berlin, Habel, 1877. 8°.

Mineralogie.

Groth P., Zeitſchrift für Kryſtallographie und Mineralogie. 1. Bd. Leipzig, W. Engelmann, 1877. 8°.

Botanik.

Aberle, Prof. Dr. Carl, Vergleichende Zuſammenſtellung der gebräuchlicheren Pflanzenſyſteme. Wien, F. Buck, 1877. 8°.

Zoologie.

Gloger's, Dr. C. W. L., Schriften über Vogelſchutz, 11.Aufl. Berlin. H. Voigt, 1877. 8°.

Graber, Dr.Vitus, Die Inſekten. 2. Theil. 1. Hälfte (Naturkräfte, Bd. XXII. 1. Hälfte.) München, R. Oldenbourg, 1877.

Jäger Guſtav, Zoologiſche Briefe. 3. Bd. Wien, Braumüller, 1876. 8°.

Stein J. P. Friedr., Catalogus Coleopterorum Europae. Berolini, Frid. Nicolai, 1868. 8°.

Wallace Alfr. Ruſſel, Die geographiſche Verbreitung der Thiere. Deutſch von A. B. Meyer. 2 Bde. Dresden, Zahn, 1877. 8°.

Anthropologie.

Hölder, Dr. H. v., Zuſammenſtellung der in Würtemberg vorkommenden Schädelformen. Stuttgart, Schweizerbart, 1877, gr. 4°.

Die im vorigen Jahresberichte „Carinthia“ 1877, S. 165—168 und 190—192 genannten Zeitſchriften und Lieferungswerke: Ausland, Archiv für Anthropologie, Oeſterreichiſche botaniſche Zeitſchrift, Bronn, Klaſſen und Ordnungen des Thierreiches, Chemiſches Centralblatt, Elsner's chemiſch-techniſche Mittheilungen, Flora, Naturforſcher, Neues Jahrbuch für Mineralogie, Poggendorff's Annalen der Phyſik und Chemie mit Ergänzungsheften und Beiblättern, Petermann's geographiſche Mittheilungen und Vierteljahrsrevue der Naturwiſſenſchaften, B. 5 und 6, wurden auch im Vorjahre fortgeſetzt.

Schriftenaustauſch mit Akademien und naturwiſſenſchaftlichen Vereinen.

Augsburg, naturhiſtoriſcher Verein. 24. Bericht. 1877.

Auſſig, naturwiſſenſchaftlicher Verein. Mittheilungen; Purgold, Ueber die Bildung des Auſſig-Teplitzer Braunkohlenflötzes.

Bamberg, naturforſchende Geſellſchaft. 11. Bericht. 1875—76.

Berlin, K. Akademie der Wiſſenſchaften. Monatsberichte. Jänner bis Dezember 1877.
" deutſche geologiſche Geſellſchaft. 29. Band. Heft 1—2. 1877.
" botaniſcher Verein der Provinz Brandenburg. Verhandlungen. 18. Jahrgang. 1876.
" Geſellſchaft naturforſchender Freunde. Sitzungsberichte. 1870.

Bern, naturforſchende Geſellſchaft. Mittheilungen. 1876.

Boſton, Proceedings of the Boston Society of natural history. Vol. XVIII. Part III—IV. January-July 1876. 8°.
" Memoirs. Vol. II. Part IV. N. S. Revision of the North-American Poriferae (Seeſchwämme). Part II. By Alpheus Hyatt. Boston, 1877. 4°. Mit 3 kohlenphotographirten Tafeln.

Bregenz, Vorarlberger Muſeums-Verein. Rechenſchaftsbericht für 1875—76.

Breslau, ſchleſiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur. 54. Jahresbericht für 1876.

Brünn, k. k. mähriſch-ſchleſiſche Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. Mittheilungen, 56. Jahrgang, 1876.

Brüſſel, Société malacologique. Annales. Tome X. 1875. — Procès-verbaux, Tome V, 1876 (bis 3. December).

Chriſtiania, kongelige Norske Universitet. Siebke H. Enumeratio insectorum norvegicorum fasciculus II. — IV. Chriſtiania, Brögger 1875—77. 8°. — Schübeler, Dr. F. C. Die Pflanzenwelt Norwegens. II. Spezieller Theil. Chriſtania, Brögger, 1875. 4°. — Sars George Oſſian, II. Researches on the structure and affinity of the genus Brisinga. Chriſtiania, Brögger, 1875. 4°. — Müller Jacob

Worm, Transfuſion und Plethora. Eine phyſiologiſche Studie. Chriſtiania, Fabritius, 1875. 8°.

Danzig, naturforſchende Geſellſchaft. Schriften. Neue Folge. 3. Band. 3. Heft.

Darmſtadt, Verein für Erdkunde. Notizblatt. 3. Folge. 15. Heft. 1876.

Dorpat, Archiv für die Naturkunde Liv-, Kur- und Eſthlands. 1. Serie. 7. Bd. Lief. 5. 8. Band. Lief. 1—2. 2. Serie. 7. Band. Lief. 3.

„ Naturforſcher-Geſellſchaft. Sitzungsberichte. 4. Band. 2. Heft.

Dresden, kaiſ. Leopoldino-Caroliniſche deutſche Akademie der Naturforſcher. Leopoldina. Amtliches Organ. 1877.

„ Geſellſchaft für Natur- und Heilkunde. Jahresbericht, September 1876 bis Auguſt 1877. Katalog der Bibliothek.

„ naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft Iſis. Sitzungsberichte. Jänner bis Juni 1877.

Emden, naturforſchende Geſellſchaft. 62. Jahresbericht 1876.

Frankfurt a. M., phyſikaliſcher Verein. Jahresbericht 1873 bis 1876.

St. Gallen, naturforſchende Geſellſchaft. Bericht 1875—76.

Gieſſen, oberheſſiſche Geſellſchaft für Natur- und Heilkunde. 16. Bericht. 1877

Görlitz, Oberlauſitziſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. Neues lauſitziſches Magazin. 53. Band. 1. Heft.

Graz, hiſtoriſcher Verein für Steiermark. Mittheilungen, 25. Heft 1876. — Beiträge zur Kunde ſteiermärkiſcher Geſchichtsquellen. 14. Jahrg. 1877.

„ Joaneum. 65. Jahresbericht 1876.

Halle a. S., Verein für Erdkunde. Mittheilungen 1877.

Hamburg, Naturwiſſenſchaftlicher Verein. Tageblatt der 49. Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte in Hamburg vom 18. bis 24. September 1876. Redigirt von Dr. J. W. Spengel.

Heidelberg, naturhiſtoriſch-mediciniſcher Verein. Verhandlungen. 2. Bd. 1. Heft.

Helſingfors, Société des sciences de Finnlande. Öfversigt, XVIII. 1875/76. — Bidrag till kännedom of Finnlands natur och folk, vol. XXV. — Observations météorologiques. Année 1874.

Innsbruck, Ferdinandeum. Zeitſchrift. 3. Folge. 21. Heft 1877.

Kiel, naturwiſſenſchaftlicher Verein für Schleswig-Holſtein. Verhandlungen. 2. Bd. 2. Heft 1877.

Klagenfurt, kärntneriſche Landwirthſchaft-Geſellſchaft. Die Alpenwirthſchaft in Kärnten. 2. Theil. 2. Heft. — Mittheilungen 1877. — Katalog der Landesthierſchau.

„ Gartenbauverein. Kärntner Gartenbauzeitung. 7. Heft 1877.

„ Gewerbe- und Induſtrie-Verein. Kärntneriſches Gewerbeblatt. 1877.

„ k. k. Staatsobergymnaſium. XXVII. Programm 1877.

„ k. k. Oberrealſchule. 20. Jahresbericht 1877.

„ k. k. Bildungs-Anſtalten für Lehrer und Lehrerinnen. II. Bericht 1877.

„ Redaktion des Kärntner Gemeindeblattes. Kärntneriſches Gemeindeblatt. 1877.

Lauſanne, Société vaudoise des sciences naturelles. Vol. XIV. Nr. 77. Vol. XV. Nr. 78.

Linz, Verein für Naturkunde. 8. Jahresbericht 1877.

Digitized by Google

Mitau, Kurländiſche Geſellſchaft für Literatur und Kunſt. Sitzungsberichte, 1876.

Moskau, Société impériale des naturalistes des Moscou. Bulletin 1876, Nr. 4 und 1877 Nr. 1 und 2.

Peſt, königl. ung. naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft. Horvath Géza, Monographia Lygaeidarum Hungariae. Budapeſt, 1865. 4°. — Bartsch Samnel Dr., Rotatoria Hungariae, Budapeſt, 1877. — Hermann Otto, Ungarns Spinnenfauna. 1. Band. Allgemeiner Theil. Budapeſt, 1876.

Rom, R. Comitato geologico d'Italia. Bollettino. 1856.

Regensburg, zoologiſch-mineralogiſcher Verein, Correſpondenzblatt. 30. Jahrgang. 1876.

Salzburg, Geſellſchaft für Salzburger Landeskunde. Mittheilungen, XVII. Vereinsjahr 1877. II. Heft. — Aberle, Dr. Karl, Die Gefäßpflanzen des k. k. botaniſchen Gartens zu Salzburg. II. Spezieller Theil. 1. Heft: Die Gefäßkryptogamen und Monokotyledonen. — Zillner Dr. F. V. Matſee, die Schlehdorfer und Matſeer. Eine Feſtgabe zum eilfhundertjährigen Gedächtnißtage des Stiftes Matſee. 1877.

Schweizeriſche naturforſchende Geſellſchaft, Verhandlungen der 59. Jahresverſammlung in Baſel. 1875/76.

Stockholm, k. ſchwediſche Akademie der Wiſſenſchaften. Handlingar. 13. Band. 14. Band, 1. Heft — Öfversigt. 33. Jahrgang. — Bihang, 3. Band, Heft 2.

Utrecht, Provinzial Utrecht'ſche Geſellſchaft für Kunſt und Wiſſenſchaft, Aanteekeningen van het Verhandelde in de Sectie-Vergaderingen. 1875 und 1876. — Verslag van het Verhandelde in de allgemeene Vergaderingen. 1875 nnd 1876. — Dr. J. G. R. Acqnoy, Het Klooster te Windesheim on zijn Invloed. 2. Theil 1876.

„ Koninglyk Nederlandſch meteorologiſch Inſtituut. Jaarbock voor 1875. 27. Jahrgang. I. — Marche annuelle du Thermomètre et du Baromètre en Néerlande, déduite d'observations simultanées de 1843 à 1875.

Villach, k. k. Staats-Obergymnaſium, 8. Jahresbericht für 1876/77.

Waſhington, Departement of the Interior, U. S. Geological Survey of the Territories. F. V. Hayden, U. S. Geologist in charge. (V. St. geologiſche und geographiſche Aufnahme der Territorien. Jahresberichte 1867—1874.)

Annual Report of the U. S. Geological and Geographical Survey of the Territories. 1—3. (1867—1869, Nebraska, Wyoming, Colorado und Neu-Mexiko); 4. (1870, Wyoming); 5. (1871, Montana); 6. (1872, Montana, Idaho, Wyoming und Utah); 7. (1873, Colorado); 8. (1874, Colorado). Waſhington, Government Printing Office, 1868 (1873)—1876. 8°. 6 Leinwandbände.

„ Monographs in 4°. Vol. I. Part 1. Joseph Leidy, Contributions to the extinct Vertebrate Fauna of the Western Territories. (Beiträge zur foſſilen Wirbelthierfauna der weſtlichen Territorien.) 1873. Mit XXXVII. Tafeln. broch.

Digitized by Google

Vol. II. The Vertebrata of the Cretaceous Formations of the West. By E. D. Cope. (Die Wirbelthiere der Kreideformation des Weſtens.) 1875. Mit LVII Tafeln. 1. Lwbbd.

Vol. V. Part I. Cyrus Thomas, Synopsis of the Acrididae of North-America. 1873. (Ueberſicht der nordamerikaniſchen Heuſchrecken.) Mit 1 Tafel. broch.

Vol. IX. F. B. Meek, A Report on the Invertebrate Cretaceous and Tertiary Fossils of the upper Missouri Country. (Die foſſilen wirbelloſen Thiere der Kreide und des Tertiärs am oberen Miſſouri.) 1876. Mit 45 Tafeln. 1 Lwbbd.

Vol. X. A. S. Packard, A Monograph of the Geometrid Moths or Phalaenidae of the United States. (Monographie der nordamerikaniſchen Spanner [Geometridae]) 1876. Mit 13 Tafeln. 1. Lwbbd.

Waſhington, Miscellaneous Publications. Nr. 1. Henry Gannet, Lists of Elevations of the States west Mississippi River. (Höhenverzeichniß weſtlich des Miſſiſſippi.) 1877. 8°.

„ Meteorological Observations during the year 1872 in Utah, Idaho and Montana. (Meteorologiſche Beobachtungen 1872) 1873. 8°.

„ Descriptive Catalogue of the Photographs of the U. S. Geological Survey of the Territories for the years 1869—1875. (Beſchreibender Katalog der Photographien der V. St. geologiſchen Aufnahme der Territorien.)

„ Catalogue of the Publications of the U. S. Geological and Geographical Survey of the Territories. (Katalog der Druckwerke der V. St. geologiſchen Aufnahmen der Territorien.) Second Edition.

„ Bulletin of the U. S. Entomological Commission. 1877. 8°. Nr. 1. Destruction of the young or unfledged Locusts. N. 2. On the naturel history of the Rocky Mountain Locust (Nr. 1. Vernichtung der jungen, ungeflügelten Heuſchrecken. Nr. 2. Naturgeſchichte der Felſengebirgs-Heuſchrecke.)

„ Smithsonian Institution. Annual Report for 1875.

„ Journey to Musardu, the capital of the Western Mandigoes. By Benjamin Anderson. (Reiſe nach Muſardu, der Hauptſtadt der weſtlichen Mandigos. Von Benjamin Anderſon. Mit Karte und Anſicht der Stadt Mahommadu.)

„ Appendix to Benjamin Anderson's Journey to Musardu.

„ Hugo Leopold, Comte, Essai sur la cinématique céleste. Astronomie. Paris, 1876. 8°.

„ International Exhibition, 1876, Philadelphia. Portugal. Catalogues. Agriculture, Colonies. 1876. 8°. broch.

„ Macedo Joaquin Manoel de, Brazilian biographical annual. (Braſilianiſches biographiſches Jahrbuch.) Rio de Janeiro, 1876. 8°. 3. Bände broch.

„ The Argentine Republic written in German by Richard Napp. Buenos Aires, 1876. 8°. broch.

Victorian Intercolonial Exhibition 1875. Official Catalogue of Exhibits. Melbourne, M' Carron, Bird & C. 1875. 8°. broch.

Waſhington, New South Wales Intercolonial and Philadelphia International Exhibition. Mines and Mineral. Sydney, 1875. 8°. 1 Lwdbd. Mit 2 Karten.

" Sketch map of New South Wales shewing the localities of the principal minerals. 2. Plan of New South Wales Coal-Field. (Mineral- und Steinkohlenkarte von Neu-Süd-Wales.)

" Mines and Mineral Statistics. Annual Report of the Departement of Mines, New South Wales, for the year 1875. Sydney, Thomas Richards, 1876. 4°. broch.

" Seventh Annual Report of the Board of Commissioners of public Charities of the State of Pennsylvania. (7. Jahresbericht der öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten von Pennſylvanien.) Harrisburg. B. F. Meyers, 1877. 8°. 1. Lwdbd.

" Forty Forth Congress. Congressional Directory, compiled for the use of Congress. Washington; Government Printing Office, 1876. 8°. broch.

" Prospectus of the tenth annual Session of the medical Department of Howard University 1877/78, Washington, D. C. Washington, B. Beresford, 1877. 8°. broch. 2 Exemplare.

" Twenty-seventh Annual Report of the Ohio State Board of Agriculture with an abstract of the Proceedings of the County Agricultural Societis tho the General Assembly of Ohio, for the year 1872. (27. Jahresbericht der Ackerbaubehörde des Staates Ohio.) Columbus, Nevius & Myers, 1873. gr. 8°. 1. Leinwandband.

Wien, k. k. Akademie der Wiſſenſchaften. Mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche Claſſe. Sitzungsberichte. Band LXXIII. 1876. 1. Abtheilung Nr. 1—5. Band LXXIV. 1876. 1. Abth. Nr. 1—2. Band. LXXIII. 1876. 2. Abth. Nr. 4—5. Band LXXIV. 1876. 2. Abth. Nr. 1—2. Bd. LXXIII. 1876. 3. Abth. Nr. 1—5.

" k. k. geografiſche Geſellſchaft. Mittheilungen. XIX. Band, 1876 (der neuen Folge IX. Band).

" Verein zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe. Band XVII. 1876/77.

" k. k. geologiſche Reichsanſtalt. Verhandlungen 1877. — Jahrbuch 1877. — Abhandlungen VII. Band. Heft Nr. 4. **Vacek** Michael, Ueber öſterreichiſche Maſtodonten und ihre Beziehungen zu den Maſtodonarten Europa's; — Band IX. **Karrer** Felix, Geologie der Kaiſer Franz Joſefs Hochquellen-Waſſerleitung.

" anthropologiſche Geſellſchaft. Mittheilungen. Band VII. 1877.

" öſterreichiſche Geſellſchaft für Meteorologie. Zeitſchrift. XII. Band. 1877.

" Leſeverein der deutſchen Studenten. Jahresbericht 1876/77.

Würzburg, phyſikaliſch-mediziniſche Geſellſchaft. Sitzungsberichte 1876.

Inhalt: Adolf Ritter v. Tſchabuſchnigg. Biographie. — Eine Sagennotiz von der St. Sebaſtianer Gegend. Von Franz **Ivanetič**. — Bücheranſchaffungen im natur-hiſtoriſchen Landes-Muſeum im Jahre 1877.

Redaction: Markus Freiherr v. **Jabornegg**.
Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom
Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 4. Achtundſechzigſter Jahrgang. 1878.

Von den Sprachverderbern.

Von C. V. Hauſer.

Ich erlaube mir anknüpfend an die Betrachtungen eines Ungelehrten über die Orthographie-Reform dieſen Aufſatz zu liefern, welcher ebenfalls von Sprachneuerungen, wenn auch in ganz anderem Sinne, handelt.

Wenn auch überzeugt von den Nachtheilen der ſchwankenden deutſchen Rechtſchreibung, ſowie von der Nothwendigkeit einer Feſtſtellung der Regeln derſelben, glaube ich doch, daß noch andere viel bringendere Dinge den Schreibern unſerer Sprache nachdrücklich an's Herz zu legen wären. Es gibt nämlich Mängel, welche dem Leſer leider nur zu oft in die Augen fallen, und welche allgemein fortgeſetzt, großen Nachtheil für die Sprache nach ſich ziehen könnten: ich meine die Außerachtlaſſung der Grammatik ſelbſt von Seite der Berufenſten zumal in Oeſterreich; dann den Mißbrauch fremder Worte ſelbſt dort, wo wir deren gar nicht bedürften, und ſchließlich die Wahl fehlerhafter Ausdrücke.

Dieſen letzteren Punkt, in welchem ſo allgemein gefehlt wird, möchte ich vorzugsweiſe beſprechen. Die Urſache fehlerhafter Ausdrücke iſt aber nicht allein Unwiſſenheit oder Nachläſſigkeit, ſondern faſt mehr noch das Streben nach Kürze. Allerdings iſt nicht zu leugnen, daß die Fortentwicklung des Geiſtes auch eine Abkürzung der Sprachformen bedinge, indem letztere, welche anfangs gewiſſermaßen Bilder der Gedanken waren, ſpäter zu bloßen Zeichen derſelben herabſinken; allein es iſt ein großer

Unterſchied, ob eine ſolche Vereinfachung und Abkürzung allmählig und im gleichen Schritte mit der geiſtigen Entwicklung eines Volkes vor ſich geht, oder ob dieſelbe gewaltſam, oft gegen den Geiſt der Sprache, bloß aus dem Geſichtspunkte der Erſparniß an Zeit und Geld durchgeführt werden ſoll.

Ich berufe mich in dieſer Hinſicht auf eine geiſtreiche Arbeit des Philoſophen Schoppenhauer, welche vor zwei Jahrzehenten ungefähr unter deſſen Nachlaß von J. Frauenſtädt veröffentlicht worden iſt, und welche ich hier im kurzen Auszuge geben will. Es ſind Materialien zu einer Abhandlung über den argen Unfug, der in jetziger Zeit mit der deutſchen Sprache getrieben wird. Schoppenhauers Arbeit zerfällt in zwei Theile: in allgemeine Bemerkungen und Beiſpiele.

Im allgemeinen Theile ſagt er: Eine fixe Idee hat ſich aller deutſchen Schriftſteller und Schreiber jeder Art bemächtigt: ſie wollen die deutſche Sprache zuſammenziehen. Zu dieſem Ende iſt ihr oberſter Grundſatz, überall das kürzere Wort dem gehörigen oder paſſenden vorzuziehen. Er wird bald auf Koſten der Grammatik, bald auf Koſten des Sinnes, endlich und wenigſtens auf Koſten des Wohlklanges durchgeſetzt, und zwar ſo, daß ſie ſich Gewaltthätigkeiten jeder Art gegen die Sprache erlauben, ſie muß biegen oder brechen. Die erſte iſt das Ausmerzen aller doppelten Vocale und tonverlängernden h, und das ſehr ergiebige Wegknapſen der Präfixa und Affixa der Worte und überhaupt aller Silben, deren Werth und Bedeutung der Schreiber weder verſteht noch fühlt. Die zweite iſt die Verbannung des Plusquamperfecti und Perfecti aus der Sprache, an deren Stelle überall das Imperfect treten muß; mag Sinn oder Unſinn dabei herauskommen, es iſt kürzer. Die dritte iſt die Bildung regelwidriger, geſchrobener, verdrehter, holpriger, geſchmackloſer und halb ſinnloſer Perioden, die man dreimal leſen muß, um zu errathen, was damit geſagt ſein ſoll; wonach man dann zugleich inne wird, daß der Zweck des ganzen Gallimathias war, ein oder das andere Wörtchen, welches der Sinn und die Sprache erforderten, zu eliminiren.

Nachdem man durch alle dieſe Streiche und Verwegenheiten ſich gewohnt hat, mit der Sprache umzuſpringen, wie es beliebt und gefällt, wie mit einem herrenloſen Hunde; ſo gelangt man dahin, auch Sprachverbeſſerungen, die nicht den Zweck der Abkürzung und Buchſtabenerſparniß haben, aus bloßem Muthwillen vorzunehmen, nur um neue

Worte zu Markte zu bringen und dadurch ſeine Originalität an den Tag zu legen.

An der unglaublichen Schnelligkeit aber, mit welcher jeder neu erſonnene Sprachſchnitzer in Umlauf kommt und, ehe man noch vom erſten Schreck über ihn ſich erholt hat, uns ſchon aller Orten entgegenſtarrt, ſieht man, was unſere Scribler leſen, nämlich nichts anderes, als das ſo eben friſch Gedruckte. Darum denken ſie und ſchreiben ſie einer genau ſo wie der andere.

Die Vollkommenheit einer Sprache beſteht darin, daß in ihr jeder Gedanke genau und deutlich, mit allen ſeinen Nuancen und Modificationen ſowohl auf grammatiſchem als lexikaliſchem Wege ausgedrückt werden kann. Dieſe Vollkommenheit der deutſchen Sprache zu rauben, iſt eine Legion bemüht. Läßt man ſie walten, ſo wird über hundert Jahre die deutſche Sprache, die Sprache, in der unſere Claſſiker geſchrieben haben, eine todte ſein, und ſtatt ihrer in Deutſchland ein wortarmer und grammatiſch ungelenker Jargon, das Werk obiger Reformatoren, geredet werden.

Die Wurzel des Uebels iſt, daß die meiſten Schriftſteller Litteraten, d. h. Schriftſteller von Profeſſion ſind, welche ihr tägliches Brod durch ihr tägliches Schreiben verdienen. Keiner von ihnen, und ſollte er auch nur vier Zeilen als Zeitungsannonce in die Welt ſchreiben, der nicht bemüht wäre, zur Dilapidation der Sprache ſein Schärflein, durch Abknapſen der ſeiner Unwiſſenheit unnütz dünkenden Silben beizutragen.

Nicht einer zeigt eine Spur von eigenem Urtheil durch Verwerfung und Verhöhnung eines neu auftauchenden Schnitzers. Nein, jeder adoptirt ihn ſo freudig, wie die Grasmücke den jungen Kukuk, und dieſe Sprachverbeſſerer ſind einander Gegenſtände der Bewunderung und Nachahmung.

Mir iſt als ſähe ich Sämmtliche, jeden mit einer Scheere in der Hand herlaufen hinter der deutſchen Sprache, um irgendwo eine Silbe, wenigſtens einen Buchſtaben abzuknapſen.

Sie thun es aber nach dem Maßſtabe ihrer Unwiſſenheit, Urtheilsloſigkeit und Gemeinheit. Gelehrte aber und Profeſſoren, die ſolche Verbeſſerungen annehmen, ſtellen ſich damit ein Diplom der Unwiſſenheit und Gemeinheit aus. —

Schoppenhauer ergeht ſich in derartigen galligen Ergüſſen noch viel weitläufiger und dürfte dabei in mancher Hinſicht vielleicht zu viel ſagen; daß er aber gleichwohl Urſache genug dazu hatte, beweiſet er

im zweiten Theile ſeiner Arbeit, in welchem er aus zahlreichen Schriften, hauptſächlich aus Zeitſchriften, eine Maſſe unrichtiger Worte und Redensarten geſammelt hat, und dieſelben in achtzehn Capitel einreiht. Das Vorzüglichſte hievon iſt:

Der Caſus.

In dem allbekannten Volksliede: „Was iſt des Deutſchen Vaterland" heißt es: „Soweit die deutſche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder ſingt." Auf Deutſch beſagt dies, daß Gott im Himmel ſitzt und Lieder ſingt. Wir ſollens errathen. Eine Sprache ſoll den Gedanken ausdrücken, nicht uns überlaſſen ihn zu errathen.

Aehnlich iſt es mit den Eigennamen. Da man denſelben meiſtens keinen Artikel vorſetzt, ſo wurde bei dieſen, zur Zeit als es noch gute Schriftſteller in Deutſchland gab, der Casus obliquus durch s und n ausgedrückt: Göthe, Göthes, Göthen. Das wollen ſie aber durchaus heutzutage nicht, es gefällt ihnen nicht, Gründe wiſſen ſie keine dagegen, aber ſie mögens nicht.

„Der Vater von dieſem Kinde", iſt eine unrichtige, dem Franzöſiſchen entnommene Redensart, ſtatt „der Vater dieſes Kindes".

„Namens der Kirchenverwaltung" iſt unrichtig. Man kann ſagen: „Ein Kaufmann Namens Mayer", allein ſtatt „im Namen", kann man „Namens" nicht ſetzen.

Pronomina.

Statt der Pronomina „dieſes", „es" oder „welches" allemal „das" zu ſetzen, iſt eine gemeine Redeweiſe, z. B. „Alles das läßt ſich kürzer ſagen", oder „Das iſt nicht zu rechtfertigen, wenn man in ſolcher Weiſe ſchreibt".

Statt „derſelbe", „der gleiche" zu ſetzen iſt unrichtig, z. B. „Zwei Soldaten wurden von der gleichen Kugel getroffen".

Statt „einander" das kürzere „ſich" zu gebrauchen iſt nicht zuläſſig, z. B. „Sie ſehen ſich ähnlich".

Auxiliarverba.

Was in aller Welt haben die Auxiliarverba (bin, iſt, war, ſind, haben, hatten) verbrochen, daß ſie ausgelaſſen und überſprungen werden? Der Leſer muß ſie nothwendigerweiſe aus eigenen Mitteln hinzufügen, und da dies einige Ueberlegung erfordert, nimmt es zehn Mal mehr Zeit weg, als das bloße Leſen derſelben.

Digitized by Google

„Würde er kommen“ ſtatt „käme er“ iſt deutſch, wie „wenn er kommen thun ſollte“. Die Poſtzeitung vom 17. Auguſt 1857 ſchreibt: „Würde früher bekannt geworden ſein, daß“ . . . Die Göttinger Gel. Anzeigen ſchreiben: „Wenn er dies thun würde“ ſtatt „thäte“. Sie thun es nicht einmal aus Silbenknickerei, ſondern aus reiner uneigennütziger Liebe zum Verkehrten und Abgeſchmackten. Mit „würde“ darf eine Periode nur dann anheben, wenn ſie entweder eine Frage iſt, oder das Verbum paſſiv ſteht. Daher kann man ſagen: „würde er getödtet“ aber nicht: „würde er ſterben“, ſondern „ſtürbe er“.

Sehr häufig auch finde ich: „in ſeinem Plane gelegen geweſen war“, ſtatt „hätte“. (Nürnberger Correſpondent.)

Tempora.

Die Subſtituirung des Imperfects für jedes Präteritum verdient als eine Infamie gebrandmarkt zu werden. Es iſt geradezu infam eine Sprache dadurch zu verſtümmeln, daß man ihr das Perfect und Plusqamperfect raubt.

Man ſollte ſolchen Schriftſtellern, welche meinen, daß man dieſe Tempora promiscue gebrauchen könne, eine Stelle in Tertia verſchaffen. Was würde aus den alten Autoren geworden ſein, wenn ſie ſo liederlich geſchrieben hätten?

Adverbia.

Man trachtet den Unterſchied zwiſchen Adjectiv und Adverbium auszulöſchen: „ſicher“ ſtatt „ſicherlich“, „ernſt“ ſtatt „ernſtlich“.

„Eine Sache ernſt thun“, iſt unrichtig, weil „ernſt“ als Adjectiv nur vor ein Subſtantiv gehört; hier ſollte das Adverb „ernſtlich“ ſtehen

Präpoſitionen.

Es iſt dahin gekommen, daß die Präpoſitionen ganz ohne Auswahl gebraucht werden. Jeder nimmt die erſte beſte.

„Aus Anlaß“ ſtatt „auf“, „aus Dank“ ſtatt „zum“, „er fiel um aus Schreck“ ſtatt „vor“. Der Quartanerſchnitzer „aus Anlaß“ iſt allgemein befolgt! „Aus Anlaß“ ſchreibt ſogar ein berühmter Philologe (Kreuzer in den Münchner Gelehrten Nachrichten. Juli 1857) und zwar bloß auf Autorität der Zeitungsſchreiber — eines berühmten Philologen ſehr unwürdig. Eine Begebenheit entſpringt aus ihrer Urſache, ihrem Grunde, aber nicht aus dem Anlaſſe; auf dieſen folgt ſie nur in der Zeit.

Digitized by Google

Dem analog finde ich nicht bloß in Zeitungen und ſonſtigen Litteraten-Arbeiten, ſondern in reſpectabeln Büchern und ehrlichen Litteraturzeitungen: „beruht in" ſtatt „beruht auf", z. B. „der Kern der Beweisführung ruht darin".

„Die Frage von einer Sache" iſt unrichtig, ſtatt „nach"; man frägt nach etwas.

Ein ſehr verdienter Orientaliſt ſchreibt „dies Wort iſt der Sprache entſchwunden", bloß aus Erſparniß um die Präpoſition „aus" zu eliminiren.

Hieher gehört der Ausdruck „am Berge", „am Boden" ſtatt „auf dem Berge", „auf dem Boden".

Am allgemeinſten iſt der Mißbrauch mit der Präpoſition „für", ſie wird faſt an Stelle der meiſten übrigen geſetzt. „Nur ein Präteritum das Imperfect! und nur eine Präpoſition: „für"! An ihnen haben wir zwei Surrogate aller übrigen". Dies iſt die Loſung unſerer ſcharfſinnigen Sprachverbeſſerer. Wenn ſo ein Schreiber irgend einer Präpoſition bedarf, ſo beſinnt er ſich keinen Augenblick, ſondern ſchreibt „für" was immer zu bezeichnen ſein mag. Dieſe Präpoſition muß herhalten und allein alle übrigen vertreten.

So z. B. ſteht „für" fehlerhaft ſtatt

„An die Stelle", „für Lord R . . wird ein neuer engliſcher Geſandter ernannt werden".

„Als", „Eine Maske erkannte er für den Kaiſer".

„Auf", „Für die Dauer des Lebens", „für einige Zeit verreiſet" „Rückſicht für ihre Geſundheit".

„Bei", „Eine für dieſe Kälte harte Behandlung".

„Gegen", „Rückſicht für jemanden", „Abneigung für jemanden", „Unempfindlichkeit für Eindrücke", „Heilmittel für ein Uebel", „gleichgültig für".

„Im", „Für den Fall des Todes des Herzogs muß ſein Bruder auf den Thron kommen".

„Mit", „Mitleid für mich".

„Um", „Die Verdienſte unſeres Königs für die Landwirthſchaft", „Geſuch für die Geſtattung".

„Ueber", „Indignation für die Grauſamkeiten".

„Von", „Rechenſchaft für eine Sache geben".

„Vor", „Schritt für Schritt".

„Zu“, „Liebe für Andere“, „Beleg für“, „für die Reparatur der Mauer“, „iſt für die Unterſuchung erforderlich“, „dafür iſt es jetzt noch nicht an der Zeit“, „Beiträge für Geologie“, „für einen Zweck beſtimmt“, „Neigung und Beruf für die Comödie“, „für etwas reif ſein“, „er braucht es für ſeine Arbeit“, „dafür befähigt“, „Erforderniß für den Aufſchwung“, „die Gründe für dieſen Schritt“, „Liebe für Muſik“, „das Motiv dafür“, „das Manuſcript dafür iſt fertig“, „Schlüſſel für das Verſtändniß“, „der König von Corea will an Frankreich ein Grundſtück für eine Niederlaſſung abtreten“. Hier frägt es ſich, ob er nicht vielleicht ein Grundſtück mit einer Niederlaſſung vertauſchen wolle?

Zuweilen erſcheint das „für“ ganz überflüſſig, z. B. „für ſchuldig erklären“, „eine Steuerlaſt für unerträglich finden“.

Oder „für“ wird irrigerweiſe ſtatt eines Genitivs gebraucht, z. B. „Beweis für“, „es iſt eine Beleidigung für den Kaiſer“.

Conjunctionen.

Die Conjunctionen „und“, „oder“ werden oft in ſinnſtörender Weiſe nur der Kürze halber weggelaſſen.

Die Partikel „daß“ möchte man ganz aus der Sprache herausweiſen. Statt: „er ſagte, daß dies oder jenes geſchehen ſei“ wird ſehr häufig geſagt „wie“, als ob nicht daß und wie etwas geſagt wird ſehr verſchiedene Dinge wären. Statt: „Die Behauptung, daß“ wird geſagt: „als ob“. In anderen Fällen wird „daß“ durch eine Verſetzung der Worte unpaſſenderweiſe umgangen, z. B. „es ſchien, der Feind rücke heran“, „er hatte, ſcheint's, vergeſſen“.

Ebenſo werden „wenn“ und „ſo“ behandelt, z. B. „hätte er es gewußt, er wäre nicht gekommen“. Allein die logiſchen Partikeln „wenn“ und „ſo“ ſind der ganz eigentliche Ausdruck des hypothetiſchen Urtheils, alſo einer Verſtandesform und dieſer unmittelbar angepaßt. Wenn eine Sprache ſolche Formen beſitzt, ſo iſt es eine große Thorheit, dieſelben wegzuwerfen, um ein paar Silben zu erſparen.

Auch den Unterſchied zwiſchen „als“ und „wie“ verſteht man nicht. „Als“ darf nur beim eigentlichen Comparativ ſtehen: „er iſt größer als ich, und ſo groß wie Du“.

Präfixa und Affixa.

Die Präfixa und Affixa ſind die Modulation einer Sprache. Dieſe dürfen nicht willkürlich ausgelaſſen oder verwechſelt werden. Die

Digitized by Google

durch das Abſchneiden der Präfixa zu Wege gebrachte Identificirung verſchiedener Worte führt zur Verwirrung der Begriffe, z. B. „Ein entſetzter“ und „ein abgeſetzter Profeſſor“ ſind ganz verſchiedene Begriffe.

Die Sprache um ein Wort ärmer machen heißt die Nation um einen Begriff ärmer machen. Alle ſchöne Schreibart beſteht in der treffenden Genauigkeit des Ausdruckes zur Bezeichnung des Gedankens, ſie wird unmöglich, wenn man die verſchiedenen Modulationen jedes Begriffes durch Präfixa und Affixa aufhebt. Sehr zahlreich ſind die Beiſpiele fehlerhafter Ausdrücke in dieſer Hinſicht, allein ſie ſind auch beſonders lehrreich.

„Vergleich“ ſtatt „Vergleichung“, pactio ſtatt comparatio.

„Bezüge“ ſtatt „Beziehungen“, Kopfkiſſen, Stühle ꝛc. haben Bezüge; Menſchen und Dinge haben Beziehungen.

„Sachverhalt“ ſtatt „Verhältniß“, man denkt an Urinverhaltung.

„Geſchick“ ſtatt „Geſchicklichkeit“, z. B. „das Geſchick des Cajus“; wo man denkt, ſein Schickſal ſei gemeint.

„Anſtreben“ (appetere) ſtatt „erſtreben“ (adipisci).

„Anregen“ und „Beregen“, welches letztere gar kein Wort iſt Ueberhaupt wird getrachtet, alle Verben, welche im Particip das ſo ſchöne, die Verwandtſchaft mit dem Griechiſchen beurkundende deutſche Augment haben, zu vermeiden und endlich auszumerzen.

„Er ſuchte ihn in ſeinem Irrthume zu ſtärken“, ſtatt „beſtärken“. Man ſucht Einen in einer Krankheit zu ſtärken.

„Zahl“ bedeutet jenes abſtrakte Weſen, welches der Stoff der Arithmetik iſt, und wodurch man zählt; „Anzahl“ hingegen iſt das Gezählte.

Einer ſchreibt (in den Heidelberger Jahrbüchern): „Ich trat in den Tempel, wo ich die Bildſäule des Odin, Thor der Freya traf“, — wonach man denken ſollte, er habe auf dieſe geſchoſſen. Er wollte „antraf“ ſagen, wiewohl „vorfand“ richtiger wäre.

„Beſſern“ ſtatt „verbeſſern“. Ein Sünder beſſert ſich, eine Erfindung wird verbeſſert.

„Aendern“ ſtatt „verändern“. Erſteres betrifft das Ganze der Sache, letzteres einen Theil.

Statt „beſtändig“ nur „ſtändig“, welches klingt wie „ſtändiſch“; dann müßte man auch ſtatt „unbeſtändig“ und „Unbeſtand“ ſchreiben: „unſtändig“ und „Unſtand“.

„Schwinden“ (tabescere) ſtatt „verſchwinden“ (evanescere).

„Ueben", „ausüben", „einüben", der Schüler übt die Kunſt, oder ſich in derſelben; der Meiſter übt ſie aus; der Virtuoſe übt ein Stück, der Schauſpieler eine Rolle ein.

Statt „ausfertigen" bloß „fertigen"; wie es ſchon längſt ſtatt „verfertigen" dienen muß. Für „abfertigen" wird es den Dienſt wohl auch übernehmen, wie auch für „anfertigen" — und ſo wird jeden Tag die Sprache ärmer.

„Siedelei" ſtatt „Einſiedelei", gerade das Bezeichnende wird weggelaſſen.

„Das Volk mahnen" ſtatt „ermahnen". Ich mahne einen Schuldner.

„Löſen" ſtatt „auflöſen"; was würde man ſagen, wenn ein Franzoſe „soudre" ſtattt „dissoudre" ſchriebe?

„Patriotiſche Hingabe" ſtatt „Hingebung"!

„Vorwiegend" ſtatt „überwiegend". „Ueber" bezieht ſich auf die perpendikulare, „vor" auf die horizontale Linie; deshalb kann man auch nicht „Vorgewicht" ſagen ſtatt „Uebergewicht".

„Eine Stelle in der Geſchichte nehmen" ſtatt „einnehmen". (Menzel.)

„Zeichnen" ſtatt „unterzeichnen" mag als Börſenjargon hingehen; außerdem aber gebraucht, iſt es nichts als ein Schnitzer.

Wortzuſammenziehungen.

Unbefugt ſind einige Subſtantiva, welche aus Adjectiv und Subſtantiv zuſammengezogen ſind, wie: „Dunkelkammer", „Geſammtlänge". Ebenſo unberechtigt ſind: „Göthemonument", „Schillermonument", und gar: „Schillerhaus", welches wie Schilderhaus klingt; nur um ein s zu erſparen.

Ein Phiſiker ſchreibt ſogar „Periodenregen" ſtatt „periodiſcher Regen"!

Gallicismen.

„Rechnung tragen", „Tragweite" ſind Gallicismen, letzteres ein Kanonierausdruck; doch ſind beide heutzutage kaum mehr auszumerzen.

„Früchte" ſtatt „Obſt"; es iſt ein Vorzug, den die deutſche Sprache vor allen anderen hat, daß ſie die roh zu genießenden Früchte mit einem beſonderen Ausdrucke bezeichnet, und dadurch den Begriff derſelben ausſondert, wodurch die Rede ſogleich bezeichnender und beſtimmter wird.

Ferner ſind Gallicismen: „Dieſe Leute, ſie ſind", „von Berlin" ſtatt „aus", „die Sammlung beſteht in" ſtatt „aus", „Italiäniſch wiſſen" ſtatt „können", „ſie hatten Furcht".

Fremdwörter.

Viele Fremdwörter werden aſſimilirt, aber gerade gegen ſolche wenden ſich die Puriſten, z. B. (Poſtzeitung 28. November 1858) „Die Berufung Proudhons an den Kaiſ. Gerichtshof wird zur Verhandlung kommen". Da muß man glauben, Proudhon wäre als Beiſitzer des Gerichtshofes berufen; dagegen iſt er der Delinquent und hat appellirt.

Unworte.

„Selbſtverſtändlich" iſt ſinnlos; es müßte wenigſtens heißen „von ſelbſt verſtändlich". „Selbſtredend" im ſelben Sinne gebraucht, beſagt etwas ganz anderes, nämlich, daß man ſelbſt redet, nicht durch einen Anderen.

„Unbill" ſtatt „Unbild" iſt gerade wie im erſten Dezennio dieſes Jahrhunderts ein Schriftſteller „ungeſchlachtet" ſtatt „ungeſchlacht" ſchrieb, worüber Göthe herzlich gelacht hat.

„Auffällig" beſagt nichts, hat aber wegen ſeiner beſonderen Albernheit das Wort „auffallend" gänzlich verdrängt.

Der Orientaliſt Graul ſchreibt (Kural p. 195): „Um damit das Reis, das beifallen möchte" ſtatt: „um damit das Reiskorn, welches vorbeifallen möchte". (Ibid v. 314) „Damit bewenden laſſen" ſtatt „dabei". Statt „deſſen" ſetzt er ſtets „deß".

Aehnliche Unworte ſind: „Aufbeſſerung der Gehalte", „heiklich", „behäbigen", „beanſpruchen", „vereinnahmt", „beglichen", „bereinigt", „beſt" ſtatt „beſtens", „Unterkunft", „Gedenkfeier", „indeß", „vorerſt", „ſohin", „nahezu", „forthin", „ſeitens", „betreffs", „behufs", „hinſichts", „weitaus", „bislang", „Bälde", „verwilligen", „anderweit".

Fehlerhaft gebrauchte Worte.

Ein leider nicht mehr zu verbeſſernder Unfug iſt, daß mit dem Worte Weib eine ſchlimme Bedeutung verknüpft wird, ſo daß man heutzutage, wenn man von Frauen und Mädchen ſprechen will, nothgedrungen das Wort „Damen" gebrauchen muß.

Viele Worte aber werden als gleichbedeutende verwechſelt, da ſie es doch nicht ſind, wodurch Undeutlichkeit und Mißverſtändniſſe entſtehen.

„In der Poſtzeitung vom 16. Juni 1857 ſteht: „Die Königin war durch die Zeitſchrift N. N. auf die Mängel einer Kirche und einer Schule in zwei Gemeinden hingewieſen", hiebei wird nun jeder denken,

Digitized by Google

die beſagten Anſtalten wären fehlerhaft geweſen; aber aus dem Sinne geht hervor, daß Ermangelung gemeint iſt.

Statt „Scharfſinn“ lieſt man häufig „Schärfe“, als ob nicht die Schärfe und der Scharfſinn eines Urtheils gar weit verſchiedene Dinge wären.

Statt „achtungswerth“ ſchreibt man „achtbar“, welches viel weniger beſagt, indem es ſich verhält, wie „ſichtbar“ und „ſehenswerth“, und überdies ein Spießbürger-Ausdruck iſt.

„Billig“ ſtatt „wohlfeil“: „Die billigſte Litteraturzeitung“ heißt eigentlich, daß die Recenſionen mit großer Billigkeit abgefaßt wären, allein es wird die wohlfeilſte gemeint. Ebenſo in: „Koburg wird billiger regiert als Gotha“. (Poſtzeitung.) Oder: „es iſt ſo billig jetzt zu ſchimpfen“. Die Verwechslung ging von Krämern aus, als billige Behandlung der Kunden, dann wurde die Waare billig.

Alle ſetzen ſtets „nöthig“ ſtatt „nothwendig“. Letzteres bezieht ſich auf dasjenige, was nach dem Cauſalnexus geſchehen muß, erſteres auf dasjenige, was geſchehen ſoll.

„Anſprache“ und „Anrede“, ſind verſchiedene Begriffe. Erſteres trägt den Begriff des Bittens in ſich, letzteres nicht.

„Von einer Sache die Sprache ſein“, ſollte heißen: „die Rede ſein“.

„Maßnahme“ und „Maßregel“, erſteres iſt eine Arbeit des Schneiders, letzteres ein leitender Grundſatz.

„Unrechtes Gut“ ſtatt „ungerechtes“. Man ſagt nämlich „eine unrechte Thür“, nicht aber „eine ungerechte Thür“.

Statt „Begriff“, „Anſicht“, „Meinung“ ꝛc. wird durchgängig das affektirte, geſpreizte und ekſtatiſche Wort „Anſchauung“ gebraucht.

Graul (Kural p. 15) ſchreibt: „Pflichten löſen“ ſtatt „erfüllen“.

„Ein unweit anziehenderes Gemälde“ (Gött. Gelehrt. Anzeigen. Sept. 1858) ſtatt „ungleich“.

„Sorglich“ ſtatt „beſorglich“, wo doch „Sorgfalt“ und „Beſorgniß“ ſehr verſchieden ſind.

Statt „niedrig“, „nieder“. Der Stein fällt nieder, das Thal liegt niedrig.

„Ueber“ ſtatt „übrig“. Es geht etwas über, und es bleibt etwas übrig.

„Er ſitzt nieder“ ſtatt „ſetzt ſich nieder“.

„Abſchätzig“ ſtatt „geringſchätzig“.

Statt „gegenwärtig“ wird oft „augenblicklich“ geſchrieben, und daher, ſoll wirklich letzteres gemeint ſein, dann das kindiſche Wort „im Nu“ gebraucht.

Digitized by Google

Verfehmte Worte.

Zu den proſcribirten Worten gehören „gewiß“ und „zugleich“; was ſie geſündigt haben, weiß ich nicht. Ein ſchönes Beiſpiel iſt: „Die Armeereduction wird als ſicher betrachtet“. Dies beſagt auf Deutſch, daß ſie ohne Gefahr ſei. Das Wort „zugleich“ wird aber durch „gleichzeitig“ erſetzt.

Ebenſo iſt das richtige Wort „zeither“ durch „ſeither“ ganz verdrängt worden.

„Ausgenommen“ wird möglichſt vermieden und durch „außer“ erſetzt, welches doch ein Ortsverhältniß bezeichnet, z. B. „außer es wäre der Wille des Kaiſers“.

„Seitdem“ iſt in Ungnade gefallen: „Seit die Buchdruckerei erfunden iſt“.

Kakophonien.

Die Anhäufung von Conſonanten iſt zu vermeiden oder wenigſtens durch Liquidae zu verſetzen. Dies haben unſere Vorfahren, als welche Ohren hatten, durchgängig beobachtet z. B. ſchrieben ſie: „Sunderzoll, Felſenwand, Gemſenjagd“. Ihre Nachkommen ſchreiben dagegen mit Vorliebe: Sundzoll, Felswand, Gemsjagd. Solcher Worte gibt es viele, z. B. „Längsſchnitt“, „Längsrichtung“, „Langweil“, „Freudlos“ „Farbfläche“, „Friedensſtand“, „Menſchthum“, „Jetztzeit“ und das widerwärtige Adverb „etwaige“.

Orthographie.

„Die Maße“ und „die Maſſe“ ſind in der Ausſprache und Bedeutung verſchieden; warum ſollen ſie es nicht auch in der Schrift ſein?

„Kabinete“ und „Briten“ mit einem t zu ſchreiben, iſt wie wenn man Rolle mit einem l ſchriebe.

„Hilfe“, „giltig“ und „Hilfenfrüchte“ ſollen mit ü geſchrieben werden.

Dr. Sederholm, Pfarrer aus Moskau, welcher ſchwediſch kann, ſagt, daß „ſeelig“ nicht von Seele kommt, ſondern vom ſchwediſchen Wort Sal, welches bedeutet Fülle, Herrlichkeit, Glückſäligkeit (doch nicht im theologiſchen Sinne), und welches im Deutſchen bloß in ſeinen Derivativis Trübſal, Schickſal u. ſ. w. übrig iſt: alſo iſt ſtatt „ſeelig“ ſälig zu ſchreiben!

Styl und Periodenbau.

Schoppenhauer beabſichtigte in ſeiner Abhandlung bloß die eigentlichen Sprachfehler und Wortverderbungen zu rügen; er konnte aber

nicht umhin einiger Satzfehler der ungeſchickteſten Art zu erwähnen, welche aus denſelben Grundurſachen wie jene, nämlich aus der Sucht nach Kürze hervorgehen, z. B. „In der Verſammlung erſchien ein Müller, Schulmeiſter und Acceſſiſt". (Menzel, Litteraturblatt.) Dies beſagt, daß der Mann alle drei Gewerbe verſah; er meint aber drei Menſchen und hat das Wörtchen „ein" zweimal erſparen wollen.

Eine Periode mitten durchzubrechen, um in die Lücke etwas nicht zu ihr Gehöriges einzuſchieben, iſt eine offenbare Ungezogenheit gegen den Leſer. Man dünkt ſich dabei leicht, tändelnd, in angenehmer Nachläſſigkeit. Allein es gibt dem Leſer vielmehr den widerlichen Eindruck, daß man mit einem ſolchen Menſchen, welcher ſeine Gedanken nicht zu ordnen vermag, lieber nicht reden möchte.

Endlich bezüglich unmäßig langer Perioden ſagt Schoppenhauer: Der Schreiber einer langen, eingeſchachteten Periode weiß, wo das Ding hinausläuft und was am Ende herauskommen wird; daher iſt ihm ganz wohl zu Muthe, indem er ſein Labyrint ausbaut; der Leſer aber weiß es nicht und ſteckt in der Pein; denn er ſoll nun alle jene Klauſeln auswendig lernen, bis ihm in den letzten Worten ein Licht aufgeſteckt werden und auch er endlich erfahren ſoll, wovon die Rede iſt.

Schluß.

Zum Schluſſe ſagt Schoppenhauer: Ich bin weitläufig geweſen und ich habe geſchulmeiſtert, wozu ich wahrſcheinlich mich nicht hergegeben haben würde, wenn nicht die deutſche Sprache bedroht wäre. An nichts in Deutſchland nehme ich größeren Antheil als an ihr: ſie iſt der einzige entſchiedene Vorzug der Deutſchen vor anderen Nationen, und iſt, wie ihre Schweſtern, die Schwediſche und Däniſche, ein Dialect der Gothiſchen Sprache, welche, wie die Griechiſche und Lateiniſche, unmittelbar aus dem Sanskrit ſtammt. Eine ſolche Sprache auf das Muthwilligſte und Hirnloſeſte mißhandeln und dilapidiren zu ſehen, iſt mehr, als ich ſchweigend ertragen konnte und durfte. Will die Nation nicht auf meine Stimme hören, ſo iſt ſie ihrer Sprache nicht würdig geweſen.

In jeder Wiſſenſchaft läßt jeder Irrthum, ſelbſt wenn er Jahrhunderte gegolten hat, ſich wieder vernichten; aber eine verdorbene Sprache iſt nicht wieder herzuſtellen.

Ich fordere alle denkenden Schriftſteller auf, dieſes ganze unverſtändige Treiben ausdrücklich und abſichtlich zu verſchmähen, alſo

ſtets das bezeichnende und treffende Wort zu wählen, unbekümmert, ob nicht etwa ein anderes, von ungefähr ähnlicher Bedeutung und mit zwei Buchſtaben weniger, vorhanden ſei; ſodann der Grammatik überall, beſonders in Betreff der Tempora, Caſus und Präpoſitionen, ohne Knickerei ihr volles Recht wiederfahren zu laſſen; überhaupt niemals Silben und Buchſtaben zu zählen, ſondern dies dem unwiſſenden Litteratenpack zu überlaſſen; — auf daß wir neben dem eſelöhrigen Jetztzeitjargon der Buchſtabenzähler noch eine Deutſche Sprache behalten. Denn mit der Korruption einer Sprache iſt es eine gefährliche Sache; iſt ſie einmal eingeriſſen und in Schrift und Volk gedrungen, ſo iſt die Sprache nicht wieder herzuſtellen, ſo wenig wie ein durch Verwundung gelähmtes Glied.

Culturgeſchichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei.

Geſammelt von Guſtav Adolf Zwanziger.

XXXVI. Der Roſengarten von Worms.

Die mittelhochdeutſchen Lieder von dem großen blühenden Roſengarten, in dem Dietrich von Bern und ſeine Genoſſen mit den rheiniſchen Recken ihre Heldenkraft meſſen, ſind bekannt und man findet darüber in den einſchlägigen Schriften das Nöthige. Es ſoll hier nur dasjenige kurz angezogen werden, was Ludwig Uhland in ſeinen Beiträgen zur deutſchen Heldenſage (Germania, VI. 1861. S. 321) darüber bemerkt: Roſengärten nannte man in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands bepflanzte Verſammlungsplätze, welche zu volksmäßiger Feſtesluſt beſtimmt waren. Am Ober= und Mittelrheine hießen ſo vielfach graſige, mit Gebüſch durchwachſene Werder, namentlich hatte Worms zwei ſolche Roſengärten und noch heute wird ein dortiger Rheinwerder ebenſo benannt. Die Frühlings=, Oſter= oder Sommerſpiele, ſowie Turniere (Ulrich v. Lichtenſtein, Frau Venusfahrt), wurden einſt von kühnen Recken in ſolchen Roſengärten geübt, wobei es ungewiß bleiben muß, ob auch wirkliche Roſen dabei ins Spiel kommen, was jedoch nicht unwahrſcheinlich iſt. Das Siegel der Stadt Alzei von 1276 zeigt eine Geige mit Bogen auf roſenbeſtreutem Grunde, ſpäter war der die Geige in den Klauen haltende Löwe von Roſenzweigen umrankt. Blumen im Grund oder am Rande der Siegel erſcheinen zwar häufig als bloßes Schmuckwerk,

doch iſt ihr beſonderer Gebrauch auf Frauenſiegeln bemerkenswerth. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts ſchildert Felix Fabri aus Ulm die Mailuſt ſeiner Zeit, welche den Pilger im meerumfloſſenen Venedig verſagt iſt: Majus delectabilis et laetus mensis . . . Et quia circumdati aquis sumus, ita ut non pateat nobis pro nostro solatio et pro deductione temporis exitus ad floridos hortos aut ad amoenos campos, aut ad umbrosas silvas, aut ad viridia prata, aut ad voluptuosa viridaria arborum, florum, rosarum et liliorum . . . . . (Der Mai iſt der ergötzlichſte und fröhlichſte Monat . . . Und weil wir von Waſſer umgeben ſind, ſo daß es uns nicht möglich iſt, zu unſerem Zeitvertreibe die blumenreichen Gärten, die üppig ſtehenden Saaten, die ſchattigen Wälder, die grünen Wieſen oder die wenigen Baumgärten mit Roſen und Lilien zu beſuchen . . . .) Hier gibt uns der wie es ſcheint vom Heimweh befallene Schreiber im Gegenſatze und kurzen Zügen ein getreues Bild unſerer deutſchen Heimat, wie ſie damals beſchaffen war.

In Tirol haftet die Benennung Roſengarten an Oertlichkeiten verſchiedener Art. Im Hochgebirge unter Eis und Felstrümmern verſchüttet (Roſengarten bei Bozen) leiht der einſtige Zaubergarten nur zur Erinnerung ſeinen Namen oder es heißt ſo eine mit ſeltenen Alpenblumen reich geſchmückte Bergtrift. Als Laurins Roſengarten bezeichnet der Volksmund beſonders die mit Wein und Feigen, Pinien und Cypreſſen üppig ausgeſtattete Halde bei Algund unweit der Burg Tirol. Der Beſitzer dieſes Luſtgartens in den Bergen, König Laurin (Luarin, Zwergenkönig, Lichtalbe) ergläuzt von Gold und Edelſteinen, ſo daß er den Wald taghell erleuchtet. Den wunderſchönen Garten hat er ſich ſelbſt erzogen und gehegt, die Blüte desſelben nennt er „meine lieben Roſen roth.“ Dietleibs ſchöne Schweſter führt Laurin unter dem Lindenbaume, umſichtbar in der Nebelkappe, durch Wald und Haide in ſein zauberhaftes Reich. Entſchiedener als jene des kleinen Roſengartens in Tirol ſind jene des rheiniſchen als Sommerſtreit gekennzeichnet. Der blühende', von Seidenband (?) umhegte Kampfgarten iſt hier eine Meile lang und eine halbe breit. Durch alle Theile des Heldenlieds zieht ſich die Hinweiſung auf die Roſen des Gartens und die verheißenen Kränze. Blumenkränze und Kuß gewann der Sieger im Ritterſpiel.

Als die rheiniſchen Recken durch das wilde Land Tirol zogen, ſcheint es ungleich beſſer bewaldet geweſen zu ſein, als heute, denn ſtets

iſt nur vom „finſteren Walde die Rede, darin man den hellen Tag nicht ſpürt. Auch ſchienen ihm die Berge etwas höher vorzukommen, als am Rhein. (Sie zugen furbas in den walt | die recken alle junk und alt | zu eines prunnen flusse | vor eim gepirge, das was hoch | das sich auf in die lufte zoch), wo große Würmer herſchoſſen und die Helden verbrennen wollten. (Es werden doch damals in Tirol keine Pythonſchlangen gehauſt haben? höchſtens unſchuldige Tazzelwürmer.) (Ludwig Uhland, der Roſengarten von Worms. Germania, VI, 1861, S. 307—350.)

XXXVII. Die Victoria regia in ihrer Heimat.

In einem ſchönen Landſee bei Cerpa in der Nähe von Pernambuco deckten die Rieſenblätter von 10 bis 12 Exemplaren der Uaupe apona (Vogelpfanne) die unbewegte Flut. Die ſchneeweiße Blüte von beinahe einem Fuß Durchmeſſer und in der Anfangs nur die 16 innerſten Blätter geröthet ſind, iſt zu zart für den tropiſchen Sonnenſtrahl. Sie blüht Abends nach Sonnenuntergang auf und welkt ſchon am Morgen. Sie wird ſeltſamer Weiſe von einer in ihr und wie es ſcheint, faſt nur in ihr paraſitirenden Melolonthen-Art heimgeſucht. Dr. Avé-Lallemant fand 1859 in dem mächtigen, geharniſchten Fruchtknoten 13 Stücke dieſes ſonderbaren Maikäfers. Der indianiſche Urwaldname der Rieſenblume Uaupe apona, Vogelpfanne, iſt deßhalb paſſend, weil die Blätter am Rande eigenthümlich aufgeſchlagen ſind und wenn ſo eine klafterbreite Pfanne voll Waſſer iſt, kann ſich ein Vogel ſchon darin baden. Der Wald beſteht aus Leguminoſen, Sterculiaceen, Ampelideen, Palmen u. ſ. w. Tief poetiſch iſt die Tropennatur bei Cameto am Tocantins (Amazonenſtrom), Mauritia-Palmen bilden dort ein Meer von Palmen mitten im Süßwaſſermeer. Euterpen, die ſchöne Oenocarpus disticha und ſcharf geſtachelte Aſtrocaryen helfen ihnen dabei. Unter mächtigen Bertholletien (Paranuß) mitten im Gebüſch dunkler Cacaobäume, ſchlanker Gummibäume und kräftiger Platanen lebt der harmloſe Indianerſtamm der Tapuars. (Mittheilungen der k. k. geographiſchen Geſellſchaft in Wien. 3 Jahrg. 1859. S. 90—91.)

XXXVIII. Veredlung des Muskatnußbaumes und Feldbau in Hinterindien.

Dr. Johann Wilhelm Helfer aus Prag, legte im Jahre 1838 bei Mergui in Tenaſſerim (Hinterindien) einen Garten an von Kaffee-

Muscatnußbäumen, Cocos=, Arecapalmen u. ſ. w. Er machte mit Glück den Verſuch einen Theil der männlichen Muskatnußbäume durch das Oculiren von weiblichen Augen fruchtbar zu machen, während früher nahezu ein Drittel dieſer Bäume im Alter von 5 bis 6 Jahren als unfruchtbar abgehauen werden mußten. Bekanntlich wurde Helfer am 30. Jänner 1840 auf den Andamanen durch einen Giftpfeil ermordet. Burmeſiſche wood cutters (Holzfäller) fällen mit ihren Thas, langen, vorne breiten Meſſern die ſtärkſten Stämme in unglaublicher Geſchwindigkeit. Die gefällten Bäume, größtentheils der Gattung Zimmt und anderen Gewürzarten angehörig, verbreiten, wenn ſie zu trocknen beginnen, einen ſo ſtarken balſamiſchen Geruch, daß die ganze Luft in ſtundenweitem Umkreiſe davon erfüllt iſt. Zu Ende der trockenen Jahreszeit, Anfangs April, wird der umgeſchlagene, durch die Glut der Sonnenſtrahlen getrocknete Wald in Brand geſteckt. Anfangs Mai mit dem Eintritte des Monſun werden die jungen Bäume in die fußhohe Aſche des niedergebrannten Waldes zwiſchen halbverkohlten Baumſtämmen eingepflanzt. So waren ſchon 1839 über 50.000 Areca=, 6000 Cocospalmen, eine Menge Kaffee= und Muskatnußbäume gepflanzt. Nach Helfers Tode leitete ſeine Witwe, ſpäter Gräfin Pauline Noſtitz, welche ihrem Manne durch Herausgabe ſeiner Tagebücher und Beſchreibung ſeines Lebens ein bleibendes Denkmal ſetzte, bis 1842 die Plantage. Dr. Helfer's Berichte an die Regierung in Calcutta über die Tenaſſerim=Provinzen zeichnen ſich, wie bei einem Botaniker zu erwarten, durch gründliche Beobachtung aus. Gegenſtände des Anbaues ſind vorzüglich Reis, dann Baumwolle, Tabak (Nicotiana rustica), Betelnuß (Arecapalme), Betelpfeffer, Zuckerrohr, Indigo, Avahanf, Seſam. Von Früchten iſt die Ananas am häufigſten. In den Monaten Juni und Juli koſtet eine ganze Kahnladung nicht über eine Rupie, dann Piſang, der Jack= (Artocarpus integrifolia) und Mangobaum, ſowie Pomeranzen. Eine Menge Früchte, von denen viele noch botaniſch unbekannt, wachſen in den Wäldern wild. Die Burmeſen ſind ſehr gute ausübende Botaniker. 10—12jährige Knaben kennen Namen und Eigenſchaften faſt jedes Baumes, Strauches und ſogar Krautes. Ihre Hauptnahrung iſt ſtark gewürzter Reis (Curry), wozu ſie nicht die in Oſtindien gebräuchlichen Beſtandtheile verwenden, ſondern ſich im nächſten Dickicht ſchnell Blätter, Knoſpen, Blüten, Beeren und Wurzeln ausſuchen, aus denen ſie ihre Leibgerichte bereiten. Sie könnten ſehr richtig als „blätterfreſſendes Volk" bezeichnet

werden, indem ihnen über 60 verſchiedene Arten Blätter als gutes Eſſen gelten. Angebaut werden ſonſt noch ſpaniſcher Pfeffer, Bamien (Hibiscus esculentus), Eierpflanzen, Bataten, Yams (Dioscorea), Kürbiſſe, Gurken, Ingwer, Curcuma, von Hülſenfrüchten Kichererbſen, Dolichos- und Phaſeolusarten, Erdnuß- und Arum-Arten. Der Tekbaum (Tectona grandis) bildet große Wälder.

Von wildwachſenden Erzeugniſſen ſind zu nennen: Waldöl, Kautſchuk von mehreren Schlingpflanzen, Kampfer aus einer gemeinen Compoſite, Gummigutt, Firniß, Copal, Damarharz, Gambir, Catechu und Lack. Faſt die ganze Provinz iſt nur ein Wald. Die Blätter der Palme Nipa fruticans werden zum Dachdecken benützt, weil ſie ſchwer Feuer fangen, ſonſt liefert ſie noch Palmwein und Zucker. Die ſehr wohlriechende Blume von Pandanus odoratissimus iſt bei den Eingebornen Merguis als Cosmeticum ſehr beliebt, wie die ſtarkriechende Frucht des Durian (Durio zibethinus) in Tavoy. Hopea odorata liefert Weihrauch. An Farb- und guten, feſten Nutzhölzern iſt Hinterindien überreich. Bei vielen Bäumen ſteigt der Stamm gerade aufwärts bis 40 und 100 Schuh, ohne Aeſte zu bilden. Das Verhältniß des Umfangs zur Höhe iſt ein anderes wie in Europa, nämlich die Kronen kleiner und die Stämme länger. Helfer hatte eine Holzſammlung von 185 Nutzbäumen zuſammen gebracht. Sonderbar iſt, daß die Gewürze der malaiiſchen Inſeln in Oſtindien nicht gedeihen, wohl aber in Mergui und Penang, wo Gewürznelken- und Muskatbäume alle Erwartungen übertrafen. Der Strauch Cerbera fruticosa Roxb. wurde von einem Burmeſen als „Wächter ſeiner Vorfahren" bezeichnet. Auch Roucou, die aus Amerika eingeführte Bixa orellana ſcheint eine religiöſe Bedeutung zu haben. (Mittheilungen der k. k. geogr. Geſ. in Wien, 3. Band, 1859. S. 167—390.)

XXXIX. Die goldene Linde.

In dem mittelhochdeutſchen Gedichte Wolfdietrich wird eine *goldene*, wunderbar gefertigte *Linde* mit 72 Aeſten erwähnt, auf der künſtliche, ebenfalls goldene Vöglein ſingen. Ausführlicher gibt die Beſchreibung das alte Heldenbuch wornach der Vogelgeſang durch Blasbälge, welche die Luft durch Röhren trieben, erzeugt wurde. Man möchte dieſen goldenen Baum mit den ſingenden Vögeln für ein Spiel der Phantaſie halten, wenn wir nicht ein hiſtoriſches Zeugniß für ein ſolches Kunſtwerk aus dem Mittelalter hätten. Biſchof Luitprant von

Digitized by Google

Cremona berichtet in ſeinem Werke Antopadoſis lib. VI. über einen ähnlichen Baum, den er im J. 968 in Conſtantinopel ſah. Die eitlen Griechen ließen gewiß keine Gelegenheit vorübergehen, durch ihre Schätze und Kunſtwerke das Staunen und die Bewunderung der fremden Botſchafter, die damals in Byzanz nicht zu den Seltenheiten gehörten, rege zu machen. Wie ſehr dies mit dem goldenen Baum gelang, geht daraus hervor, daß er als ein Wunderwerk der Kunſt auch in andern Gedichten ausführlich beſchrieben wurde Albrecht von Scharffenberg ſchmückt mit einem ſolchen Baume den Graltempel und beſchreibt in der Folge eine goldene, klingende Rebe. Auch im großen Roſengarten wird die goldene Linde, auf welcher goldene Vöglein ſingen, zweimal erwähnt. Im Orendel kommen die ſingenden Vögel und die Linde bei der Beſchreibung des automatiſchen Helms vor. Die wunderſamen ſingenden Vöglein, Nachtigall, Lerchen, Ziſe (Zeiſig) u. ſ. w., ſowie die brüllenden Löwen des byzantiniſchen Kaiſerpalaſtes, die in anderen Gedichten erwähnt werden, ſchreiben ſich vermuthlich von ähnlichen Nachrichten aus Byzanz her. (Die Belegſtellen aus oben angeführten Dichtungen S. Pfeiffer's Germania, 7. Jahrg. 1862. S. 101—111, J. V. Zingerle, der goldene Baum.)

XL. Baumſchatten.

In der Schweiz hält man beſonders den Schatten des **Nußbaumes** für giftig, nicht bloß iſt er dem Graswuchs verderblich, er bringt auch den in ihm Lagernden Kopf- und Zahnweh. Auch Plinius Histor. natur. XVII, 18 nennt den Schatten für manche Gewächſe eine Stiefmutter (noverca umbra), denjenigen der Nußbäume aber für Alle, die er befällt, ein Gift. Wir lieben allerdings und ſelbſt in der Nähe unſerer Wohnungen den Schatten der Linde, der Eiche, des Hollunders; aber auch ihm verbleibt noch eine magiſche Wirkung, vor welcher in Sprache, Brauch und Geſetz gewarnt wird. Noch im vorigen Jahrhundert hat Hippel in den „Lebensläufen" wunderliches über die ſogenannte **Lindenkrankheit** geſchrieben, von welcher man im Lindenſchatten befallen zu werden glaubte. Um dieſelbe Zeit beſchäftigte ſich das Schauſpiel „Kätchen von Heilbronn" mit dem magiſchen Einfluß, welcher vom Haſel- oder Hollunderſtrauch ausgehen ſoll; der Ringelreihen im alemann. Kinderliede no. 310 nimmt an, daß Kinder, die ſich unter den Hollunderbuſch ſetzen, in Krähen verwandelt fortfliegen. Freilich iſt dieſer Satz nicht ohne ſeinen Gegenſatz, denn keine

7*

Hexe ſoll Macht haben über den, der im Schatten des Hollunderbaumes ſteht. Fühlbar ſpielen hier die Namen Holler und Frau Holla in einander über. Die Schweizer Dorfoffnungen beſtimmen, wie es mit dem Schatten ſolcher Bäume gehalten werden ſoll. Ein auf der Gutsgrenze ſtehender Fruchtbaum iſt dem Nachbaracker zinspflichtig nach dem Maße, in welchem er dieſen beſchattet; der überſchattige Baum ſteht zum Nachbargute im Anrieſe, d. h. in dem Maße, als ſein Schattenriß und ſein Tropfenfall dieſes Gut mittrifft, hat er an dasſelbe zu ſteuern. Nach dem jetzigen aargauiſchen Geſetze müſſen hochſtämmige Bäume zwanzig Fuß entfernt vom Nachbaracker ſtehen, Obſtbäume auf zehn Fuß, Geländerbäume zwei Fuß. Nach dem Schattenwurf des muthmaßlich älteſten Baumes im Lande beſtimmt die Aargauer Sage 1, no. 53 das Schickſal des Landes ſelbſt. Die Welt wird untergehen, heißt es, wenn der Schatten der Linde zu Linn am Bözberge einmal hinüberreicht auf die Ruine der Habsburg, welche, geſchieden durch das Aarthal, auf dem jenſeitigen Wülpelsberge gelegen iſt. Der Volksreim über dieſen Lindenbaum und jenes Stammhaus des Kaiſers Rudolf lautet:

Leit d' Linden ihrs Chöpfli ûf's Ruedelis Hûs,
Se-n-iſch mit alle Wälten ûs.

Aehnliches gilt von der Wormſer Liebfrauenkirche, es ſollen nämlich die Thurmſpitzen ihren Schatten gerade ſo weit werfen, als im dortigen Weingelände die Liebfrauenmilch am edelſten wächſt. Was weiter darüber hinaus gewonnen wird, iſt ein minder edler Wein.

In Oeſterreich ſcheint ſonſt ein Sprichwort gegolten zu haben, ſo lange die Einfälle der Ungarn das Land in Unruhe verſetzten: „Wenn mir der Feind auch Alles nimmt, den Wald kann er nicht mitnehmen". Dieß drückt der Oeſterreicher Seifried Helbling in mehrfach anders gewendeten Formeln aus: sô mir die Unger nement rê, sô vert er jagen hin ze lê. Ein ſolcher Lehwald liegt bei Daun in der Eifel, ein anderer Leewald bedeckt den Jurabergzug des Weißenſteines ob Solothurn. Hléo bedeutet im Angelſächſiſchen Schattendach, Waldſchatten. Hlaiv wird von Ulfila ausſchließlich für Grabſtätte gebraucht. Die Schlettſtädter Gloſſen überſetzen: lê, tumulus, Grabhügel und Graff's Diutisca gewährt hlaco, mausoleum, Grabmal. So hieß auch jenes dem Druſus in Mainz errichtete Grabdenkmal im 9. Jahrh. Trusilêh. Der im Grenzwalde wohnende Holzbauer, der in den Wald entfliehende Verbannte iſt der Leemann, wie Arnold von

Breſcia, aus Italien verbannt, in Zürich den Namen Leemann trug. In den Wald gehen, in die Holzbirnen entlaufen, heißt uns heute noch ſterben. Wälderwohnungen ſind in der Edda die Gräber genannt. Weſterwäldiſche und oberpfälziſche Dorfkirchhöfe pflegen am Saume der Wälder zu liegen. Nach mittelalterlicher Vorſtellung iſt das Todtenreich mit dichten Wäldern umgeben. Gleichwie der am Waldſaume wohnende Hofbauer der Schattenmeier heißt, ſo der im Walde wohnende Todesgott Holzmeier. Die Schweiz hat Leewälder mit Leemännern, Baiern hat Helhölzer, Helwälder, in denen der geſpenſtiſche Helmann und der Verlorene Waldmann hauſt. Hiermit iſt genügend gezeigt, daß der Meeresgott Hlê ſich in die Schattengöttin Hel umgeſtellt hat. So entſpricht auch der Name Nachtſchaden, der oberdeutſch die ausfahrende Hexe und den von ihr angeſtifteten Hagelſchlag bezeichnet, ſowie der Pflanzenname ſchwarzer Nachtſchatten Solanum nigrum und Atropa Belladonna) dem Namen und Weſen der Schatten-, Hagel- und Froſtgöttin Skadhi (Schaden, damnum).

In der Mittagsſonne wandeln die verwünſchten Schloßjungfern umher und legen auf weißen Tüchern die weißen und ſchwarzen Bohnen aus (Aarg. Sagen 1, 225), wer ihnen nicht reichtzeitig ausweicht, der iſt den Geiſtern verfallen und muß mit nächſtem Jahre ſterben. Vom Mittagsteufel, dem daemon meridianus, leiteten die Kirchenſchriftſteller des 6. Jahrhunderts eine Reihe Krankheiten her, ſelbſt die Peſt hieß damals morbus meridianus. Das Aargauer Mittagsgeſpenſt heißt Kornkind, Kornengel, im Wadtlande und Canton Wallis le pliorant, le pleureur, der Greiner; es liegt weinend Mittags in hohen Kornfeldern, wer aber mitleidig hineilt, um es aufzuheben, der muß noch ſelbiges Jahr ſterben. Oder es iſt die kinderraubende Kornmuhme, die Roggenfrau oder die lange Frau, denn ſie iſt noch einmal ſo hoch als das hohe Korn; ein Weib, das mit ihrer Sichel den Mädchen, welche in Leinfeldern jäten, den Kopf abzuhauen droht.

Auch goth. svarts, ahd. suarz, altn. surtr entſpricht dem Schatten. J. Grimm vergleicht es dem lat. surdus; surda tellus iſt das unfruchtbare Schwarzland, das ohne Licht gelegene Land, gegenüber dem fruchtbaren und ſonnigen Weißland. Nach der Edda wird Surtr, der Schwärzer, beim Weltuntergange mit ſeinem alles verfinſternden Rauche die Geſtirne auslöſchen. Seinen Namen trägt die Braunkohle, die auf Island Surturbrand heißt. Ein Schwarzwald

Digitized by Google

(Myrkvidh) bedeckt den Hochnorden Skandinaviens, ein anderer das Gebirge um Einſiedeln in Schwyz, ein anderer den badiſch-würtembergiſchen Gebirgsſtrich.

Schatten und Schaden werden als eins genommen, ſo dreht ſich auch in Kärnten alles darum, ob die Güter auf der Schatten- oder Sonnenſeite, d. i. dem ſonnenloſen Nord- oder dem ſonnigen Südabhange liegen. Der Landmann bemißt und berechnet alle Dinge nach ihrem Schattenwurf, benennt ſie darnach und beſtimmt darnach ihre Dauer und ihr Schickſal. Er denkt ſich Elemente, Weltgegend und Geſtirne von den Einflüſſen dieſes geheimnißvollen Weſens gelenkt, ſieht Witterung und Jahreszeiten abhängig davon; Menſch, Thier und Pflanze unterſcheidet er in ſchattenwerfende oder ſchattenmildernde, in ſchattenhäufende oder ſchattenloſe. Und ſo hat er nach jenen mundartlichen Benennungen, die er dem vielfachen Wechſel des Schattens gibt, bald entweder ſeine ganze Landſchaft zubenannt, bald hat er dem Hauptſtrom in ihr, den Gewäſſern (Schwarzwaſſer und Weißwaſſer, Schwarzenbach und Weißenbach), dem Gebirge, dem Bannwald, er hat ſich ſelbſt oder ſeinem Grenznachbar einen damit zuſammenſtimmenden Eigennamen beigelegt. Kurz dieſer Schatten iſt noch jetzt dem Aelpler und Sennen ſeine älteſte Stundenuhr, ſein älteſtes Grenz- und Markenmaß, ſein leiblicher Vor- und Nachtreter, ſein Doppelgänger und als ſolcher ſogar noch ſeine Lebensaſſekuranz. Darum gibt er dem Schatten gern die Ehre, wenn die Rede auf ſcheinbar geringe, in ihren Folgen jedoch weſentlich wichtige Umſtände kommt und ſagt ſprichwörtlich: Die Sache freilich iſt klein, aber ihr Schatten iſt lang.

Das deutſche Heidenthum glaubte an einen Schutzgeiſt, den jeder Menſch beſonders zu eigen hatte. Als ein feenartiges Weſen, weiblich und geflügelt gedacht, begleitete ihn dieſer Geiſt von der Geburt bis zum Grabe. Die Skandinavier nannten dieſen den Menſchen ſtets ſchattengleich umſchwebenden Schattengeiſt Fylgja. Um den Schatten verſtorbener Kinder, die nicht ſelig werden können, zur Seligkeit zu verhelfen, müſſen wir ſie hinwegleuchten. Daher werden am Allerſeelentage die Gräber mit Blumen, farbigen Laternen und brennenden Kerzchen geſchmückt. Chamiſſo's Peter Schlemihl, der ſeinen Schatten verkaufte, gehört ebenfalls in das Gebiet des behandelten Stoffes der gegen das Ende aber nur in eine Schilderung des inneren Lebensweges, den Chamiſſo ſelbſt zurücklegen mußte, übergeht. Um bei ſeiner Weltfahrt nicht als ein müſſiggängeriſcher Touriſt abzuſterben, wirft

er ſich auf das Studium der Botanik, verfaßt eine Pflanzengeographie und hinterläßt Materialien zu einer Fauna, welche er der Berliner Universität vermacht. (Rochholz E. L., ohne Schatten, ohne Seele. 1. Vom Körperſchatten. 2. Der Schattengeiſt. Germania, V. 1860.)

XLI. Dürre Stäbe, die grün werden.

Die Ritter von Annaberg führen drei rothe Roſen an einem dürren Zweige im Schilde. Dies Wappen ſchreibt ſich von folgender Begebenheit her. Ein Annaberger erfreute ſich viele Jahre keines Leibeserben und pilgerte deshalb nach dem hl. Lande. Bei ſeiner Zurückkunft fand er die Gattin eines friſchen Söhnleins geneſen und zweifelte darob an ihrer Treue. Wüthend drohte er ihr mit Verſtoßung und Kerker. Die Arme betheuerte ihre Unſchuld. „Wenn dieſer dürre Roſenſtengel friſche Roſen treibt, glaube ich an deine Treue, ſonſt nimmer" rief der Erzürnte. Sie ging in die Kapelle, betete dort drei Tage und drei Nächte und sieh an jedem dieſer Tage trieb das dürre Reis eine friſche Roſe. Da glaubte der Ritter dem Wunder und nahm den dürren Stengel mit den drei rothen Roſen ins Wappen auf, das die Annaberger bis zum Erlöſchen ihres Geſchlechtes führten (Vinſchgau).

Zahlreich ſind Sagen von dem Baume, aus deſſen Holze die Wiege für den glücklichen Erlöſer Verwunſchener gemacht werden ſoll.

Die in Steiermark verbreitete Meinung, daß die Soldaten nicht in den Himmel kommen, ſondern die „grüne Wieſe" zu ihrem Sammelplatz hätten, ſteht in Verbindung mit dem Glauben des Mittelalters, daß vor der Hölle eine Wieſe ſei, auf der Vieh weide. (S. Simrock, Mythol. S. 472.) (Zingerle, Beſprechung von „Theod. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oeſterreich." Wien, Braumüller, 1859. 8°. in Germania, V. 1860 S. 124 u. ff.)

XLII. Ein Roſenkränzel der Künſte.

Der Meiſterſänger Peter Zwinger im 15. Jahrhundert gibt folgenden Rath in Zwinger's roten don für die Ausübung ſeiner Kunſt:

— — — — — — — — — — — —

Der kunsten stul den sol er baz besachen
und sol im selb ein rosenkrentzel machen
gezieret wol mit sieben blumen schone.
Der erste blum ist m u s i c a genennet

in meisternsang so ist si wol herkennet
sie wyset uns so manger hande tone.
Phylosophy die muos er han
gesanges muster ist si wol genante
— — — — — — — — — — — — — —

Es folgen noch gramatica, aris meca (ars metrica, Verskunſt), loyca (Logik), astronomya und rhetorica. (Germania, V. 1860. S. 210.)

Aehnlich vergleicht „der Lieber“ in ſeiner jarweis die beſten Sänger mit Roſen:

— — — — — — — —
da kom ich in die rossen rot
die stunten unferwesen
sie wurden aussgelessen
aus andern pluemblein gar.
— — — — — — — —
ich lies die pluemen auf dem lant
und schawt die rosen klare
— — — — — — — —

Als ſolche Roſen gelten ihm unter den anderen Meiſterſängern: Her frawenlob, regenbogen, klingsor, marner, walther von der wit, kunrad von würtzburg, hainrich von osterdinge, tanhauſer u. m. a. (Germania, V. 1860. S. 217.)

XLIII. Zweck der Eichenbecher, Allermannsharniſch, Blühen des Farnkrautes, Vogelbeerbaum.

Als Mittel, die Erdmännchen zu vertreiben, dient, wenn man Eichenkäppchen, die Becherchen der Eicheln auf den Herd ſetzt. — Nach Lonicerus hat der Allermannsharniſch, der unverwundbar macht, purpurbraune Violen. — Farnkraut blüht in der Johannisnacht. — Den Isländern gilt unter den Bäumen der Vogelbeerbaum als der heilige, der einſt dem Thorr geweiht war. (Zingerle, Beſprechung von Adalbert Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Weſtfalen. Leipzig, Brockhaus 1859 und Dr. Konrad Maurer, Isländiſche Volksſagen der Gegenwart. Leipzig, Hinrichs, 1860. In Germania, V. 1860. S. 375—380.)

XLIV. Baum mit Eichhorn.

Auf dem der Diana geweihten römiſchen Gelübdeſtein zu Seligenſtadt am Main befindet ſich auch ein Baum mit einem Eichhorn

ſammt mehreren Hirſchen. Enthält dieſer Stein aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts etwa eine Reminiscenz germaniſch-mythologiſcher Vorſtellungen und iſt dieſer Baum die Eſche Ygdraſil mit dem Eichhorn Ratatöskr und den vier Hirſchen, die an den Zweigen des Baumes umherlaufen und ſeine Knoſpen benagen? (Felix Liebrecht in Germania, V. 1860. S. 485.)

Die General-Verſammlung des kärnt. Geſchicht-Vereines.

Am 20. März 1878 wurde die General-Verſammlung des kärntneriſchen Geſchicht-Vereines, wie alljährlich, im Bibliotheksaale des Vereines abgehalten.

Nach Begrüßung der Verſammlung durch den Vereins-Director wurde nachſtehender

Bericht

über die Thätigkeit und das Wirken des kärnt. Geſchicht-Vereines im Verwaltungsjahre 1877 vorgetragen:

Hochgeehrte Herren! Geſtatten Sie mir, Ihnen in nachfolgender Mittheilung den Bericht über die Thätigkeit und das Wirken des heimatlichen Geſchicht-Vereines im Laufe des Solarjahres 1877 vorzutragen.

Wie jährlich beginne ich mit den wiſſenſchaftlichen Zweigen dieſer Thätigkeit.

Die „Carinthia“, deren 67. Jahrgang wir mit dem Jahre 1877 beſchloſſen haben, brachte an Mittheilungen aus dem Gebiete der Geſchichte und Geographie: „Das Bad Obergottesthal“. Von Caspar Kamptner; — Auszug aus dem Muſeums-Vortrage des Herrn Gymnaſial-Directors Ludwig Schmued „über die Ausbreitung des deutſchen Elementes in Steiermark und Kärnten“; — „Carouſſel vom Jahre 1843 (in Wien). Geſchichtliche Reminiscenz“. Von Major Chr. Joſch; — „Roſegg“. Von ebendemſelben; — „Alphabetarium inſchriftlicher Perſonen-Namen des Teurnenſer Gebietes“. Von Dr. Friedrich Pichler; — „David von Ungnad, Freiherr zu Sonnegg und Bleiburg“. Von Dr. Höniſch; und „Mittheilungen des Geſchicht-Vereines über Alterthumsfunde auf Labegg und über neuaufgefundene Römerſteine vom Helenenberge“. Vom Sekretär von Gallenſtein. — Vorträge über geſchichtliche Objekte ſind im Jahre 1877 im naturhiſtoriſchen Landes-Muſeum an vier Abenden gehalten worden, und zwar: „Ueber die letzten Hexenproceſſe in Steiermark“, von Herrn Tſchebull; — „Ueber Ulrich von Hutten“, von Herrn Gymnaſial-Direktor Schmued (an zwei Abenden), und: „Ueber die inneren Verhältniſſe der deutſch-öſterreichiſchen Länder im 16. und 17. Jahrhunderte“, — ebenſalls von Herrn Direktor Schmued.

Die Broſchüre „Führer im hiſtoriſchen Muſeum des kärntneriſchen Geſchicht-Vereines“ iſt Ihnen bereits im Sommer 1877 übergeben worden. Für 1878 wird

das 14. Heft des „Archiv für vaterländiſche Geſchichte und Topographie" vorbereitet, welches als erſten Artikel ſeines Programmes eine Epoche aus der Geſchichte Kärntens im 11. Jahrhunderte aus der Feder eines Herrn Urban Wahnſchaffe, Doktors der Philoſophie in Wolfenbüttel, enthalten wird. — Herr Dr. Wahnſchaffe trug ſein Manuſcript, welches er ſeine Inaugural-Diſſertation an der Univerſität Leipzig" betitelt, über Anregung von Seite des Herrn Profeſſors und ſteiermärkiſchen Landes-Archivars v. Zahn, dem kärnt. Geſchicht-Vereine zur Aufnahme in die Vereinsſchrift an, für welche die, nach ſachkundigem Urtheile, ſehr gelungene Arbeit vom Vereins-Ausſchuſſe um ſo bereitwilliger angenommen wurde, als der Herr Verfaſſer als Honorar nur eine Anzahl Separat-Abdrücke ſeines Werkes ſich ausgebeten hat. — In der Angelegenheit der Bearbeitung und Ordnung des Vereins-Archives hat eine durchgreifende Aenderung ſtattgefunden, für welche der Vereins-Ausſchuß ſich nachträglich die Genehmigung der hochgeehrten General-Verſammlung erbittet. Dieſe ſchwierigen und weitwendigen Arbeiten, welche die ungetheilte Kraft eines geübten Arbeiters dauernd in Anſpruch nehmen, wenn ſie gedeihlich gefördert werden ſollen, hatte, nach Vollendung der Neukatalogiſirung und Ordnung der Vereins-Bibliothek, das Mitglied des Vereins-Ausſchuſſes Herr Freſacher mit hingebendſtem Eifer auf ſich genommen und theilweiſe auch bereits durchgeführt. In Folge der Ueberſetzung des Herrn Freſacher als k. k. Notar nach Eberſtein verknüpften ſich mit dieſer Leiſtung jedoch mehrfache, aus der Entfernung ſeines Domicils von Klagenfurt hervorgehende erſchwerende Hinderniſſe und Unzukömmlichkeiten, unter denen beſonders der Umſtand hervorzuheben iſt, daß in eintretenden dringlichen Fällen hier Niemand in der Lage war, genügend Beſcheid im Archive zu geben. Eben ſo behindernd war die Nothwendigkeit, daß er die zur Bearbeitung gelangenden Archivalien zeitweilig mit ſich nach Eberſtein nehmen mußte, wenn nicht alles Begonnene wieder länger liegen bleiben ſollte. — Dem Ausſchuſſe wurde deshalb mehrſeits empfohlen, ſich mit einem für archivaliſche Arbeiten befähigten Beamten zu verſehen, welcher zugleich im Stande wäre, den in Jahren vorgerückten, häufig kränklichen Vereins-Sekretär in der Kanzlei zu vertreten, — und dieſen drängenden Verhältniſſen gegenüber, beſchloß derſelbe, die Aufnahme eines Beamten, welche nach § 13/c. der Vereinsſtatuten eigentlich der General-Verſammlung zuſteht, ſogleich vorzukehren und für dieſen Schritt nachträglich die Zuſtimmung derſelben nachzuſuchen, da derſelbe ſich vollkommen rechtfertigen läßt. Die hier, in Wien und Graz veranlaßte Ausſchreibung des zu beſetzenden Archivsbeamten-Poſtens brachte, obgleich dieſer vorderhand nur mit einem Jahresgehalte von 600 fl. dotirt werden konnte, 18 Bewerber, unter welchen jedoch nur ein einziger die entſprechende Befähigung nachzuweiſen im Stande war, dem ſofort die Stelle — vorläufig auf ein Probejahr — verliehen wurde. Dieſer — Johann Janku, ein Wiener von Geburt, brachte letzterhand 10 Jahre in Florenz mit ſprachlichen und Studien über altchriſtliche Archäologie zu, iſt in der lateiniſchen Sprache gut bewandert, ſowie des Italieniſchen und Franzöſiſchen in Wort und Schrift vollkommen mächtig. — Er trat am 1. September 1877 ſeinen Dienſt beim Geſchicht-Vereine an und iſt bis jetzt, unter der Oberleitung des Herrn Freſacher, faſt ausſchließlich mit archivaliſchen Arbeiten beſchäftigt, für deren — und hiemit für das Vorſchreiten der im Werke ſtehenden Ordnung und Bearbeitung des Vereins-Archives — dermalen nach Möglichkeit

Digitized by Google

geſorgt iſt. — Auch die reſtliche Katalogiſirung der übrigen Vereins-Sammlungen ſchreitet langſam, aber ſtetig vorwärts.

Dieſe haben im Jahre 1877 wieder manche erfreuliche Bereicherung erfahren. Vor Allem iſt es wieder die Antiken-Sammlung, die den Löwen-Antheil hieran davon getragen hat. — Eine ſchöne vielumworbene Antiquität — das im Frühjahre 1877 auf dem Zollfelde, am Töltſchacher Wäldchen nächſt der Eiſenbahn, gefundene antike Thorſchloß aus Bronze — hat der Geſchichtvereins-Ausſchuß — nicht ohne vielfache Bemühungen — dem Vereine und in dieſem dem Vaterlande bleibend erhalten. Vom Helenenberge allein gelangten 10 neuaufgefundene römiſche Inſchriftſteine in unſere Lapidar-Monumentenhalle, deren 5 bereits im Jahrgange 1877 der „Carinthia" beſchrieben worden ſind; die Beſchreibung der übrigen wird der Jahrgang 1878 bringen. — Von Sr. Excellenz dem Herrn Anton Grafen von Goëß, erhielt der Verein einen vortrefflich erhaltenen Römerſtein von Zollfelde zum Geſchenke, welcher letzterhand im Schloſſe Karlsberg aufbewahrt war. Jabornegg-Altenfels hat ſelben bereits gekannt und in ſeinem Werke „Kärntens römiſche Alterthümer" beſchrieben, hielt ihn aber für verloren. Dasſelbe iſt mit einem anderen römiſchen Inſchriftſteine aus Teurnia der Fall, welcher in Millſtatt ſich befand und nun, als Geſchenk der k. k. Domainen-Direktion im Beſitze des Geſchicht-Vereines iſt. — Der Sammlung kärntneriſcher Münzen iſt ein ſehr ſeltener Dukaten K. Ferdinand's II. vom Jahre 1632 zugewachſen. Das Archiv erhielt eine werthvolle Bereicherung durch ein altes Stadtrecht von Straßburg, welches dem Geſchichtvereine zum Kaufe zu überlaſſen, der Herr Landes-Archivar Profeſſor v. Zahn ſo gütig war, welchem es angeboten worden war. — Ein nicht minder intereſſanter Zuwachs kam unſerer Waffen-Sammlung durch Tauſch in dem Bruſtharniſche und Helme eines St. Georgsritters von Millſtatt zu, welche beide Stücke im Beſitze des ſel. Herrn Franz v. Roſthorn ſich befunden hatten und von ihm verkauft worden, vom neuen Beſitzer aber tauſchweiſe dem Geſchicht-Vereine überlaſſen worden ſind. — Für die Sammlung von Gemälden und neueren Kunſtwerken wurde dem Vereine vom Herrn Auguſt Prinzhofer ein prachtvolles Kunſtwerk von ſeiner Hand, ein „Charakter-Studienkopf" wie er ſelbſt ſelbes bezeichnet, in ſchönem Goldrahmen als Geſchenk gewidmet. Die Verzeichniſſe der zahlreichen übrigen Geſchenke, welche der Geſchicht-Verein im Jahre 1877 von gütigen Freunden und Gönnern erhalten hat, werden in den Spalten der „Carinthia" veröffentlicht werden.

Ueber die Schickſale der nun ſchon ſeit 5 Jahren beim hieſigen Stadtmagiſtrate in Verſchluß liegenden „Franz von Dreer'ſchen Münzen-Sammlung verlautet in neueſter Zeit, daß die Stadtgemeinde den von ihr gegen die Dreer'ſchen Erben wegen Zahlung der Koſten für die Neuaufſtellung und Ordnung der Sammlung angeſtrengten Rechtsſtreit in 1. und 2. Inſtanz verloren habe. Was nun ferner in dieſer leidigen Angelegenheit geſchehen wird, wird wohl die nächſte Zukunft enthüllen. —

Wie im Jahre 1876 ſind wir auch heuer vom hohen Landtage mit der Subvention von 500 fl. und von dem hochlöblichen Verwaltungsrathe der Hüttenberger Eiſenwerksgeſellſchaft mit 100 fl. großmüthigſt unterſtützt worden. Die hochlöbliche General-Verſammlung der kärnt. Sparkaſſe hat aber ihren Beitrag von 300 fl. auf

500 fl. gnädig erhöht; welche unerwartete Vermehrung unſerer Einnahmen wohl höchſt erwünſcht war.

Wir ſprechen unſeren hohen großmüthigen Gönnern unſeren innigſten ergebenſten Dank aus.

Hienebſt hatte die hohe Central-Commiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Bau- und Kunſtdenkmale über Bitte des Vereins-Ausſchuſſes die Gnade, der Vereinskaſſe einen außerordentlichen Beitrag von 200 fl. aus ihrem Fonde zu ſpenden, und Se. Durchlaucht, der regierende Fürſt Adolf Johann von Schwarzenberg, Herzog von Krumau, hochwelcher über Verwendung des k. k. Oberlieutenants Leopold Beckh von Widmannſtetter in Graz, zur Umſtellung des im Fußboden der hieſigen Stadtpfarrkirche St. Egyden eingelaſſenen Grabſteines des Ludwig Freiherrn von Ungnad, Gemals der Anna Neumann von Waſſerleonburg, den Betrag von 40 fl. bewilligt hat, überließ huldvoll den diesfalls erübrigten Reſt von 17 fl. als Geſchenk an die Vereinskaſſe.

In die Reihe unſerer Vereinsmitglieder hat im Jahre 1877 leider der Tod wieder empfindliche Lücken geriſſen.

Wir betrauern als hingeſchieden die Herren:

Dr. Jakob Ritter von Aichenegg, Hof- und Gerichts-Advokaten in Wien, den gütigen Spender der Obligation Nr. 37450 pr. 400 fl.

Jakob Holler, Beamten der kärnt. Sparkaſſa.

Chriſtian Kröll, k. k. Gymnaſial-Profeſſor.

Chriſtof Neuner, Lederfabrik-Beſitzer.

Anton Pergkoffer, Handelsmann.

P. Karl Robida, emeritirten Gymnaſial-Profeſſor und Superior des hieſigen Collegiums der P. P. Benediktiner, und

Franz Edlen v. Roſthorn, Gewerk.

Freiwillig aus dem Vereine getreten ſind die Herren:

Eduard Löffler.

Joſef Payer.

Dr. Franz Rabitſch, und

Wilhelm Semen.

Dagegen haben den Geſchichtverein durch ihren Beitritt, rückſichtlich Wiedereintritt, beehrt:

Fräulein Caroline Hagen, Vorſteherin und Lehrerin der hieſigen Communal-Mädchenſchule;

dann die Herren:

Dr. Ivo von Hibler, Hof- und Gerichts-Advokat.

Anton Jugowitz, Oberingenieur der Hüttenberger Eiſenwerks-Geſellſchaft, und

Joſef Rack, k. k. Hofrath in Penſion.

Die Zahl der Vereins-Mitglieder hat hienach im Jahre 1877 ſich um ſieben vermindert und betrug mit Schluß des genannten Jahres 223.

Die ſtetige Abnahme der Mitglieder-Zahl veranlaßt den Vereins-Ausſchuß zu der dringenden Bitte an ſämmtliche geehrte Angehörige des Geſchicht-Vereines, zu deſſen Beſtand durch Gewinnung neuer Mitglieder in den ihnen naheſtehenden Kreiſen nach Möglichkeit gütig wirken zu wollen.

Digitized by Google

Der Rechnung vom Jahre 1877 entnehmen wir nachſtehende Ergebniſſe:

Einnahmen:

An Jahres-Beiträgen der Vereinsmitglieder	654 fl.	20	kr.
An Subventionen	1100 „	—	„
An außerordentlichen Beiträgen und Geſchenken	217 „	—	„
An Verſchiedenem	58 „	49	„
Neuaufgenommene Paſſiv-Kapitalien	300 „	—	„
An Kaſſgreſt vom Jahre 1876	388 „	$42^{3}/_{10}$	„
Zuſammen	2718 fl.	$11^{1}/_{10}$	kr.
Activ-Rückſtände	10 fl.	—	kr.
Eine Obligation pr.	400 „	—	„

Ausgaben:

Auf Beſoldungen, Remunerationen und Löhnungen	644 fl.	—	kr.
Auf Druckkoſten, Auslagen für die Bibliothek und das Archiv	895 „	49	„
Auf Auslagen für die übrigen Sammlungen	278 „	25	„
Auf Beheizung	97 „	50	„
Auf Handwerker-Konten	42 „	66	„
Auf Localien-Reinigung	8 „	10	„
Auf Kanzlei-Auslagen	138 „	63	„
Auf verſchiedene Auslagen	43 „	13	„
Auf Paſſiv-Intereſſen	8 „	25	„
Zuſammen	2156 fl.	1	kr.
Paſſiv-Rückſtände	473 fl.	97	kr.

Schließlicher Kaſſareſt.

Barſchaft	562 fl.	$10^{3}/_{10}$	kr.
Eine Obligation pr.	400 „	—	„

Schließlich bringen wir allen verehrten Gönnern und Freunden des Geſchicht-Vereines unſeren lebhafteſten ergebenſten Dank dar und empfehlen den Verein Ihrer fortgeſetzten wohlwollenden Theilnahme und Unterſtützung. —

Der Bericht wurde von der Verſammlung genehmigend zur Kenntniß genommen. Dieſem folgte die Mittheilung der Ergebniſſe der von den Reviſoren richtig befundenen Jahres-Rechnung für 1877 und der Vortrag des Voranſchlages für das Jahr 1878. Beide Elaborate wurden von der Generalverſammlung gutgeheißen. — Hierauf gibt der Direktor der Verſammlung die hocherfreuliche Nachricht, daß die Generalverſammlung der kärntnerischen Sparkaſſe, über das gemeinſchaftlich vom kärnt. Geſchicht-Vereine, vom naturhiſtoriſchen Landes-Muſeum und vom Comité der Gewerbehalle an ſelbe gerichtete Anſuchen, dieſen drei Körperſchaften ein, nach Bedarf auf mehrere Jahre zu vertheilendes, unverzinsliches Darlehen zur Erbauung eines Hauſes zur Unterbringung ihrer Sammlungen, beziehungsweiſe Schulen, großmüthigſt bewilligt und hiebei den Wunſch ausgeſprochen habe, daß für den möglichſt raſchen Beginn des Baues und für zweckmäßige Anlage und Ausführung desſelben in monumentalem Style Sorge getragen werde. Sofort iſt von

Digitized by Google

den drei Vereinen ein Central-Comité zuſammengeſetzt und dieſem zur Aufgabe geſtellt worden, für die Wahl und Erwerbung eines geeigneten Baugrundes, ſowie für die Feſtſtellung der bezüglichen Bau-Pläne und Voranſchläge zur Vorlage an die nächſte Generalverſammlung der Sparkaſſe zu ſorgen und alle Vorkehrungen zu treffen, damit der Bau, nach dem Wunſche der hochherzigen Darlehens-Spender möglichſt bald begonnen und gedeihlich gefördert werden könne. Zum Bauplatze iſt das Terrain an der Ringſtraße, zwiſchen dem Palais der Hüttenberger Eiſenwerks-Geſellſchaft und jenem der Bergſchule auserſehen worden und wurde bereits beim Gemeinderathe um die Ueberlaſſung desſelben um einen möglichſt billigen Kaufpreis eingeſchritten.

Baron Jabornegg beantragt, daß die Generalverſammlung des Geſchicht-Vereines der Sparkaſſa-Direktion ihren Dank für dieſes großmüthige Zugeſtändniß ausſpreche, welchem Antrage durch Erhebung aller Anweſenden von ihren Sitzen ſogleich Folge gegeben wird.

Direktor Schmued erwähnt, daß der Vorſtand des naturhiſtoriſchen Muſeums in Perſon mit zwei Mitgliedern des Muſeums-Ausſchuſſes ſich zum erſten Direktor der Sparkaſſa, Herrn Doktor Ritter v. Edelmann, begeben habe, um demſelben den Dank des Ausſchuſſes für die gütige Gewährung des von den drei Vereinen geſtellten Geſuches auszuſprechen, und ſtellt den Antrag, daß der gleiche Vorgang auch von Seite des Geſchicht-Vereines beobachtet, die Art und Weiſe der Ausführung aber dem Herrn Vereins-Direktor anheim gegeben werden möge. Auch dieſer Antrag wird einhellig zum Beſchluſſe erhoben.

Schließlich werden, über Erſuchen des Vereins-Direktors, die Wahl der Rechnung-Reviſoren für 1878 vorzunehmen, die Herren Baron Hauſer und Joſef von Hueber durch Acclamation wieder als ſolche gewählt.

Der Winter 1878

war zu Klagenfurt angenehm und ſchneearm.

Der Luftdruck von 726·38 mm. überragte das ſäculare Mittel um nicht weniger als 3·17 mm. Wenn wir auch in jedem Monate einen Ueberſchuß an Luftdruck hatten, ſo ſind doch die Barometerſtände des Februar ſo ausnehmend hoch, daß das Mittel dieſes Monates um nicht weniger als 6·81 mm. das Normale übertraf.

Das Wärmemittel von —3·93° C. bleibt um 0·25° C. höher als das Wintermittel von —4·28° C. Die größte Winterkälte brachte der 13. Jänner mit —20·8° C. und die höchſte Wärme herrſchte am 27. Februar mit 7·0° C. Der Ozongehalt der Luft war gering. Das Mittel 7·2 blieb um 1·3 unter dem Normale von 8 5.

Der Dunſtdruck war 2·7 mm. und die relative Luftfeuchtigkeit 75·3% der Sättigung.

Der Himmel war 6·1, alſo mehr als halbbewölkt; und der ſummariſche Niederſchlag wurde mit 106·3 mm. Waſſer gemeſſen, ein Quantum, welches um 32·6 mm. unter dem Normale bleibt.

Wir zählten 18 Schneetage und 1 Regentag. Der größte Niederſchlag in 24 Stunden fiel am 1. December in der Höhe von 30·6 mm. Ganz merkwürdig war der Monat Februar, welcher im Ganzen nur 0·6 mm. Niederſchlag hatte und an 17 Stationen Kärntens fällt in dieſem Monate gar kein Niederſchlag. Die ſummariſche Höhe der Schneelage beläuft ſich in dieſem Winter auf 0·318 Meter, alſo die Hälfte gegen das Vorjahr. Der Winter war daher bei uns ſchneearm, der Grundwaſſerſpiegel iſt in jedem der 3 Wintermonate ſtetig geſunken; und zwar:

im k. k. Militär-Spitale um . . . 0·320 m.
in meinem Brunnen um . . . . 0·275 m.
im Rettungshauſe um . . . . . 0·269 m.
im Graf Ferd. Egger'ſchen Hauſe um 0·238 m.

Im Sommer dürften ſich viele Quellen von ihrer Waſſerarmuth kaum erholen und Mangel für Trinkgebrauch zeigen.

Die magnetiſche Declination betrug im Mittel 11° 8·3′ und die Varitation 2·1 Minuten.

Am 28. Jänner war die weſtliche Hälfte des Wörtherſee's von Velden bis Rakonig zugefroren; und am 2. Februar folgte die Oſthälfte nach. Die Weſthälfte hatte wegen Schneefall nur rauhes Eis, während die Oſthälfte mit einer ſpiegelblanken Eisdecke herrliches Vergnügen für den Eisſport bot. Am 24. Februar war das Eis bei der Villa Longo 320 mm. dick gemeſſen.

Die Witterungserſcheinungen an den übrigen 30 Kärntner Stationen waren denen Klagenfurts ähnlich. Die größte Winterkälte verzeichnen Tröpelach mit —24·6° C., Bleiberg mit —22·9° C. und Bad Villach mit —22·8° C. am 12. und 13. Jänner.

Die höchſte Wärme hat Maltein am 22. Jänner mit 14·8° C. und Cornat am 28. Februar mit 14·4° C.

Allenthalben herrſchen heftige Stürme, ſo daß die Zahl der Sturmtage in Bleiberg 13, in Unterſchäfferalpe 16 und in Raibl 20 erreicht.

In Stelzing wüthet in der Nacht vom 26. auf den 27. Jänner ein Orkan aus Nordoſt und in ähnlicher Seehöhe, nemlich in Heiligenblut deckt ein gleicher Orkan am 28. Jänner Dächer ab.

Digitized by Google

Im Jänner gab es auch intereſſante Erdſtöße. Am 25. iſt in Saifnitz um 1 Uhr 40 Minuten Nachts ein heftiges Erdbeben mit unterirdiſchem Geräuſche; am 27. um 10 Uhr Vormittags und 28. um 4 Uhr 25 Minuten Morgens in Michelsdorf, ſowie am 29. um 12 Uhr 30 Minuten am Knappenberge ein kurz dauerndes Beben in der Richtung von Süd gegen Nord. F. Seeland.

Notiz.

(Gelber Dolomit von Bleiberg). Pr. V. v. Zepharovich beſchreibt in der Zeitſchrift „Lotos" 1877, den gelben Dolomit von Bleiberg. Das groß individualiſirte feinkörnige bis dichte Mineral von ſchwefelgelber Farbe, enthält häufig gelblichbraune Blende eingewachſen, in deren Umgebung die gelbe Färbung beſonders intenſiv iſt. In den blendereichen Dolomitſtücken öffnen ſich kleine Druſenräume mit Gruppen ſehr kleiner Hemimorphit-Tafeln (Kieſelzinkerz), welche mit gelblichweißen Calcit-Rhomboedern beſetzt ſind. Die Klüfte des Geſteins ſind mit hell citronen- oder ſchwefelgelben erdigen Anflügen bedeckt, die aus Schwefelzink mit Spuren von Schwefelcadmium beſtehen. Im Dünnſchliff unter dem Mikroscop erwies ſich der gelbe Dolomit, abgeſehen von den Blendeeinſchlüſſen, als homogen. Aus den durch Gintl ausgeführten Analyſen ließ ſich folgendes Miſchungsverhältniß in 100 Theilen berechnen:

Kohlenſaurer Kalk	79·48.
Kohlenſaure Magneſia	16·71.
Kohlenſaures Zinkoxyd	2·42.
Kohlenſaures Eiſenoxydul	0·03.
Schwefelzink	0·31.
Schwefelcadmium	0·25.
Schwefeleiſen	0·08.
Kieſelſäure	0·03.

Die intenſiv gelbe Färbung des Dolomites wird durch eine geringe Quantität von beigemengten Schwefelcadmium, Greenockit, bewirkt.

Inhalt: Von den Sprachverderbern. Von C. B. Hauſer. — Culturgeſchichtliches zur Pflanzenkunde und Gärtnerei. Geſammelt von Guſtav Adolf Zwanziger. — Die General-Verſammlung des kärnt. Geſchicht-Vereines. — Der Winter 1878. — Notiz. (Gelber Dolomit von Bleiberg.)

Redaction: Markus Freiherr v. Jabornegg.
Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom
Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 5 u. 6. Achtundſechzigſter Jahrgang. 1878.

Der Urſprung der Sprache nach dem gegenwärtigen Standpunkte der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft.

Vortrag des Vereins-Archivars Johann Baptiſt Janku,
gehalten am 15. März 1878 im Muſeums-Saale des kärntn. Geſchicht- und des naturwiſſenſchaftlichen Landes-Vereines.

Ueberſicht.

I. Einleitende Bemerkungen; — Urſprung und Verbreitung der indogermaniſchen oder ariſchen Sprachen. — Die lautliche Grundlage der Etymologie.

II. Die Sprachfiloſofie:

1. Herder — Idee der Humanitäts-Entwicklung.
2. Wilhelm von Humbold — die Macht der Ueberlieferung, Volksthümliches und Individueles.

III. Die den Sprachforſchungen Lazar Geigers unmittelbar vorausgehende Zeit:

1. Erkenntniß-theoretiſche Einſicht in den Wandel der Bedeutungen.
3. Die erſte ſprachwiſſenſchaftlich nachgewieſene Wechſelbeziehung zwiſchen dem werdenden Denken und Sprechen.
4. Das Ergebniß dieſer Zeit für das Wiſſen von der Sprache.

IV. Lazar Geiger: Die Etymologie iſt Entwicklungsgeſchichte der menſchlichen Erkenntniß.

1. Hauptgeſichtspunkte ſeiner Orientirung:
   a. Vieldeutigkeit, d. i. natürliche Unbeſtimmtheit iſt der Ausgang der Wurzelbedeutungen.
   b. Verwechslung ähnlicher Thätigkeiten iſt Urſache von Bedeutungswandlungen.
   c. Gegenſätzliche Differenzirung einer Bedeutung.

d. Grundcharakter der Entwicklung der Bedeutungen.
Die Auffaſſung der Sprache als Lautnachahmung hat keine Berechtigung.

2. Die Elemente der Vorſtellung in der Wurzelbedeutung
a. Thätigkeit
b. Anſchauung —
Die Sprache bezeichnet etymologiſch nur Geſichtswahrnehmungen.
c. Geneſis der Anſchauung.
d. Die Befähigung der Anſchauung zur denkmäßigen Vorſtellung:
α. Der Laut — das Verſtändniß.
β. Der Laut entquellt dem geſteigerten Lebensgefühle.
γ. Das Weſen der Thätigkeit im Bedeutungsinhalte der Sprachwurzeln.

3. Kritik der Auffaſſung L. Geiger's:
a. Schaffende Thätigkeit und Articulirung des Lautes gehen gleichen Schritt der Beſonderung.
b. Die Articulation iſt der lautliche Keim des Wortes und zugleich — als Inhalt darſtellendes Element — die Vermittlung des Verſtändlichen.

V. Ludwig Noiré's angenommenes Zielbewußtſein auf der erſten Stufe des Sprachlautes iſt:
a. nach dem Zeugniß der Wurzelbedeutungen auf den erſten Stufen der Entwicklung von Laut und Vorſtellung nicht vorhanden;
b. und erklärt weder den Sprachlaut noch das, fertig, vorausgeſetzte Denken.

VI. Schlußergebniſſe:
1. In der Gliederung des Wortes iſt die Energie der Denkthätigkeit ausgeprägt.
2. In den Sprachwurzeln ſind die Elemente der Vorſtellung nachgewieſen.
3. Die Articulation — durch die ganze Reihe ihrer Entwicklungsſtadien bis zum Worte — iſt die Vermittlerin des Verſtändniſſes.
4. Das ſociale Weſen der Menſchheit iſt begründet: durch ſympathiſches Empfinden — ſchaffende Thätigkeit — Verſtändniß.

I. Einleitende Bemerkungen — Urſprung und Verbreitung der indogermaniſchen oder ariſchen Sprachen. — Die lautliche Grundlage der Etymologie.

Die vergleichende Sprachwiſſenſchaft hat am Beginne unſeres Jahrhunderts, wie Sie wiſſen meine Herren, durch Franz Bopp ihre heutige Grundlage erhalten. Er hat das Sanscrit-Studium in Deutſchland eingeführt; und ſeine vergleichende Grammatik, durch

welche das Wort zum Objekt der Wiſſenſchaft wurde, hat dargelegt, daß die Sprachen, welche heute die indogermaniſchen genannt werden, von gewiſſen gemeinſamen Urbeſtandtheilen, den ſogenannten Wurzeln, der heutigen entwickelten Sprachen ausgehend, mit denſelben elementaren Mitteln den Grundcharakter ihrer Stamm- und Wortbildungen, ſowie das Weſen ihrer Conjugation und Declination gebildet haben. Sein Zeitgenoſſe Jakob Grimm hat mit der Entdeckung wichtiger Geſetze für die gleichmäßigen Richtungen, in denen die Laute ſich verändern, den erſten Grund für die wiſſenſchaftliche Etymologie gelegt. Auf Grimm iſt bekanntlich die Entdeckung des folgereichſten Lautgeſetzes im Bereiche der indogermaniſchen Sprachen zurückzuführen, die durchgreifende Verſchiebung der ſogenannten 9 explosiven Conſonanten, welche zuerſt zur Zeit, als die germaniſche Grundſprache ſich von der ſlaviſchen Schweſterſprache abſetzte, und dann noch einmal eingetreten iſt, als die alt-hochdeutſche von der alt-niederdeutſchen Sprache ſich ſchied. Hiernach ſagte der Lateiner „pes“ und der Grieche „πούς“, der Gothe aber d. i. der Vertreter des Grunddeutſchen für uns: „fôtus“ [f = ph] der Hochdeutſche: „fuoz“ [z = ts] neuhochdeutſch „Fuß“ von derſelben Wurzel, welche im indogermaniſchen „pad“ gelautet haben muß. Aus demſelben Grunde ſagte der Lateiner „frango“, der Gothe „brikan“, der Althochdeutſche „prehhan“, neuhochdeutſch „brechen“ von der Wurzel „frag“. — Jakob Grimm hat an den gemeinſchaftlichen Wörtern der indogermaniſchen Sprachen die Wandlung der Laute zuerſt gezeigt, und mit dem gemeinſamen Sprachſchatze die Urzeit der Indogermanen beleuchtet. Allein, wer und wo waren eigentlich die Indogermanen?

Zur Zeit Grimm's hatte die überraſchend erhaltene Lautfülle und durchſichtige Gliederung des Sanscrit-Wortes, und wohl auch eine Ueberſchätzung des Alters der indiſchen Cultur die Anſicht gebildet, daß in dem Sanscrit die älteſte der indogermaniſchen Sprachen vorliege; und damit war dem alten Satze: von der Wanderung der Culturvölker vom Oſten Aſiens nach dem Weſten Europa's eine neue Stütze gegeben. In dem Maße jedoch, als die Art der Verwandtſchaften der indogermaniſchen Sprachen zu einander beſtimmter bezeichnet werden konnte und nachdem auch die Litauiſche Sprache durch Auguſt Schleicher zum grammatiſchen Vergleich herangezogen und durch Friedr. Aug. Pott's tiefere Ergründung der Lautgeſetze gezeigt worden war, daß die Entfernung des Altſlaviſchen vom Urſtande des erſchloſſenen Indo-

germaniſchen geringer ſei, als man vorher angenommen hatte; nachdem endlich ſehr gründliche, anthropologiſche Studien, die urſprüngliche Entſtehung der blonden, blauäugigen, dolichocephalen Race von rein weißer Hautfarbe im nordöſtlichen Europa anzunehmen nöthiget: ſtellt ſich die Entſtehung und Verbreitung der indogermaniſchen oder ariſchen Race und Sprache heute im weſentlichen folgender Maßen dar:

Das öſtliche Europa zwiſchen der Oſtſee und dem ſchwarzen Meere iſt es geweſen, wo die Arier phyſiſchen und ſprachlichen Habitus zuerſt entwickelt haben. Eine Bucht des altariſchen Stammlandes iſt jedenfalls das Thal des Fluſſes Niemen. Hier geſchützt von den Völkerſtürmen hat ſich die litauiſche Sprache, einſt die Sprache der Litauer, Letten und Alt-Preußen, der Aeſtui (Oſtleute) des Tacitus erhalten; es ſind die älteſten Formen der altariſchen oder indogermaniſchen Sprache. Oeſtlich von den Litauern an der Mündung der Weichſel zu beiden Seiten des prächtigen Wald- und Fruchtbodens am Dnieper breitete ſich allmälig das zahlreiche Volk der Veneter, Wenden, Slaven aus. Sie haben von der alten Heimat und Sprache der Arier ſich am wenigſten entfernt und ſind deshalb mit den Germanen, deren Weſen ſich an den Ufern der mittleren Elbe zunächſt auf engem Raume beſtimmt und ſcharf entfaltete, zunächſt verwandt. Von den Slaven haben die Germanen die Bezeichnung des Pfluges; die Germanen ſind Anfangs nur von Jagd und Viehzucht lebende kühne Krieger. Die ariſchen Wanderer, an der mittleren Donau angelangt, bildeten dort die Züge keltiſcher Eigenthümlichkeit aus, bevor ſie nach dem Nordweſten, Weſten und Südweſten Europa's ſich verbreiteten. Auch die Italiker, durch Etrusker, Latiner und Umbrer repräſentirt, kamen vom Norden, beſetzten den Weſtrand Italiens und haben bis zur Zeit des äußeren Einfluſſes Griechenlands die lateiniſche Sprache entwickelt. Die bekannten 4 Dialekte des klaſſiſchen Griechenlands ſind die europäiſch ſüdlichſte Blüte der Arier; während das Iran'ſche in Perſien und endlich das Sanscrit zwiſchen Indus und Ganges die äußerſte ſüdöſtliche Welle der altariſchen Wanderung ſind, welche an den dunklen Racen des ſüdöſtlichen Aſiens ſich brach. Die Gunſt eines ſüdlichen Klima's und die beſchauliche Ruhe eines tropiſchen Lebens hat den uns überlieferten Formenreichthum des Sanscrit ausgebildet und eine längere Zeit erhalten. Die ältere Sprache der Veda iſt weniger vollkommen. Früher als 1500 Jahre vor Chriſti trafen übrigens die Arier nicht am Indus ein.

Dies iſt, in den Grundlinien, die heutige Anſicht über die geografiſche und etnografiſche Entſtehung und Verbreitung des indogermaniſchen Völkerſtammes.

Unter den nächſten Nachfolgern von Bopp und Grimm hat F. A. *Pott* die Entwicklung der Laute umfaſſend ergründet und hiedurch der Etymologie die *lautliche* Baſis geſichert. Daß aber in den viel verſchlungenen Verzweigungen der Bedeutungen der Worte den Richtungen, welche die Entwicklung des menſchlichen Erkennens genommen hat, nachgegangen werden müſſe, iſt die Grundidee *Aug. Schleicher's* bei ſeiner Bearbeitung des geſammten, ihm vorliegenden, indogermaniſchen Sprachmateriales. Wenn ihm die Vorarbeiten nicht ausreichend ſchienen, die Skizzirung dieſer Richtungen zu verſuchen, ſo drang ſein Blick doch weit nach vorwärts, wo immer er Stoff für eine künftige Bedeutungslehre fand; und in die phyſiologiſchen Bedingungen von Laut und Form der Sprache, ſowie in den Proceß des Werdens und Vergehens der Sprachen hat er tiefe Einſichten dargelegt.

Wir müſſen uns nun (in ſo weit ſie für die etymologiſche Sprachforſchung maßgebend wurde) vor Allem umſehen, wie ſich die *Sprachfiloſofie* die Frage nach dem Weſen der Sprache geſtellt hatte.

II. Die Sprach-Filoſofie.

1. Herder. Idee der Humanitäts-Entwicklung.

Wenn von Sprach-Filoſofie geredet wird, da kann wohl *Herder* nicht übergangen werden. Das echt volksthümliche in den Schriften Herders muthet uns an, wie bei keinem Anderen des 18. Jahrhunderts. Hiedurch und durch die Schärfe ſeines *intuitiven* Geiſtes hat er anregend bis auf unſere Tage gewirkt. *Entfaltung der Humanität* iſt ihm das Ziel, welchem die Geſchichte der Menſchheit zuſtrebt. Und dieſe Geſchichte faßt er zuerſt als Entwicklung. Darum bekämpft er auch in ſeiner Schrift „über den Urſprung der Sprache" den bequemen Verzicht auf das Wiſſen, welcher einen Akt göttlicher Einſetzung für die Sprache annimmt; aber auch die Oberflächlichkeit derjenigen, welche den *qualitativen Unterſchied* zwiſchen dem menſchlichen Worte und dem Laute der Thiere nicht begriffen. Daß kein Denken, nicht die einfachſte begriffliche Auffaſſung ohne Sprache möglich iſt, daß Sprache und Vernunft einander bedingen, iſt ihm gewiß.

Als die älteſten Beſtandtheile der Sprache findet er *tönende* verba. Das Rauſchen des Baches, das Säuſeln des Windes u. ſ. f.

ſind ihm Erinnerungs-Male, an denen der Menſch der Bilder ſich beſinnt, die an ihm vorübergegangen. Die tönende Natur iſt des Menſchen Sprachlehrerin, und wo die Töne fehlen, kommt das Gefühl dem Ohr zu Hilfe. — Dieß und ähnliches hat die empiriſche Wiſſenſchaft längſt ausgeſchieden. Aber wir können der genialen Divination, welche Thätigkeit des Menſchen als den Inhalt der Gedanken erfaßt, welche in dem Laute ein Mittel der Beſinnung im Wechſel der Bilder ahnt, unſere Bewunderung nicht verſagen. Und wenn Herder die Sprache als die Entfaltung des Menſchengeiſtes in ſeinen Beziehungen zur Natur erklärt, ſo ſcheint er, da von dem in dieſer Erklärung ſtillſchweigend liegenden Vorbehalte der transcendentalen Seite des Menſchengeiſtes wohl abgeſehen werden darf, der poſitiven Forſchung weit vorauseilend, faſt an die Seite Lazar Geiger's zu treten. — Doch das Räthſel, wie Sprache und Erkennen ſich bedingen, enthüllt ſich ihm nicht. — Zweifel in Betreff des letzten Grundes zu beſchwichtigen, dafür hatte das 18. Jahrhundert ein Univerſalmittel in Bereitſchaft gebracht. Für den Unſichtbaren trat das Abſtractum: Natur genannt, ein. Nach dieſem griff auch Herder für die letzte Frage nach dem Woher der Sprache. Vernunft und Sprache ſind in der Anlage dem Menſchen angeboren: der Gattungscharakter ſeiner Natur. — Auf dem Wege der filoſofiſchen Speculation war die Frage auch nicht lösbar.

2. Wilhelm von Humboldt. Die Macht der Ueberlieferung — Volksthümliches und Individueles.

Das filoſofiſche Problem in Betreff des Weſens der Sprache hat Wilhelm von Humboldt, faſt gleichzeitig mit den vorerwähnten Wort-Forſchungen Jakob Grimm's, alſo in der Zeit, wo Grimm und Bopp mächtig anregend wirkten, wieder aufgenommen. Ihm hatte ſich nicht nur die weite Perſpektive der ariſchen Sprache eröffnet, ſondern er ſelbſt hatte die amerikaniſchen und malaiiſchen Sprachenfamilien in den Gebietskreis der Wiſſenſchaften gezogen. Seine Auffaſſung der wechſelſeitigen Beziehungen von Sprache und Geiſtesthätigkeit, wobei es ſich darum handle, die Vernunft des Menſchen durch den Entwicklungsgang der Sprache zu begreifen, iſt maßgebend geblieben. Sie wurde das Programm der beginnenden Forſchung.

Die Sprache, ſagt Humboldt, iſt eine durch die Individuen ſich vollziehende Bethätigung des Volksgeiſtes.

Sie iſt Selbſtthätigkeit des Menſchen aus dem Grunde

Digitized by Google

ſeiner Affizirung durch die Dinge. Wie das Sprechenlernen der Kinder keine bloße Aufſtaplung oder Niederlage von Wörtern im Gedächtniſſe, ſondern ein Wachſen des Sprachvermögens durch Uebung ſei: ſo geht auch die Sprache aus der gleichzeitigen Thätigkeit der Volksindividuen, aus dem ihrer Vorſtellungsweiſe Gemeinſamen hervor. Denn aus dem Gemeinverſtändniſſe ſchöpft ſie ihre Kraft. Grundlage dieſes Gemeinverſtändniſſes iſt ihm die Einheit der menſchlichen Natur.

Innerhalb der ſocialen Natur der Menſchheit beſondert ſich das Volksthümliche. — Die Gedankenwelt einer Bildungsperiode wird eine bedeutſame Macht für die fernere Entwicklung des Geiſtes; ſie nöthigt die Folgezeit in den Formen der früheren Geſchlechter zu denken, gerade ſo wie ſie ſelbſt wieder mit unzähligen Fäden in die Vorzeit zurückreicht. Denn zwiſchen die Menſchen und die Dinge, ſagt Humboldt, tritt die Gedankenwelt, das Medium ihres Wiſſens von den Dingen. In der einem Volke eigenthümlichen Gedankenwelt liegt der Grund der Verſchiedenheit der Sprachformen und des Wortvorrathes der verſchiedenen Sprachen. — Mit dieſer Einſicht war das Myſterium von der Macht des Wortes, von dem Lord Baco von Verulam treffend geſagt hatte: „In dem ausgeſprochenen Urtheile wirke das Wort reagirend wieder zurück auf die Erkenntniß“ entſchleiert und als Lehrſatz in die Wiſſenſchaft getreten.

In Betreff des Urſprunges bleibt die Sprache auch für Humboldt die Entwicklung einer Sprachanlage.

Aber Herders Idee: „Entfaltung der Humanität durch die Geſchichte vermöge der ſocialen Natur des Menſchen“, iſt bei ihm mit einem die Erkenntnißentwicklung betonenden Inhalte bereichert.

III. Die den Sprachforſchungen Lazar Geiger's unmittelbar vorausgehende Zeit.

1. Erkenntniß-theoretiſche Einſicht in den Wandel der Bedeutungen.

Zwiſchen Wilhelm von Humboldt und Lazar Geiger, deſſen Forſchungsergebniſſen unſere heutige Betrachtung ganz vorzüglich ſich zuwendet, weil er für die Grundzüge des Entwicklungsganges der Bedeutungen den thatſächlich maßgebenden Standpunkt aus der vergleichenden Beobachtung des indogermaniſchen Sprachſtoffes aufgezeigt hat, — liegt eine gar bedeutſame Periode der Sprachwiſſenſchaft. Sie

iſt zunächſt inaugurirt durch die von Adalbert Kuhn und Max Müller ausgehende vergleichende Mythologie, denen wichtige ſprachliche Specialforſchungen auf den Gebieten von Mythen und Sagen der Völker durch Bréal, Burnouf und jüngere Zeitgenoſſen gefolgt ſind. — Hier zeigte ſich das Vorſchreiten der Wurzelbedeutungen, von Generellen d. i. von dem nach Inhalt und Grenzen Unbeſtimmten ausgehend, zur ſpecielleren Abgrenzung und weiterhin zur appellativen Bezeichnung als ein Grundzug der Mythenentwicklung. Der Grundſtock der wurzelhaften Laute erwies ſich, der Zahl nach beſchränkt. Die ſeit Herder wiederholt aufgetauchte Idee einer Tonnachahmung im Sprachlaute fand gar keinen Anhaltspunkt; vielmehr wurde unzweifelhaft erkannt, daß die urſprünglichen Sprachlaute ſich ganz indifferent gegen die mit ihnen verknüpften Bedeutungen verhalte. Dieſe letztere Beobachtung erſchien nicht ermuthigend für die Ausſicht, das Geſetzmäßige im Wandel der Bedeutungen zu entdecken; und noch bedenklicher ſchien die Thatſache, daß verſchiedene Laute dieſelbe Grundbedeutung aufgenommen hatten. So z. B. haben die indogermaniſchen Wurzeln „ga“, „i“ und „pad“ in vielen Worten, jede die Grundbedeutung „gehen“. Bezüglich der Wurzel ga gewährt hiefür das mittelhochdeutſche gân ſowie unſere neuhochdeutſchen Worte: Gang, Gaſſe, ein Beiſpiel; und auch im griechiſchen Worte βαίνω, welches ſchreiten, gehen bedeutet, haben wir dieſelbe Wurzel nur mit Anlautvariante βα, Die Bedeutung gehen hat aber auch die ſchon im Sanskrit wichtige Wurzel i im Lateiniſchen ire, im griechiſchen ἰέναι, im gothiſchen aiv und lateiniſchen aevum; und es muß dieſelbe Grundbedeutung auch für die aus dieſer Wurzel hervorgegangene Raumpartikel i angenommen werden, welche Raumpartikel unſerem Adverbium: her, gothiſch hir-i, und auch unſerem Pronomen: ir zu Grunde liegt. Die Bedeutung, „gehen“ der Sanscrit-Wurzel „pad“ bezeichnet, wie oben erwähnt wurde, den „Fuß“ als den „gehenden“ in den aufgeführten indogermaniſchen Sprachen. — Selbſt Fried. Aug. Pott meinte, daß in den Uebergängen der Bedeutungen des Sprunghaften und regelloſen viel ſei, und es lagen auch ſonſt der Hinweiſe genug vor, daß der Entwicklungsgang der Bedeutungen jedenfalls nicht auf dem Wege logiſcher Schlüſſe erfolgt ſei. Die gewöhnliche, auch noch von Schleicher acceptirte, ſogenannte Definition: „Sprache iſt lautes Denken“ ſagte zwar über das Weſen des Sprachlautes nichts aus. Denn der Bedeutungsinhalt der Sprachlaute ſind Vorſtellungen, welche dem Denken d. i. der

Ordnung der Vorſtellungen zunächſt den Stoff liefern. Die logiſche Ordnung der Vorſtellungen iſt aber ein ſubjektiver Akt, während die Vorſtellung ſelbſt einem ſubjektiven und objektiven Faktor, nämlich der Wechſelbeziehung des Individuums mit der Außenwelt entſtammt. Kant's Erkenntnißlehre wurde für die Frage nach der Entwicklung der Bedeutungen fruchtbar. Denn wenn aus den Sprachwurzeln, dieſen Vorſtellnngszeichen, der thatſächliche Gang der Beziehnngen zwiſchen den Menſchen und der Außenwelt erſchließbar war, ſo mußten deſſen erſte Spuren aus jenen Wurzeln erhellen. — Aber nicht nur das, was Bedeutungsübergänge beſtimmen mag, oder, wie wir jetzt ſagen können, was der Geſtaltung des Wechſelverhältniſſes des Individuums mit der Außenwelt die Richtung gab, war zu ergründen: die indogermaniſchen Sprachwurzeln ſelbſt boten ein zu ungleichartiges Moſaikbild in pſychologiſcher Beziehung dar, als daß die durch dieſe Wurzeln überlieferten Urlaute als unmittelbarer Beginn der Sprache anzunehmen geweſen wären. Konnten denn dieſe Wurzeln mit ihren überall ineinanderfließenden Bedeutungsgrenzen, mit ihrem hier generell unbeſtimmten, dort einen ſpeciellen Vorgang bezeichnenden Inhalte wirklich zeitlich **einem** Sprachſtande angehören? Lagen hier nicht ſtufenweiſe Entwicklungen vor, welche der erſchloſſenen ſogenannten indogermaniſchen Urſprache vorausgegangen waren? Dieß zur Andeutung der Einſichten, welche vor Lazar Geiger in das Problem des Bedeutungswandels gewonnen waren.

2. Der befruchtende Einfluß der Naturwiſſenſchaften.

Es iſt zur richtigen Einſicht in den Entwicklungsgang der Sprachwiſſenſchaft überhaupt, und ſpeciell in Anſehung ihres Beitrages zur Geſchichte des Menſchengeiſtes, wohl im Auge zu behalten, wie befruchtend der ſtetige Einfluß der Naturwiſſenſchaften auf die Einſicht in das Weſen der Sprache geworden iſt.

War es ja doch ſchon vor Allem die Methode der Induction, der vergleichenden Beobachtung, welche die Sprachwiſſenſchaft, als ſie begann, nur von den Naturwiſſenſchaften erhalten konnte. Was die empiriſche Beobachtung für die ſyſiologiſche Begründung der Lautlehre geleiſtet, welch' klärende Einſichten durch die Anwendung der allgemeinen Entwicklungsgeſetze des organiſchen Lebens, ja ſelbſt des Selectionsprinzipes, in das Werden und Vergehen der Sprachformen ſich ergeben haben, hat Max Müller in ſeinen geiſtvollen Vorträgen über Sprachwiſſenſchaft und Auguſt Schleicher in ſeinem herrlichen Buche: „Die

deutſche Sprache“ wohl allgemein überzeugend ausgeführt. Was die Fyſiologie der Sinne für die richtige Auffaſſung der Geneſis der Vorſtellung, beigetragen, werden Sie aus dem, was ich Ihnen heute zu ſagen habe, leicht ermeſſen.

3. Die erſte ſprachwiſſenſchaftlich nachgewieſene Wechſelbeziehung zwiſchen dem werdenden Denken und Sprechen.

Nach dem, was im Vorausgehenden als das bisherige Ergebniß der vergleichenden Sprachforſchung bezeichnet wurde, mußten die Entwicklungs-Richtungen der urſprünglichen Bedeutungen zunächſt durch den natürlichen Fortgang der Beziehungen zwiſchen den menſchlichen Individuen und der ihren Bedürfnißkreis bildenden Außenwelt beſtimmt worden ſein. Dahin deutete auch alles antropologiſch erſchloſſene Wiſſen von dem Menſchen, und nicht minder auch die von Kant begründete Erkenntnißtheorie. Aber die poſitive Darlegung der thatſächlich maßgebend geweſenen Vorſtellungskreiſe, das war die Aufgabe, welche an die vergleichende Etymologie jetzt herantrat. — Da war es nun von wichtiger Vorbedeutung für die folgende Forſchung Lazar Geiger's, daß die erſten thatſächlichen Beziehungen zwiſchen dem werdenden Denken und Sprechen in der Form, im Bau des Wortes, und zwar nach allgemeinen Umriſſen ſchon von Wilhelm v. Humboldt und von Aug. Schleicher erkannt, weiterhin aber von Giacomo Lignana in eingehender Weiſe nachgewieſen wurden. Der Letztere insbeſondere zeigte an der Struktur des Wortes der verſchiedenen Sprachklaſſen die beſtimmte Ausprägung der Energie der Denkthätigkeit der verſchiedenen Völker-Racen. Selbſtverſtändlich kann hier auf die Analyſe des Wortbaues der dießfällig ſich ſcheidenden Sprachklaſſen von dem monoſillabiſchen bis zum indogermaniſchen Worte nicht eingegangen werden. Nur möchte ich Ihnen die eben hervorgehobene Ausprägung der Denkart in der Wort-Struktur durch den ſcharfen Gegenſatz anſchaulich machen, welcher zwiſchen dem Bau des Wortes dem agglutinirenden Sprachen und dem des Wortes der flektirenden oder indogermaniſchen Sprachen beſteht.

Es gibt Sprachen, welche die konkrete Beziehung der durch die Wurzel des Wortes ausgedrückten Grundbedeutung durch Silbenlaute geben, die der Wurzel eben nur loſe angereiht werden und alſo mit Rückſicht auf die Wurzelſilbe Präfixe und Suffixe heißen. Solche Sprachen nennt man wegen der loſen Anhäufung

der Beziehungselemente um die unveränderlich bewahrte Wurzel: Zuſammenfügende oder agglutinirende Sprachen. Dieſe Sprachen umfaſſen ein ſehr weites Gebiet auf der Erde: Die Völker Aſien's am Ural und Altai; die Völker im Süden wie im Oſten dieſes Welttheiles, ferner Afrika's Bewohner, und die Inſulaner der Südſee ſprechen derlei Sprachen. In Europa gehört die magyariſche und die türkiſche Sprache dieſer Klaſſe an. Als Beiſpiel des Wortbaues der agglutinirenden Sprachenklaſſe diene uns das magyariſche Wort: „ir-at-ok“ ich laſſe ſchreiben. Die erſte Silber „ir“ iſt die unveränderte Wurzel, deren Bedeutung „ſchreiben“ iſt. Die daran gereihte Silbe „at“ hat die zu einem Beziehungsausdrucke 'verallgemeinerte Bedeutung „causare, veranlaſſen“. Die letzte Silbe des gewählten Wortes hat die Pronominalbedeutung der erſten Perſon Singularis: „ich“. Es iſt das Wort dieſer Sprachen eine Anhäufung von einzelnen Elementen, ein Conglomerat — keine einheitliche Verbindung der Theile. Die Silbenzahl kann, zum Ausdrucke der Beziehungen, unbehindert vermehrt werden; daher auch der entwickelte Satz unſerer Sprachen in jenen häufig durch ein einziges Wort gegeben wird; eine lange Kette aneinand gereihter Elemente. — Sehr verſchieden davon iſt der Bau des indogermaniſchen Wortes. Hier werden die Elemente, welche die Beziehungen ausdrücken, nicht in bloße Juxtapoſition zur Wurzel gebracht, ſondern Wurzel und Beziehungen treten in eine innige Verſchmelzung: ſie bilden zuſammen eine wahre Einheit, eine Syntheſe. Ein Beiſpiel für die Gliederung des indogermaniſchen Wortes mögen uns die deutſchen Worte „lieb“ „glauben“ „lob“ geben. Dieſen Worten liegt die Wurzel „lub“ zu Grunde, deren Bedeutung „begehren“ oder „gerne haben“ iſt. In dem Worte „glauben“ deſſen ältere deutſche Form „ga-laub-jan“ iſt, erſcheint die Wurzel „lub“ verändert durch Steigerung des Wurzelvocales u zu au, um die cauſative Beziehung anzudeuten, nämlich: „begehren machen“. In dem Worte „lieb“ althochdeutſch: „liubs“ iſt der Grundvokal „u“ der Wurzel „lub“ zu „iu“ verändert, um die adjective Beziehung hervorzuheben. Die Vocalveränderung zu „iu“ iſt aber nach den Geſetzen des Vocalismus die erſte Steigerung im Vergleiche zur Steigerung „au“ in ga-laub-jan. In dem Worte „lob“, althochdeutſch „lobam“, iſt der Wurzelvocal „u“ repräſentirt durch „o“, eine erſte Schwächung des „u“. Dieſe Veränderung des Wurzellautes: vocaliſche Steigerung und Schwächung zu dem Zwecke

Digitized by Google

die Beziehungen, die Beſonderung des allgemeinen Begriffes der Wurzelbedeutung auszudrücken, wird *die Flexion der Wurzel* genannt: daher die indogermaniſchen Sprachen *flectirende* Sprachen heißen.

Die Steigerung und Schwächung des Wurzelvocales entwickelt ſehr ausgedehnte vocaliſche Reihen nach einem ſtreng geſetzmäßigen Vocalismus; und ſo iſt die Wurzel „lub“ auch in den Worten: *Leib*, *leben*, *Gelübde* und in noch gar vielen anderen deutſchen Worten lautgeſetzlich verändert. *Die Anfügung von Beziehungselementen* an die Wurzel iſt nun auch im Indogermaniſchen ein höchſt wichtiges Mittel der Stamm- und Wortbildung. Aber *durch die vocaliſche Bewegung der Wurzel iſt dieſe, und mit ihr* die allgemeine Vorſtellung *als Kern und beſtimmender Bedeutungsinhalt* hervorgehoben, und die Beziehungen ſind untergeordnet verbunden. Dieſe Beziehungselemente haben auch an lautlicher Fülle durchaus eingebüßt; denn der Accent, welcher die Wurzelbedeutung hebt, und die Einheit betont, ſtrebte das Wort in den Nebentheilen zu erleichtern, und förderte überall das engſte Zuſammentreten der Laute bis zur Verſchmelzung derſelben. So iſt in „ga-laub-ja-n“ zum Wurzellaute „laub“ das Beziehungselement „ja“ zur Verſtärkung der cauſativen Beziehung und weiterhin „-an“, welches nur mehr in dem Lautreſte „-n“ vorhanden iſt, und die infinitive Dauer bezeichnet, hinzugetreten. Dem Wurzellaute „laub“ geht auch ein Präfix vor, welches „ga-“ lautet, ſpäter zu „ge-“ abgeſchwächt, eine bekannte ſehr häufige Reduplikationsſilbe der Präterita iſt, und die Vollſtändigkeit, die Vollendung einer der Zeit nach früher begonnenen Handlung ausdrückt. Aber alle dieſe Beziehungselemente des Wortes ga-laub-ja-n ſind in dem heutigen Worte: „glauben“ zur engſten Verſchmelzung gebracht. Allerdings iſt auch ſeine etymologiſche Bedeutung: „ſich lieb ſein laſſen“ für unſer Sprachgefühl ſehr geſchwunden.

Was bedeutet nun der erörterte Unterſchied von loſer Anhäufung der Wortelemente dort und von einheitlicher Verbindung derſelben hier? — In dem einen und in dem anderen gibt ſich ein lautliches Abbild der Zuſammenordnung und Verbindung der Vorſtellungen zum Gedanken zu erkennen; und den Beleg hiefür gibt eine geſchichtliche Thatſache: **Nur die indogermaniſchen Völker haben Filoſofie als Wiſſenſchaft entwickelt.** Dieſe Thatſache kann nicht zufällig ſein; ſie kann nur die natürliche Folge einer beſtimmten Qualität des

Abſtrahirens und Generaliſirens ſein, welche den Völkern der agglutinirenden Sprachen nicht zukommt. Die beſtimmte Weiſe der Unterordnung des Beſonderen unter das Allgemeine, worin das formelle Weſen der Filoſofie ſich charakteriſirt, iſt es nun, welche ſich in der gegliederten Einheit unſeres Wortes ſpiegelt. In der Syntheſe des indogermaniſchen Wortes prägt ſich die qualitativ geſteigerte Denkkraft der Indogermanen aus, welche ſich im filoſofiſchen Denken derſelben offenbart. Den agglutinirenden Sprachen fehlt dieſe lautliche Einheit: in breiter Entfaltung ſind die verſchiedenen Beziehungen neben den Bedeutungslaut der Wurzel, den ſie oft überwuchern, aneinander gereiht. — In dieſer Weiſe hat alſo die Energie des Denkens ſich das Wort geformt, und dieſe Form wirkt wieder zurück auf die Fügung des Gedankens, inſoweit er durch die grammatiſche Form zweifellos mitbeſtimmt wird.

4. Das Ergebniß dieſer Zeit für das Wiſſen von der Sprache.

Die zwiſchen Wilhelm v. Humboldt und Lazar Geiger liegende Zeit hat ſonach durch die etymologiſchen Ergebniſſe der vergleichenden Mythologie, ferner durch die Verwerthung der naturwiſſenſchaftlichen Methode und wichtiger naturwiſſenſchaftlicher Grundwahrheiten für die Lehre von der Sprache, endlich durch Erſchließung der pſychologiſchen Bedeutung der Struktur des Wortes, worin die Denkthätigkeit ihre beſtimmte Form ausprägte, — eine ſehr erhebliche Grundlage geſchaffen, auf der Lazar Geiger weiter baute. Denn wenn auch der **Wurzellaut** urſprünglich **indifferent** erſchien für die Bedeutung, die zunächſt ſich mit ihm verbindet, — und wir werden auf das thatſächliche dieſer Erſcheinung und deren Gründe im Folgenden erläuternd zurückkommen, — ſo mußte dagegen die Richtung, in welcher die urſprünglich ſchwankende Bedeutung allmälig ſich fixirte, in der Succeſſion des Auftretens des Wurzellautes und ſeiner Bedeutungen, Spuren hinterlaſſen habe, welche die Pfade andeuteten, die das menſchliche Erkennen geſchritten iſt. Dieſe Succeſſion grundzüglich aufzuklären war die Aufgabe, die Lazar Geiger ſich ſtellte. Die Grundlage ſeiner Unterſuchungen ſind die indogermaniſchen Sprachen und die aus denſelben wiſſenſchaftlich erſchloſſene Urſprache. Zwiſchen den indogermaniſchen Sprachen und anderen Sprachen der Erde iſt nirgend wie ein Zuſammenhang nachgewieſen. Wohl aber unterſtützen gewichtige Gründe die Anſicht, daß die Stammväter der Indogermanen urſprüngliche

Sprachbildner geweſen ſeien. Die Continuität einer längeren Zeit, durch welche die Entwicklung der indogermaniſchen Sprachen verfolgt werden konnte, verſtärkt den Werth der Einſichten in das Leben dieſer Sprachen.

IV. Lazar Geiger.

Lazar Geiger hat das Ergebniß ſeiner Forſchungen in dem Werke „Urſprung und Entwicklung der menſchlichen Sprache und Vernunft“ und in einem zweiten ſpäteren Werke: „Urſprung der Sprache“ hinterlaſſen. Durch ihn iſt die Etymologie als Entwicklungsgeſchichte der menſchlichen Erkenntniß empiriſch begründet. Sehen wir uns vorerſt nach den Hauptgeſichtspunkten um, nach denen er ſich orientirte.

1. Hauptgeſichtspunkte ſeiner Orientirung.

a. Vieldeutigkeit, d. i. natürliche Unbeſtimmtheit, iſt der Ausgang der Wurzelbedeutungen.

Die entwickelten Sprachen weichen ſehr von einander ab im Zuſammentreffen des Lautes mit der Bedeutung. Durch den Lautwandel wird die Bedeutung nur ſelten modificirt. Lautliche Veränderung erfolgt immer nach fyſiologiſchen Bedingungen der Sprachorgane, welche Laute anähnlichen, oder angleichen, oder diſſimiliren, oder gänzlich verflüchtigen laſſen. Auch die zeitliche Dispoſition der Sprachorgane durch hiſtoriſche Vorgänge kann für den Lautſtand entſcheidend werden, wie die in der deutſchen Grundſprache und in unſerem Althochdeutſchen alſo 2 Mal eingetretene Lautverſchiebung zu zeigen ſcheint, deren wir bereits gedachten. Dagegen iſt die Fülle von Bedeutungen, die in einer und derſelben Wurzel ſich drängt, eine auffallende Thatſache. Es gelingt durchaus nicht für irgend eine Wurzel der entwickelten Sprachen einen beſtimmten Bedeutungskreis zu ziehen. Betrachten wir beiſpielsweiſe einige Verzweigungen einer indogermaniſchen Wurzel.

Unſern neuhochdeutſchen Wörtern: „weben“ und „winden“, welche im althochdeutſchen „wëban“ und „wi-n-tan“ lauteten, liegen die Wurzelformen „wab“ und „wa-n-t“ zu Grunde, wie die Perfekta dieſer beiden Verba erkennen laſſen. Die althochdeutſche und gothiſche Wurzelform „wa-n-t“ torquere iſt wohl jedenfalls urſprünglich eine lautliche Variante der Sanscritwurzel „b-an-dh“, Grundbedeutung „ligare“, wovon das goth. „bindan“, neuhochdeutſch „binden“. Die althochdeutſche Wurzelform „wab“ erſcheint im Sanscrit nach dem Geſetze der Lautverſchiebungen mit dem Laute „wap“, deſſen Grund-

bedeutungen dort: seminare, tondere, suere und texare ſind, eine auf den erſten Anblick gewiß verblüffende Bedeutungsfülle. Uebrigens ſind „wap,“ „wa-n-t-“ und „ba-n-dh“ nur Fortbildungen einer einfacheren indogermaniſchen Wurzel „wa“, von welcher z. B. das gothiſche „wa-jan“ flare d. i. „bewegen machen“ gebildet iſt, indem die Grundbedeutung der Wurzel „wa“ ein unbeſtimmtes „movere“ „bewegen“ iſt. — Wir haben alſo bisher in der Wurzel „wa“ und ihren Fortbildungen die Bedeutungen; bewegen, weben, binden, winden; ganz abgeſehen von den erwähnten Sanscritbedeutungen von „wap“, seminare, tondere, suere, auf die wir ſpäter zurückkommen werden. Unſere Wurzel „wa“ hat weiter im lateiniſchen die Schwächungsform „vi“ angenommen und dieſe liegt den Wörtern „vieo“ ich binde, ich flechte, dann auch „vitus“ und „vinum“ zu Grunde; wornach wir die urſprüngliche Wurzel „wa“ mit ihren lautlichen Varianten bereits zu den Bedeutungen: bewegen, binden, flechten, winden und weben entwickelt finden. Doch iſt die Fülle von Bedeutungen der betrachteten Wurzel hiermit noch lange nicht erſchöpft. Denn im Sanscrit erſcheint die lateiniſche Wurzelform „vi“ wieder geſteigert zu „vë“ und die Variante mit dem weiteren Anlaute s, der an viele Wurzeln ſich anſetzt, alſo „sve“ haben wir als Wurzel in den lateiniſchen Wörten: „suetus“ von „suere“, an etwas gewöhnt ſein, in „sus“, pronomen possesivum, und in dem deutſchen „Schwester“, deren etymol. Bedeutung daher die „Verbundene“, d. i. für die in Weiber- und Güter-Gemeinſchaft lebende älteſte Sippe unſeres Stammes: die mit dem Stamm verbundene“ iſt. Unſere obige Bedeutungsreihe von urſprünglichem „wa“ vermehrt ſich daher noch um die der „Angehörigkeit“ in den bezeichneten drei verſchiedenen Richtungen. Dieß möge für jetzt genügen. Sie ſehen hiermit die Vieldeutigkeit einer indogermaniſchen Sprachwurzel; und wir werden in einem gewiſſen Sinne dieſen Wurzeln Alldeutigkeit zuerkennen müſſen, eine Erſcheinung, welche eben auf den erſten Anblick als Indifferenz des Sprachlautes für die Bedeutung galt. Für Lazar Geiger war ſie ein Fingerzeig, daß die Verkettung der Bedeutungen weit über die grammatikaliſch erſchloſſene indogermaniſche Urſprache hinauf bis zu den thatſächlich erſten Sprachlauten verfolgt werden müſſe, bis dahin alſo, wo die werdende Menſchheit aus der Thierwelt heraustrete.

Da klärte ſich die Vieldeutigkeit als **natürliche Un-**

Digitized by Google

beſtimmtheit, welche eben der erſten menſchlichen Thätigkeit ſelbſt anhaften mußte, und jetzt in den ſchwankenden Grundbedeutungen der älteſten Sprachwurzeln ſich noch abſpiegelt. Dort, als das menſchliche Weſen ſich zu entfalten begann, mußte der Umfang deſſen, was bezeichnet werden konnte, verſchwindend klein ſein. Es genügten wenige Wurzeln mit ihrem wechſelnden Bedeutungsinhalte. Da aber für die Forſchung nach jenen Vorſtufen des indogermaniſchen Sprachſtandes alle geſchriebenen Denkmale der Sprache natürlicher Weiſe fehlen, ſo konnte nur die Beobachtung und Vergleichung der ſich ſuccedirenden Bedeutungen Licht ſchaffen, und Leitfaden hiebei konnte nur die Wahrnehmung ſein, daß von dem Unbeſtimmteren die Sprache vorſchreite zu dem beſtimmteren, gerade ſo wie das menſchliche Thun ſelbſt ſich allmälig beſondern mochte.

Verſuchen wir es nun mit Hilfe dieſer Richtſchnur die ſucceſſive Reihenfolge der Bedeutungen der obbetrachteten Wurzel „wa“ und ihrer lautlichen Fortbildungen zu ſkizziren. Die Bedeutungen: binden, winden, flechten, waren wohl gewiß älter als „weben“ obgleich, wie geſagt, auch dieſe Bedeutung dem ſanscrit'ſchen „vë“ und „vap“ zukommt. Mit den Bedeutungen „binden“ und „flechten“ trifft aber die Bedeutung einer andern Wurzel zuſammen, welche wohl geeignet iſt die nächſt ältere Vorſtufe jener Bedeutungen zu erhellen. Es iſt dieß der ganz verſchiedene Wurzellaut „nac“. Dieſer Wurzellaut erſcheint in unſerm Wort „Netz“, welches im älteren Deutſch „nece“ lautete, im lat. „necto“, ich knüpfe, in „nec-essarius“, griechiſch: „α-να-γ-κ-αιος“, „nothwendig“ u. ſ. f. Aber auch im althochdeutſchen „hnigau“ neuhochd. „neigen“, inclinare, welches auch die Grundbedeutung von „hnac“ oder „nac“ zu ſein ſcheint. Die Anſchauung des „neigen's des „nahegebracht ſeins“ iſt alſo die Grundbedeutung von „nac“, welche weiterhin als die Anſchauung des „Verbundenſeins“, — etwa: dicht in einander geſchlungener Zweige, — auftritt, und in der Bedeutung des „Verknüpfens“ mit der Bedeutung von „binden“ und wohl auch von „flechten“ der Wurzeln vë oder „vap“ und „ba-n-dh“ zuſammentrifft. Iſt da nicht die unbeſtimmtere Bedeutung: „Nahe gebracht ſein durch Bewegung“ eine **gemeinſame Vorſtufe** der beſtimmteren Bedeutungen verknüpfen, binden, flechten, zu welchen die Wurzeln nac, vë, wap und ba-n-dh, allmälich ſich differenzirten? insbeſondere wenn wir uns erinnern, daß die einfachſte Wurzelform von vë, vap und

ba-n-dh, „wa“ iſt, welches unbeſtimmtes movere bedeutet. Die Anſchauung der Bewegung in dem regelmäßig wiederholten Nahebringen von Dingen erklärt ja auch allein die ſo verſchiedenen Thätigkeiten, welche mit der ſanscritiſchen Fortbildung von „wa“ zu „wap“ als: seminare, tondere und suëre bezeichnet ſind. Wir hätten alſo für unſere Wurzel „wa“ und deren lautliche Fortbildungen die ſucceſſiven Bedeutungsreihen:

„wa“
bewegen
| „wap“, „wë“, „nac“
durch Bewegung nahe bringen [neigen]
„nac“ / „ba-n-dh“ | „wë“, \ vi
verknüpfen, binden, flechten
| „wa-n-t“ „wë“ | „wap“
winden weben

b. Verwechslung ähnlicher Thätigkeiten iſt Urſache von Bedeutungswandlungen.

Die ſchon erwähnte Thatſache im Vorgange der Bedeutungen, daß nämlich Wurzellaut und Bedeutung, ſelbſt in nahe verwandten Sprachen, häufig nicht zuſammentreffen, natürlich abgeſehen von dem durch Lautgeſetze bedingten Lautwandel, wird nunmehr in ihr rechtes Licht geſetzt. Die wenig unterſchiedenen Thätigkeiten der erſten Sprachbildner ließen eben in Folge des unbeſtimmteren Inhaltes ihres Thuns leicht auch Verwechslung der bezeichneten Laute zu. So fand derſelbe Laut oftmals Anwendung bei ähnlichem Thun: Das ähnliche wird verwechſelt und durch Wiederholung wird die Verwechslung beſtändig. Wir trafen in unſerer heutigen Betrachtung zuerſt auf die Bedeutung „gehen“ der Wurzel „ga“. Später lernten wir dieſelbe Wurzel „ga“ als eine Partikel kennen, welche ganz vorzüglich am Particip des Präteritum's der Verba, aber auch an dem Präſens gewiſſer Verba ſich feſtgeſetzt hat, um die Vollbringung der in der Vergangenheit begonnenen Handlung auszudrücken, wie wir es an „ga-laub-jan“ neuhochd. „glauben“ geſehen haben, und wie wir an dem Unterſchiede zwiſchen den Verbis: „denken“ und „gedenken“ leicht erkennen. Im Leben der deutſchen Sprache bringt dieſe Feſtſetzung des ga-, geſchwächt zu ge-, immer weiter vor und verräth ſich hiedurch wohl der Trieb einer urſprünglichen Bedeutung. Aber der zeitliche Abſchluß einer Handlung iſt ein formaler Begriff;

Digitized by Google

er kann nur aus einer materiellen Bedeutung hervorgegangen ſein; und ſo gelangen wir auf die urſprünglich älteſte materielle Bedeutung des „ga“ als räumliche Zuſammenfaſſung: im Sinne der Partikeln: zuſammen, con-, συν-, wie in unſern Verbis: „gehaben“, geſtehen. Die räumliche Zuſammenfaſſung als älteſte Bedeutung der Wurzel „ga“ iſt in dem griech. „χαινω“, ich ſperre den Mund auf, „ich gähne“, davon „χαος“, erhalten. Sie liegt auch dem Worte „ich beginne“, d. h. ich mache den Mund auf [um zu ſprechen] zu Grunde. Die Anſchauung des Ausgeſpreiztſeins der Beine beim gehen, eine Bedeutung welche dem griech. „βαινω“, ich gehe, noch zukommt, hat aus der älteſten Bezeichnung einer Mienengeberde durch „ga“ [Mundaufſperren, gähnen] allmälig die Bedeutung „gehen“ [zunächſt: „die Beine ausgeſpreizt halten“] entwickelt, weil in beiden Bedeutungen ein Raumeinſchluß angeſchaut wurde. Darin lag die Aehnlichkeit beider Anſchauungen und dieſe Aehnlichkeit bewirkte die Verwechslung eines vollendeten Zuſtandes mit einer fortdauernden Bewegung. — Die Bedeutungsentwicklung geht aber bisweilen noch weiter — immer durch die Anhäufung kleiner Momente — und aus der Anſammlung unmerklicher Abweichungen bildet ſich allmälig auch ein Gegenſatz derart, daß das letzte Glied der Reihe nur möglich wurde, indem die erſteren Glieder n Vergeſſenheit kamen. Solche Wandlungen des Sprachgefühls ſind nicht ſelten.

c. Gegenſätzliche Differenzirung einer Bedeutung.

Ein weiterer Factor der Bedeutungsentwicklung iſt die Gewohnheit einer gewiſſen Ausdrucksweiſe. Für die Erhaltung des Lautes und ſeiner Bedeutung entſcheidet die Mehrheit des Gebrauches. Wird ein Wort oder eine Bedeutung einige Zeit nicht gebraucht, ſo können ſie vergeſſen werden. In dieſer Weiſe kann ein Wort hier nach der lobenden, dort nach der tadelnden Seite in verwandten Sprachen und auch in nahen Dialekten differenziren. Ja in derſelben Sprache entſtehen ſolche Doppelformen. Unſere deutſche Adjektiv-Endung: „-isch“ iſt ein Beiſpiel ſolcher Doppelformen in einer Sprache. Neben „heimiſch“, „kriegeriſch“, hat ſie auch eine tadelnde Bedeutung in „kindiſch“ von dem wir „kindlich“ ſehr unterſcheiden.

d. Grundcharakter der Entwicklung der Bedeutungen.

Die Bewegung der Bedeutungen überblickend läßt ſich im Sinne Lazar Geiger's ſagen: Es entſtanden ſchon urſprünglich ver-

ſchiedene Laute, welche alle die ganze Reihe der zu bezeichnenden Dinge durchmachten. Auf verſchiedenen Punkten ihrer lautlichen und ihrer Bedeutungs-Entwicklung blieben dieſe Urbeſtandtheile unſerer heutigen entwickelten Sprachen ſtehen und bilden, indem ſie auf faſt allen Punkten jener Entwicklung bald nur wenige, bald aber überaus reiche Sproſſen getrieben haben, jene wunderbaren Verzweigungen der Sprachwurzeln, vermöge welchen die meiſten unter ihnen in faſt alle Gebiete der Sprache eindringen. — Nicht allgemeine Begriffe, ſondern Unbeſtimmtheit charakteriſiren die älteſten Sprachwurzeln, wie wir ſie in allen Beiſpielen geſehen haben. Die zuerſt unbegrenzte Bedeutung wird durch verſchiedene Laute bezeichnet, und erſt allmälig bleibt eine Bedeutung, nach Maßgabe des wechſelſeitigen Bezuges aller übrigen innerhalb des jeweiligen bezeichenbaren Anſchauungskreiſes an einem Laute haften.

Inzwiſchen aber iſt dieſer Laut ſelbſt der Ausdruck einer ſpecieller geſtalteten Anſchauung geworden und der Wurzellaut, an welcher dieſe ſpeciellere Bedeutung haftet, erhält durch ſie die zweite Bedeutung, die ſich eben dadurch charakteriſirt, das ſie eines der Elemente betont, die in der vorausgegangenen unbeſtimmteren Bedeutung indiſtinkt gelegen waren.

Der eben von mir beſchriebene Vorgang wiederholt ſich, und ſeine Wiederholung beſtimmt die Zahl und wohl auch die Qualität der Bedeutungen einer Wurzel. Zuletzt erſt klärt ſich der allgemeine Begriff — ſtets ſchon ein Akt energiſcher Abſtraktion — nachdem alle Elemente, die unbeſtimmt in der Urbedeutung gelegen ſind, durch lautliche Sonderbezeichnung ins Bewußtſein gekommen ſind.

Die Auffaſſung der Sprache als Lautnachahmung hat keine Berechtigung mehr.

Blicken wir mit dieſer Einſicht in den thatſächlich erſchloſſenen Vorgang der Bedeutungsentwicklung, wovon die Wurzel „wa“ uns eine kleine Skizze gegeben hat, auf die Meinung, welche ſich bemüht in der Sprache eine Lautnachahmung zu finden, ſo kennzeichnen ſich deren Verſuche von ſelbſt als etwas heute nicht mehr ernſthaft zu nehmendes. Oder iſt die Ableitung der Wurzeln direkt aus Empfindungslauten, wornach die Wurzel „ak“ ſcharf, ſpitzig, aus der Interjektion „Ach“, die Wurzel „stare“ aus dem Rufe st! zu erklären wären, anders als kindiſch zu bezeichnen? Oder will man im Ernſte glauben machen, daß die Sprache entſtanden, indem die tonloſe

Mundgebärde zur tönenden gewandelt worden ſei; wornach z. B. die Wurzel „pa“ deshalb die Bedeutung des Trinkens habe, weil man beim Trinken den Mund öffnet, der Laut p aber mit dem Oeffnen des Mundes gegeben ſei? Bezüglich der wirklich tonnachahmenden **Worte**, die jede Sprache, freilich in verſchwindend kleiner Zahl, beſitzt, überſieht man gewöhnlich, daß derlei Gebilde, weder auf Stamm noch Wurzel zurückführbar, der Sprache morfologiſch fremd ſind, in der ſie ſpät erfunden wurden, und daß dieſe nachahmenden Worte verſchiedener Sprachen keineswegs immer zuſammentreffen in der Wiedergabe des fraglichen Naturlautes.

Doch eilen wir jetzt nach den Ergebniſſen zu ſehen, welche Lazar Geiger aus den oben angedeuteten Beobachtungen für die gemeinſame Entwicklung von Erkennen und Sprechen gewonnen hat.

2. Die Elemente der Vorſtellung in der Wurzelbedeutung.

Daß Sinnesempfindungen, wenn ſie zu Vorſtellungen ſich erheben, die einzige Grundlage und der alleinige Stoff der Denkthätigkeit ſei, iſt uns ſeit Kant's Erkenntnißtheorie eine geläufige Wahrheit; und Herbert Spencer konnte ſie, zu Folge der fyſiologiſchen Einſichten unſerer Tage, dahin vertiefen, daß er das Leben und die Entfaltung des Intellektes nach der Intenſität der Wechſelbeziehungen zwiſchen dem Organismus und der Außenwelt charakteriſirte.

Wenn Erkennen und Sprechen ſich gegenſeitig bedingen, ſo müſſen die Wurzeln durch den Inhalt der in ihrer Bedeutung ausgedrückten Vorſtellung Aufſchluß geben über die Beſchaffenheit der Elemente der Vorſtellung. Geiger erſchloß aus den Wurzelbedeutungen, daß urſprünglich Anſchauung und Selbſtbethätigung die Sinneswahrnehmung befähigt haben, Vorſtellung zu werden. Die Vorſtellung iſt, ihrem Urſprunge nach: angeſchaute eigene Thätigkeit:

a. Thätigkeit.

Von Handlungen ſieht er ausnahmslos die Sprache ausgehen. Die in allen Wurzelbedeutungen ausgeprägte Thätigkeit bezeugen auch noch unſere heutigen ſubſtantiva appellativa; ſie bezeichnen Objekte der Thätigkeit: Geſtaltetes. Unſer Wort: „Höhle“ bezeichnet „die verbergende“, eigentlich: „die verborgen habende“ aus „helan“ praeteritum: „hol“, Wurzel „hal“, zu welcher auch „Hülle“

Digitized by Google

und „Hülſe" gehören. Das griechiſche „κύ-τος", ſanscr. „kû-pa", die Höhle, latein. „cavus", „coelum" „cupa" (die „Kufe") bezeichnen „durch Aushöhlung geſtaltete Dinge"; denn ſie haben alle die ſanscr. Wurzel „ku" graben, aushöhlen. Dieſelbe Wurzel „ku" erklärt unſere: „Haut" als „die deckende" ſo wie auch der: „Helm", aber durch die Wurzel „hal", „der deckende" iſt u. ſ. f. Für die erſten Sprachbildner war aber wohl die Höhlung des Knochen's von vorzüglichem Intereſſe, wie ſeine litauiſche Bezeichnung: „kaulas" bezeugt. Wie hätte auch dem werdenden Menſchen von den Dingen ein Verſtändniß anders werden können, als durch die Wirkungen ſeiner Thätigkeit auf ſie. — Auch verwandtſchaftliche Beziehungen treten nur durch die Anſchauung einer Thätigkeit in die Sprache ein. Das goth. „su-nu-s," der Sohn, bezeichnet den „geborenen" durch die Wurzel „su" „gebären," und den Beziehungslaut „nu", für das Geſchehen in der Vergangenheit. Das althochd. „Tohtar", Tochter, goth. „Dauhtar" weiſet durch das litauiſche „dukte" ſanscr. „duhitri" auf die urſprüngliche Wurzel „duk", lat. „duc" in: „ducere" althochd. „ziuh" in „ziuhhan" „ziehen" und bedeutet: die Melkende. Die „Magd", wovon auch unſer „Mädchen", bedeutet die „vermögende", die „ſchaffende", aus der Wurzel „mag", wohin ebenſo „magnus" althochd. mikil, mittelhochdeutſch. „michel" gehört. — Was ſcheint eindringlicher zu ſein als der Unterſchied von Tag und Nacht; dennoch gelangt der „Tag", „dies", aus Sanscrit-Wurzel „dah", brennen zur ſprachlichen Bezeichnung durch die anſchauliche Bewegung der Flamme, welche im etymologiſchen Zuſammenhange mit volare, vom Vogelfluge, ſteht.

In den Wurzelbedeutungen haben wir ſelbſtverſtändlich keine Verba im Sinne unſerer Grammatik; ſie deuten eben auf ein mehr oder minder unbeſtimmtes wirken, ohne Objekt und Subjekt entwickelt zu haben. Ueberhaupt müſſen wir uns hüten, unſere grammatiſchen Kategorien in die Vorſtufen des Indogermaniſchen hineinzutragen. Die Handlung der Wurzel wird nach ihrer Fortdauer oder materiellen Vollſtändigkeit durch die vocaliſche Steigerung und Schwächung unterſchieden. In den geſtalteten Dingen kommt der Fluß der Handlung zum Stehen; aber ſie werden noch nicht in objektiver Selbſtändigkeit gefaßt: ebenſo wenig als an der Handlung eine Zeitſtufe unterſchieden wird: Verba und Nomina exiſtiren noch nicht. Die Hervorhebung der Individualität, wodurch die Entwicklung des Nomen im Gegenſatz zum Verbum beginnt, gehört einer jüngeren Stufe, jedoch jedenfalls der indoger-

maniſchen Urſprache an. Sie vollzieht ſich durch die Anfügung der Demonſtrativ-Partikel masc.-sa, fem.-siu, sô, und zunächſt nur an belebten Objekten. Die als Beziehungsſuffixe ſo häufig fungirenden Pronominalwurzeln ſind nicht etwa abſtracta, ſondern bezeichnen materiel-räumliche Beziehungen; auch ſie beruhen alſo wie die anderen Wurzelbedeutungen auf angeſchauter Thätigkeit oder Bewegung.

Bevor wir jedoch auf das Weſentliche des Thätigkeitsinhaltes der Wurzelbedeutung näher eingehen, müſſen wir vorerſt bei dem von Geiger erſchloſſenem zweiten Momente der wurzelhaften Vorſtellung etwas verweilen.

b. Anſchauung.

Die Sprache bezeichnet etymologiſch nur Geſichtswahrnehmungen.

Geiger beobachtete, daß die Wurzellaute **nur im Gebiete des Geſichtsſinnes** ſich bewegen. Auch heute noch hat die Sprache das Gebiet des Sehbaren nicht überſchritten. Auch heute noch unterſcheiden die entwickelten Sprachen Geſchmacks- und Geruchsempfindungen nur durch Bezeichnungen, welche dem Anſchaulichen entnommen ſind. Wir ſchmecken: ſchneidend, beißend, ſcharf, hart, trocken, brandig; oder es ſtammen doch die bezeichnenden Worte, wie: „ſüß", „bitter", von Wurzeln, die eine Geſichtswahrnehmung bedeuten. Das Wort riechen lautete im althochd. „riuhhan", praeteritum: rouch d. i. duften, rauchen, von der Sanscrit-Wurzel: „ruch" oder „ruc," welche aufſteigen, crescere bedeutet. Die Bezeichnungen des Tönen's deuten auf die ſichtbaren Urſachen eines Geräuſches und ebenſo unterſcheiden wir die Qualitäten des Gehörten durch anſchauliche Eigenſchaften der Objekte, von denen der Eindruck des Hörens ausgeht. Bei vielen Thieren dagegen ſind der Geruchs- und der Gehör-Sinn ſchärfer entwickelt, als der Geſichtsſinn. Es iſt leicht zu beobachten, wie z. B. der Hund weſentlich auf den Geruchsſinn ſich verläßt. Jedenfalls iſt bei den Thieren der Geſichtsſinn, wenn nicht evident von untergeordneter Entwicklung, doch immerhin nur coordinirt den übrigen Sinnen. Sollten die äußerlich ſo ſehr entwickelten Sehorgane gewiſſer Inſekten in der That ein Prävaliren dieſes Sinnes über deren Geruch- oder Taſt-Sinn bedeuten, ſo läge hierin wohl eine animale Vorſtufe der Entwicklung des menſchlichen Geſichtsſinnes unter der analogen Bedingung des Lebens in der Ge-

Google

meinſchaft vor. Den Menſchen aber hat L. Geiger, wegen der geſteigerten Uebung des Geſichtsſinnes vor ſeinen übrigen Sinnen ein Augenthier genannt. — Was war es aber, was die Uebung des Geſichtsſinnes bei dem Menſchen ſteigerte? Lazar Geiger kommt zu dem Schluſſe: Das Leben des Menſchen in Gemeinſchaft mit ſeines Gleichen.

Auf dieſen Schluß führt zunächſt die Betrachtung, wie die Anſchauung entſteht, und was ſie befähigt, Vorſtellung zu werden.

c. Geneſis der Anſchauung.

Mitten in dem raſtloſen, drängenden Fluſſe der Erſcheinungen, in welchen das Sinnenweſen geſtellt iſt, tritt nur das in unſer Bewußtſein, dem wir ein ſelbſtſtändiges Sein in der Wahrnehmung zu geben vermögen, indem wir es räumlich geſondert empfinden d. h. ſeine Geſtalt erfaſſen; mit andern Worten: es anſchauen. Nur durch die räumliche Sonderuug der Erſcheinungen erfaſſen wir allmälig die Außenwelt, und zwar als eine Mannigfaltigkeit von Dingen. Das Bewußtſein der eigenen Individualität entſteht ja weiterhin auch nur, indem eine Außenwelt von Dingen wahrgenommen wurde, denen gegenüber das wahrnehmende Subjekt ſich ſetzt. — Zur räumlichen Sonderung oder Erfaſſung von Geſtalt regt der Anblick der Bewegung an, ſobald die räumlich-zeitliche Aufeinanderfolge der Momente eines Vorganges genugſam ſinnenfällige Schärfe hat. Mit dem Taſtſinne haben wir das Gefühl des Räumlichen. Aber das räumliche Gefühl wäre ohne der Anſchauung, jedenfalls nur auf den engen Gebietskreis des Taſtſinnes beſchränkt geblieben, und ohne den Antrieb, der aus der Wahrnehmung der Bewegung entſteht, nicht zur Sonderung von Dingen gelangt. Erwacht ja doch auch beim Kinde das Wahrnehmen durch den Eindruck von Bewegungsacten auf ſeinen Geſichtsſinn. — Allein ſo bedeutend auch die wahrgenommenen Bewegungsvorgänge für die Anſchauung ſind, ſo bedarf es noch eines weiteren um die Anſchauung feſtzuhalten und ſie intact wieder ins Bewußtſein zu bringen. Denn erſt die in der Beſinnung feſtgehaltene Anſchauung, welche reproducirt oder vorgeſtellt werden kann, iſt geeignet, Grundlage des Denkens zu werden.

d. Die Befähigung der Anſchauung zur denkmäßigen Vorſtellung.

Auch die Thiere haben Anſchauungen; aber ſie feſtzuhalten liegt niemals in ihrer Willkühr; ihre Wahrnehmung iſt, nächſt den begleitenden

Empfindungen nur durch die relative Stärke der äußeren Anregung bedingt. — Auch Vorſtellungen haben die Thiere; allein ſowohl der reproducirte Anſchauungsinhalt, als die Möglichkeit der Reproducirung hängt von Aſſociationsreihen und deren Wiederkehr ab, und bleibt dem Willen gänzlich entrückt.

α) Der Laut — das Verſtändniß.

Gerade nun auf dem Punkte, wo Beſinnung und Reproductionsbefähigung des Menſchen von der der Thiere ſich ſcheidet, ſehen wir den Sprachlaut eintreten. Das was den Eindruck des Geſehenen fixirte, was ihm den nöthigen Halt im Wechſel der Erſcheinungen gewährte, das war der Laut, der mit der Anſchauung ſich verband. Der Laut hat den Bann der thieriſchen Sinnenfeſſeln dadurch gebrochen, daß er die Beſinnung gewährte. Um aber ſelbſt bewahrt zu werden, und um den Anſchauungsinhalt gegenüber fantaſtiſch individueller Abirrung in der Reproduktion zu bewahren und zu verbürgen, mußten Anſchauung und Laut gemeinſam unter den Genoſſen der menſchlichen Gemeinſchaften ſein. Denn nur die gemeinſame Anſchauung, dadurch, daß ſie von dem gleichen Laute der Genoſſen begleitet iſt, gibt die Gewähr des gleichen Anſchauungsinhaltes für alle, gibt **Verſtändniß.** Nur der gemeinſchaftliche Laut konnte bewirken, daß Laut und Anſchauung an einander haftend blieben. Endlich konnte auch nur der gemeinſchaftliche Laut denſelben Vorſtellungsinhalt bei allen Gemeinſchaftsgenoſſen wieder ins Bewußtſein rufen, d. i. reproduciren.

β. Der Laut entquellt dem geſteigerten Lebensgefühle.

Die tägliche Erfahrung zeigt uns, daß überall, wo einer Verſammlung von Menſchen eine Anſchauung gemeinſam ſich darbietet oder eine Idee in anſchaulicher Weiſe hervortretend allen ſich mittheilt, die individuelle Stimmung des Gemüthes, in dem Bewußtſein der Gemeinſamkeit des Gefühles ſich erhöht, und daß dieſe erhöhte Stimmung, dieſes erhöhte Lebensgefühl in Gebärden und Lauten zum Ausdrucke kommt. In ſolcher Weiſe haben ſich auch die Sprachlaute der Bruſt entrungen, aus der Steigerung des individuellen Empfindens durch die Wahrnehmung des gleiches Eindruckes, welchen die gemeinſame Anſchauung unter den Genoſſen hervorrief. Das ſympathiſche Empfinden, welches die individuelle Empfindung ſteigert,

hat ſich im Sprachlaute ausgelöſt, veranlaßte auch ſeine Wiederholung, ſobald die gemeinſame Anſchauung wiederkehrte, und indem ſich der Laut mit der Anſchauung in ſolcher Weiſe dauernd verknüpfte, vermochte der Laut die Anſchauung ins Bewußtſein zu rufen. So erklärt ſich, wie Geiger erörtert, das Intereſſe, welches die Menſchen der Uebung des Geſichtsſinnes zuführte: denn die Uebung dieſes Sinnes brachte dem Gemeinleben der Menſchen ſympathiſches Empfinden und damit Steigerung des Lebensgefühls; die Uebung dieſes Sinnes bewirkte durch den Laut Verſtändniß. Das Verſtändniß aber gewährte dem gemeinſamen Leben derer, die erſt nur eine Heerde waren, mächtig fördernde Mittel des gemeinſamen Schaffens und eröffnete immer wieder neue Pfade der Entwicklung.

So hat L. Geiger den Sprachlaut als in der **ſozialen Natur** des Menſchen wurzelnd erkannt.

7. Das Weſen der Thätigkeit im Bedeutungsinhalte der Sprachwurzeln.

Wie früher angedeutet wurde, hatte Geiger Thätigkeit überall als den Inhalt der Wurzelbedeutungen geſehen. Hiermit war an ihn die Frage herangetreten, welche Thätigkeit geeignet geweſen ſei, Vorſtellungsinhalt des erſten Sprachlautes zu werden. Am Beginne der Lautbildung, ſagt Geiger, könne nur der Laut verſtändnißfähig geweſen ſein, der die eigene Thätigkeit begleitet habe. Deßhalb drücken die älteſten Sprachlaute geſehene Bewegungen des Körpers aus; denn, fügt er bei, nur die eigene, gemeinſam angeſchaute, Bewegung machte die gemeinſame Empfindung anſchaulich. — Es muß hier ſogleich hervorgehoben werden, daß L. Geiger die Bedeutung des Sprachlautes auf die angeſchaute Empfindungsgebärde bezieht. Aber die lautliche Empfindungsgebärde hat keinen Keim in ſich, Sprache zu werden; der Empfindungslaut, die Interjection, iſt ja, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrt, immer ſtationär, ohne lautliche Entwicklung, geblieben.

Indem alſo L. Geiger die Thätigkeit zuerſt und vornehmlich als lautliche Empfindungsgebärde auffaßt, wird er unſicher und ſchwankend über das Weſen der in der Wurzelbedeutung doch ſo zweifellos dargelegten Thätigkeit. Er meint, es mögen die Bewegungen des menſchlichen Antlitzes, da ſie zunächſt die eindruckvollſten geweſen wären, auch wohl zuerſt den Laut erweckt haben. Er folgert daraus, daß es etwas heftig Wirkſames, etwas Erſchütterndes geweſen ſei, wohl

der Anblick einer zuckenden oder gewaltſam erſchütterten *Menſchen*- oder Thier-Geſtalt, welche mit dem Laute zuerſt in's Bewußtſein getreten ſei. Aber er ſelbſt beobachtet, dem entgegenſtehend, daß die älteſten Wurzeln gerade reich an Bezeichnungen für Anſchauungen eines primitiven Thuns ſind, von denen *kein plötzlich mächtiger* Gemüthseindruck anzunehmen iſt. Doch glaubt Geiger, — und für vereinzelte Fälle mag es nicht in Abrede zu ſtellen ſein, — daß auch das Thun von Thieren, ſo weit der Menſch Intereſſe daran nahm, dem Sprachlaute Ausgangspunkte gewährt haben köune.

3. Kritik der Auffaſſung L. Geiger's:

a. Schaffende Thätigkeit und Artikulirung des Lautes gehen gleichen Schritt der Beſonderung.

Allein nicht um vereinzelte Fälle, ſondern um den Grundcharakter der Thätigkeit, die im Wurzellaute ſich darſtellt, handelt es ſich. Geiger ringt nach einer Vermittlung zwiſchen dem Laute der rein ſubjektiven Empfindung und dem Sprachlaute. Er vermag dieſe Vermittlung nicht zu finden, und ſchwankt nun über den Ausgangspunkt des erſten Sprachlautes zwiſchen der Laut-Gebärde der Empfindung und jener, die ſchaffendes Thun begleitete. Die *ſociale Natur* der Menſchen erblüht mit ihren Früchten nicht an der Anſchauung der Empfindungsgebärde. *Ihre wahre Triebkraft iſt gemeinſam ſchaffende Thätigkeit.*

Das Thun der Thiere bleibt ein vereinzeltes. Jedenfalls iſt ihr Thun, wo es als ein *gemeinſchaftliches* auftritt, wie wir es in den *Vergeſellſchaftungen* der Thiere auf verſchiedenen Stufen der Entwicklung thieriſchen Lebens beobachten, — immer nur die *Vollbringung* von Verrichtungen rein **animaliſchen** Lebens. Das Thun der Menſchen iſt ſchon im Anfange, im Kampfe um die Erhaltung, ein gemeinſames. Dieſes gemeinſame Ringen um die Exiſtenz, die Arbeit der Menſchen, bezeugen ja auch die älteſten Sprachwurzeln in der Geſammtheit ihrer Züge. Und in den entwickelten Sprachen weiſet der Kern des Satzes, das Verbum, darauf hin, daß Thätigkeit vom Anfange an den ganzen Inhalt der Bedeutung des Sprachlautes ausmachte. Die Erfolge der gemeinſamen Thätigkeit erhöhten das Lebensgefühl und gewährten durch den Laut, welcher nach einem dem allmälig ſich beſondernden Thun adäquaten Ausdruck drängte, das Verſtändniß. Mit dem Fortſchritt der Geſtaltung des Thuns

differenzirte und gliederte ſich der Sprachlaut, worin die äußere Entwicklung der Sprache beſteht.

b. Die Articulation iſt der lautliche Keim des Wortes und zugleich — als Inhalt darſtellendes Element — die Vermittlung des Verſtändlichen.

Das Weſen des Verſtändniſſes iſt der gleiche Vorſtellungsinhalt. Deßhalb verharrt ja der Thierlaut im Ausdrucke der Empfindung, weil er keinen Inhalt gemeinſamer Thätigkeit hat, welche willkührlich in dem Sinne genannt werden könnte, daß ſie nicht gefordert wäre von den Lebensfunktionen des Wachsthums, der Ernährung, der Begattung u. dgl. Es iſt auch durch kein Factum erwieſen, daß Thier-Laute oder -Gebärden etwas anderes äußern als Reflexe von Empfindungen. Dieſe Laute und Gebärden verbürgen daher unter ihres-gleichen keinen Vorſtellungsinhalt, ſondern eben nur Empfindungen, welchen ſubjektive und objektive Unbeſtimmtheit anhaftet. Der Sprachlaut hingegen iſt verſtändlich, weil er Inhalt eines willkührlichen Thuns **darſtellt**, und zwar durch **die Artikulirung** des Lautes, wozu die gemeinſame Thätigkeit, die er begleitete, den Impuls gab. Dieſes darſtellende Element des Lautes iſt weit entfernt von einer Tonnachahmung; aber es tritt deutlich ins Bewußtſein, als Sprachgefühl, zunächſt ſchon durch die lautliche Variirung und Differenzirung, ſo wie durch die vocaliſche Flexion der Wurzel und wird weiterhin noch lebendiger in der Anbildung der lautlichen Elemente für den Beziehungsausdruck. Dieſes darſtellende Element, die Artikulation iſt der Keim, aus dem ſich der Laut zum Sprachlaut, d. i. zur Wurzel, zum Wortſtamm und endlich zum Wort entwickelt. Denn das Darſtellen iſt der Anfang des verſtandesmäßigen, und das verſtändliche im Laute iſt das Weſen der ſich entwickelnden Sprache.

Es iſt alſo in dem ſchaffenden Thun und in der Artikulirung des begleitenden Lautes die gemeinſchaftliche erſte Stufe des Erkennens und Sprechens gegeben. In der Articulation prägt ſich ſomit der objektive, reale Inhalt der Wurzelbedeutung aus. Die Artikulation iſt es, welche durch das äußere Fänomen des Lautes die Reproduktion der Vorſtellung vermittelt, indem aus dem Zuſammentreffen von Wahrnehmung und Laut die Articulation hervorgegangen iſt. Inſoweit alſo Lazar Geiger die Verſtändnißfähigkeit des Lautes auf die durch die Bewegung von Mienen und

Digitized by Google

Gebärden anſchaulich gemachte ſubjektive Empfindung gründen wollte, würde er allerdings nur zum Empfindungslaute, aber niemals zur Sprachentwicklung gelangen; und dann bliebe die Frage nach dem Beginne der Sprachlaute, in letzter Inſtanz, für ihn eine offene.

Ludwig Noiré, der nebſt Caſpari und anderen, in unſeren Tagen auch ein Buch über den „Urſprung der Sprache" veröffentlicht hat, hat den Irrthum L. Geiger's, die Sprache unmittelbar auf den Empfindungslaut, als ſolchen, gründen zu wollen, richtig erkannt. Seine, für den Anſpruch auf Wiſſenſchaftlichkeit, den Stoff zu wenig überſichtlich ordnenden Erörterungen heben zunächſt die in den Wurzelbedeutungen erkennbare ſchaffende Thätigkeit der erſten Sprachbildner gebührend hervor.

Auf der erſten Stufe der Sprachbildung, als der Menſch gegen übergewaltige Thiere zu kämpfen und den nothdürftigſten Schutz gegen die Ungunſt der Natur ſich zu erringen hatte, da konnten nicht ſubjektive Empfindungen, ſondern nur die gemeinſchaftliche Bethätigung im Kampfe und in der Arbeit durch den Laut zur Erinnerung befähigt ſein. Die älteſten Sprachwurzeln deuten alle auf ſolche Thätigkeiten hin, welche der erſten Stufe der Menſchwerdung entſprechen. Sie bezeichnen ein Wühlen, Scharren, Aushöhlen, Zerreiben, Reißen, Abziehen von Fell und Rinde, ein Schälen des Baumes, ein Beſchmieren im Sinne von Färben, ein Binden, Flechten u. ſ. w. Von dieſem primitiven Schaffen, über welches die Bedeutungen der älteſten Wurzeln nicht hinausgehen, ſchreitet der Menſch gegen die objektive Natur vor, und zwar in der Richtung und in dem Maße, als er die Dinge für ſeinen Lebensbedarf in den Bereich ſeiner Thätigkeit zieht: deßhalb bezeichnet und unterſcheidet er ſie nur als Geſtaltete. So gelangt der Baum zunächſt unter der Anſchauung des Entrindeten in das Sprachbewußtſein, ſo die Haut als die Abgezogene, Geſchundene; daher Baum, Pfahl, Speer mit demſelben Laute bezeichnet ſind; ebenſo mit demſelben Worte: Haut und Fleiſch, welch letzteres unter der Haut zum Vorſchein kommt. Erinnern Sie ſich auch deſſen, was über einige Verzweigungen der Wurzel ku graben, aushöhlen, bereits von mir bemerkt wurde. — Mit einem Worte, die Bemerkungen Noiré's über den Thätigkeitsinhalt der Sprachwurzeln und ihre durch dieſen Inhalt gewährte Erinnerungsbefähigung ſind vollberechtigte Schlüſſe aus dem Forſchungsbereiche Geiger's.

V. Ludw. Noiré's angenommenes *Zielbewußtſein* auf der *erſten Stufe* des *Sprachlautes* iſt:

Nun bemerkt Noiré zwar richtig, daß der Sprachlaut nichts entwickelt haben könne, was nicht ſchon als Keim in erſten Anfängen ſich in ihm zeige; deßhalb ſtellt er die Frage nach dem *verſtandesmäßigen Keime* im Sprachlaut, aus welchem Erkennen und Sprechen hervorgegangen ſein könne; und bezeichnet als ſolchen die *geſehene Wirkung der eigenen Thätigkeit*. Somit, folgert Noiré, ſei das *Zielbewußte* ein im *Sprachlaut liegendes* Moment. — Die Zweck- oder Zielrichtung, ſagt Noiré, ſei ja überhaupt das unterſcheidende Merkmal des Sprachlautes vom Empfindungslaute. Denn Tanz und Geſang, gleichfalls hervorgerufen durch erhöhtes Gemeingefühl, löſen dasſelbe in Tönen und Gebärden aus, die *zwecklos* ſind. Dagegen *bedeute der Sprachlaut* ſchon auf ſeiner *erſten Stufe die auf ein gemeinſames Ziel gerichtete* Thätigkeit, das iſt: *Gedachtes*; hierin liege alſo der verſtandesmäßige Keim der Sprache. Der Sprachlaut iſt daher, nach Noiré: der die *zweckbewußte* gemeinſame Thätigkeit begleitende Laut und er iſt dieß ſchon auf *ſeiner erſten Stufe*.

a. Nach dem Zeugniſſe der Wurzelbedeutungen auf den erſten Stufen der Entwicklung von Laut und Vorſtellung nicht vorhanden.

Sie ſehen, wir hätten, demzufolge, das *Gedachte*, das *Zielbewußte*, als ſchon **vor** dem Sprachlaute vorhanden anzunehmen. — Allein unſere heutige Betrachtung hat uns die Entwicklung von Erkennen und Sprechen in einem ganz anderen Lichte, nämlich thatſächlich *in der innigſten Wechſelwirkung* gezeigt. Machen wir uns auf Grund deſſen, was über die Geneſis der Vorſtellung und des Sprachlautes geſagt wurde, die Art und Weiſe klar, wie auf den erſten Stufen des Sprachlautes und der Vorſtellung der Inhalt der Wurzelbedeutungen thatſächlich ſich gebildet hat, und wie *die Wirkung* der Bethätigung der erſten Sprachbildner **auf dem Wege der Anſchauung** und *nicht* als Bedachtes allmälig in den Bedeutungsinhalt kam. Schon die erörterte *Unbeſtimmtheit* oder *Vieldeutigkeit* der Wurzeln bezeugte *die natürliche Unbeſtimmtheit* des menſchlichen Thuns für jene Zeit und ſchließt die Annahme aus, daß dieſes Thun durch Ziele beſtimmt geweſen, welche als *Gedanken* im Bewußtſein vorgebildet geweſen wären. Zufällig d. h. unwillkührlich,

kaum bewußter Abwehr oder Antrieb folgend, hat wohl alles Thun des Menſchen zuerſt begonnen, und war in ſeinen erſten, taſtenden Verſuchen nur durch ein dunkles Begehren veranlaßt. Empfindungslaute waren es auch gewiß, welche die erſten kleinen Erfolge des Thuns der Menſchen begrüßt haben, welche die Noth ihres Daſeins in der Heerde zuſammenhielt, und gemeinſchaftlich zu handeln anleitete. Zuerſt waren die Laute formlos: Das Lautmaterial mußte geformt werden, geradeſo wie ſein Thun beſtimmte Richtung zu nehmen hatte. Je mehr nun der Menſchen Höhle, ihre Waffen, ihr Geflechte u. ſ. w. tauglich ſich geſtalteten, deſto beſtimmter artikulirte oder differenzirte ſich der Laut, dieſer Zeuge der klareren Geſtaltung der Thätigkeit, der ſie begleitete. Zugleich aber wurde die Wirkung des Thuns immer deutlicher, beſtimmter, anſchaulich: die geſehene Wirkung trat mit ein in die Vorſtellung ſeines Thuns. Aber dieſe Wirkung kam abſichtslos dem Trieb des Begehrens entgegen, welches, befriedigt, weiterhin erſt das bewußte Ziel des Thuns wurde. Das was Noiré „Zielrichtung“ nennt, iſt nichts als der Trieb des Begehrens, kein Gedachtes, da ja auf den jetzt betrachteten Stufen von Sprachlaut und Vorſtellung das Subſtrat des Denkens, nämlich ein gewiſſer Vorſtellungskreis, erſt in der Bildung begriffen iſt.

Freilich wohl iſt auch das Denken werdend zu faſſen: als fortſchreitende Größe aus kleinſten Anfängen. Freilich alſo iſt mit dem kleinſten Vorſtellungskreiſe auch der erſte Beginn des Denkens d. h. einer gewiſſen Ordnung der Vorſtellungen anzunehmen, und mit dieſer mag die Richtung auf ein Ziel des Thuns im Keime anbrechend ſein. Denn die Elemente des Denkens d. i. abſtrahiren und verallgemeinern ſind ſelbſt ſchon in der Sinnesempfindung vorhanden. Der Sinnesapparat unſeres Auges und Ohres percipirt aus den zalloſen Bewegungsvorgängen der uns umgebenden Media nur gewiſſe Bewegungsformen, während alle übrigen, wie ſchon z. B. der verſchwindend hohe Ton, die ultravioletten Strahlen vorübergehen, ohne eine Empfindung in uns hervorzurufen. Schon unſere Sinnesorgane vollführen alſo mechaniſche Abſtraktionen, nämlich: ſie nehmen nur gewiſſe Wirkungen der Bewegung der Materie auf. Denn thatſächlich müſſen die Bewegungsformen, welche Töne und Farben entſprechen, verwickelter ſein als wir ſie zu berechnen vermögen, weil auch die von uns nicht wahrgenommenen ebenſo gut wie die wahrgenommenen Bewegungsvorgänge die Bewegung der Materie beſtimmen. Auch die Vorſtellung, das Erinnerungsbild,

Digitized by Google

welches aus der wiederholten Wahrnehmung entſteht, hat den Charakter eines Allgemeinen. Die Vorſtellung eines Baumes iſt die Zuſammenfaſſung gewiſſer Merkmale desſelben. Dieſe ſind allgemeine Merkmale in zweifacher Rückſicht, nämlich: als normal von allen Menſchen wahrgenommene, gegenüber ſubjectiv individuellen Eindrücken; und nach Ausſcheidung jener Beſonderheiten, welche an einzelnen Bäumen geſehen wurden. Es ſind alſo in den Vorſtellungen, auf denen weiterhin das bewußte Denken ſich aufbaut, und ſchon in dem Mechanismus der Sinnesapparate, welche die große Maſſe aller äußeren Vorgänge zu Gunſten einiger weniger bei Seite laſſen, eben jene Formelemente unſerer pſychiſchen Organiſation bereits wirkſam, welche auch die Faktoren der bewußten Denkthätigkeit werden, ſobald die Vorſtellungen hinlängliche Stärke erlangt haben, um derſelben in ihrer Beziehung auf ein Object bewußt zu werden. Das *bewußte* Denken aber, das in Rede ſteht, wenn von Abſicht geſprochen wird, entfaltet ſich zunächſt als Ausſcheidung des Prädikates am Objekte, wofür die Bildung das *Wortes*, welche zugleich die Geburtsſtunde des einfachſten Satzes iſt, der ſprachliche Ausdruck wird. Hievon waren die primitiven Sprachlaute noch weit entfernt; in dieſen gelangte nur eine gewiſſe Summe von Sinnes-Empfindungen zum Ausdruck.

Gegen Lazar Geiger iſt aber an dieſer Stelle zu erinnern, daß der anfängliche *Empfindungslaut* nur dadurch *befähigt* wurde, *artikulirt* zu werden, daß er der Anſchauung eines beginnenden *Schaffens* entſprang.

b. Und erklärt weder den Sprachlaut, noch das, fertig, vorausgeſetzte Denken.

Was nun den im *Lautfänomen* liegenden *Keim* betrifft, aus dem *die äußere Entwicklung* der Sprache hervorgehen konnte, oder richtiger geſagt, hervorgegangen iſt, ſo muß dieſer Keim ein *lautlicher* ſein, und das iſt, wie ich gezeigt habe die *Artikulation*, weil ſie den Bedeutungsinhalt *darſtellt* als das *Verſtändliche* im Laute, der zum Worte wird. Noiré aber, der das *Verſtändliche des Lautes in der Bedeutung* einer geſehenen Wirkung, welche *bedacht* geweſen wäre, gefunden zu haben glaubt, überſieht ganz, daß er aus einem *inneren Vorgange*, nämlich aus einem logiſchen Schluſſe, die *äußere Fortentwicklung* des Lautes zur Wurzel und weiterhin zum Worte herleiten will; daß er alſo die morfologiſche Wortbildung aus etwas erklären will, was im

Digitized by Google

Lautkörper gar nicht gelegen iſt, alſo thatſächlich kein Keim ſeiner Morfologie ſein kann. — Daß die Sprödigkeit des Lautſtoffes erſt zu überwinden war, um denſelben geeignet zu machen, Vorſtellung zu bedeuten, und daß dieſe Sprödigkeit durch die Artikulirung thatſächlich überwunden wurde, ſo daß ſich im Sprachwurzellaut Vorſtellung ausprägt, daran erinnert auch die urſprüngliche Erſcheinung der Indifferenz der Wurzeln gegen die Bedeutung, und die Thatſache, daß nur die Wurzeldifferenzirung allmählig die Indifferenz theilweiſe behob, während die Spuren der einſtigen Indifferenz in den unbeſtimmten Bedeutungen vieler Wurzeln ſich fixirt haben, worauf ich hingewieſen habe, als ich das Geiger'ſche Grundgeſetz der Bedeutungsentwicklung beſprochen habe. Ich habe dem „Zielbewußtſein" Noiré's nur deßhalb eine ſo eingehende Erörterung gewidmet, weil es ganz klar werden ſollte, auf welchem Wege die „geſehene Wirkung" in den Vorſtellungsinhalt hineingekommen iſt, und was dieſe darin in Wahrheit bedeutet. Uebrigens ſieht jedermann, daß, wenn es der zweckbewußten Thätigkeit bedürfte, damit der Sprachlaut entſtehe, der Entwicklungsprozeß von Erkennen und Sprechen, im Widerſpruche mit der ganzen Erkenntnißtheorie, kein wechſelſeitig bedingter mehr wäre, und das Erkennen und Denken als unerklärtes Princip hingeſtellt bliebe.

VI. Schlußergebniſſe:

1. In der Gliederung des Wortes iſt die Energie der Denkthätigkeit ausgeprägt.

Ich habe es verſucht, die Grundzüge der Entwicklung von Sprache, Vorſtellung und Denken, wie dieſe Entwicklung nach der heutigen Sprachwiſſenſchaft aufzufaſſen iſt, in einer, für den vorliegenden Wiſſensſtoff, freilich flüchtigen Skizze Ihnen darzulegen. Geſtatten Sie mir, meine Herren, zum Schluſſe, die Hauptmomente dieſer Entwicklung überſichtlich zuſammenzufaſſen.

Die Sprache in ihrer äußeren oder morfologiſchen Erſcheinung iſt der Entwicklungsprozeß des Lautes, von ſeinen erſten Spuren der Articulation an, durch die Stadien von Wurzel, Wurzeldifferenzirung, Wortſtamm zum Worte unſerer entwickelten Sprachen. Wir ſahen in der Gliederung des Wortes, welches in den verſchiedenen Sprachen des Erdkreiſes auf ſehr verſchiedenen Stufen ſtehen geblieben iſt, in den indogermaniſchen Sprachen aber eine gegliederte Einheit darſtellt,

die Denkoperation graduell ausgeprägt, ſo daß wir dieſe in dem Streben der Indogermanen nach einheitlicher Auffaſſung, als filoſofiſche Erkenntniß, qualitativ gehoben anſehen müſſen; eine „Qualität", welche wie in der Natur immer, eine gewordene, nämlich eine durch Anſammlung beharrender Wirkungen geſteigerte Größe iſt. Aber auf dieſem Wege iſt das Wort unſerer Culturſprachen der lautliche Zeuge der Gedanken Plato's, Democrits, Galilei's, Newton's, Spinoza's, Kant's geworden. „Sprachbildung und Geſchichte ſind einander ablöſende Thätigkeiten der Menſchheit", ſagte A. Schleicher: „denn der lautlichen Fülle des Wortes folgt ſein lautlicher Verfall; aber der ſtofflich vereinfachte Laut wird Zeichen des entwickelten Gedankes". — Dieſe Einſichten in das Leben der Sprache und in die Entwicklungsreihen des gewordenen Gedankens, welche die vergleichende Grammatik errungen hat, mögen uns mit Genugthuung erfüllen. Nur vergeſſen wir dabei nicht, daß ſie überhaupt nicht oder doch nur ſtückweiſe möglich geworden wären, wenn wir die ſo durchſichtige Gliederung des Sanscrit-Wortes weniger intact von dem zerſetzenden Einfluſſe des Lautwandels, alſo aus einer vorgeſchritteneren Lebensperiode, überliefert bekommen hätten. — Verheerend aber zu allen Zeiten war das einſeitig ſpekulative Denken, wenn der Gedanke von dem ewigen Borne natürlicher Thatſachen ſich entfernt. Dann ſchafft auch die eminenteſte Abſtraktion nicht Rath; nur die Rückkehr zu jenen hat ſich heilſam ſtets bewieſen. Darum blieb Herder maßvoll, Wilhelm v. Humboldt Bahn weiſend. So haben die Idee der Humanitätsentwicklung und die filoſofiſchen Einſichten über die Wechſelwirkung zwiſchen Sprache und Geiſtesbildung, zwiſchen Ueberlieferung und Individuum in unſerer Zeit die Sanction von Thatſachen erhalten.

2. In den Sprachwurzeln ſind die Elemente der Vorſtellung nachgewieſen.

Als die ſprach-vergleichende Mythologie eine ungeahnte Morgenröthe über die Sagenkreiſe der Völker verbreitet hatte, und die Erkenntnißlehre Kant's durch die poſitive Wiſſenſchaft berichtiget worden war, da durfte es Lazar Geiger unternehmen, in den Sprachlauten den Grundzügen der Entwicklung des Menſchengeiſtes nachzugehen. Er hat uns die Anſchauung als Fundament der menſchlichen Erkenntniß gezeigt. Und ſo weit auch die Sphären reichen, die unſer Denken umſpannt, das Gebiet des Anſchaulichen hat die menſch-

liche Erkenntniß niemals überſchritten. Er hat die gemeinſame Bethätigung der menſchlichen Genoſſen als den Inhalt der Bedeutungen der älteſten Sprachlaute aufgezeigt. Er hat den Laut, aus dem Grunde des erhöhten Gemeingefühls als das Mittel der Beſinnung und Erinnerung dargelegt, das nur im Gemeinleben ſich entwickeln konnte. Damit waren die Elemente des Erkennens im Sprachlaute nachgewieſen. — L. Geiger hat gewiß die volle Bedeutung der ſocialen Natur der Menſchen gewürdigt; dennoch aber hat er für den Bedeutungsinhalt der Sprachwurzeln das gemeinſam **ſchaffende** Wirken, worin die Triebkraft des Gemeinlebens ſich auswirkt, zu wenig betont. Und wenn er durch den Sprachlaut **mehr** die Empfindungsgebärde als das geſtaltende Schaffen bezeichnet wähnt, ſo verdunkelt ſich ſein Blick, weil er einen Rückſchritt in das Gebiet des Unſichtbaren macht: — denn dunkler als die Tiefen des Sternenhimmels ſind des Menſchen Gefühle. —

3. Die Articulation, durch die ganze Reihe ihrer Entwicklungsſtadien bis zum Worte, iſt die Vermittlerin des Verſtändniſſes.

Ich verſuchte es, Ihnen heute vor Allem klar zu machen, daß der **objektive** Inhalt der Bedeutungen, welcher vom Anbeginne an den inneren Vorgängen der Anſchauung und Vorſtellung zu Grunde liegt, auch zugleich im äußeren Lautfänomen ausgeprägt iſt, nämlich durch die Articulation, wodurch der Laut Sprachwurzel wird, und den Schaffensinhalt darſtellt. Nur durch die Articulirung konnten aus den werdenden Sprachwurzeln lautliche Varianten und Differenzirungen ſproßen, nur durch den Conſonantengehalt konnte die vocaliſche Flexion bedeutend werden; nur durch ſie konnten Beziehungselemente, d. i. Wurzeln generaliſirter Bedeutung, an den Kern ſich angliedern, alſo der Laut ſchließlich zum Worte werden. Nur die Artikulirung endlich befähigte den Laut Anhalt der Erinnerung zu ſein; und ſo lange das Sprachgefühl lebendig bleibt, wird auch der reale Zuſammenhang der artikulirten Gliederung und der Bedeutung lebhaft empfunden. Denn das Verſtändliche in der Sprache iſt nach der inneren Seite der Vorſtellung: der Bewegungs- oder Schaffens-Vorgang; nach der äußeren Seite des Lautes: Die Articulirung, welche jenen Inhalt darſtellt. Fyſiologiſch ausgedrückt, beſagt dieſe Thatſache, daß der Sprachact der motoriſchen Nerven immer der abaequate

Reflex des Bewegungsvorganges in den ſenſitiven Nerven iſt.

Die Sprachforſcher ſind wohl alle darüber einig, daß die Hervorbringung einer Art Geſang, d. h. eine Modulirung der Stimme zu muſikaliſchen Cadenzen bei den Urmenſchen der Bildung artikulirter Laute, der Zeit nach, vorhergegangen ſein dürfte. Die erſte fyſiologiſche Bedingung hiezu war ja, wie bei den Vögeln und wie, nach Darwin, auch bei gewiſſen gibbonartigen Affen, durch die freie Stellung des Bruſtkaſtens gegeben. Aber dieſe Töne dienen eben nur Gemüthsbewegungen zum Ausdrucke, welche in direkter Beziehung zu Funktionen des animaliſchen Lebens ſtehen. Wenn nun Darwin: „Abſtammung des Menſchen" hiernach die Vermuthung ausſpricht, daß die Artikulirung der Laute eine Nachahmung ſolcher muſikaliſchen Laute ſein mochte, ſo iſt dagegen zu erinnern, daß das Weſentliche der Artikulirung, nämlich der Conſonantengehalt, für die Allgemeinheit einer ſolchen Ableitung keinen Anhaltspunkt finden läßt, ebenſowenig als der Bedeutungsinhalt der Sprachwurzeln, wie er im Vorausgehenden dargelegt wurde, aus einer ſolchen Annahme erklärt werden könnte.

Was auf ſolchem Wege in den Lautbeſtand der Urſprache gelangt ſein mag, hat jedenfalls nach beider Beziehung ſprachmäßige Umbildung erfahren, um Sprachlaut zu werden. Geradeſo mag auch die Nachahmung von Thierlauten auf der Vorſtufe der Sprachbildung eine Rolle geſpielt haben; aber die Bedeutung, welche einem ſolchen Laute innewohnte, war eben wieder nur die eines Gemüthsaffectes. Alle dieſe Laut-Factoren, welche der Menſch mit der Thierwelt gemeinſam hatte, entſcheiden, für ſich allein, nichts über den Urſprung der Sprache.

Denn für die Entwicklung der Sprache, als der Entfaltung des Verſtandesmäßigen, ſind die Artikulirung und die Bedeutung eines willkührliches Schaffens die maßgebenden Keime, und mit ihnen erſt beginnt die Sprache. Jene Lautfaktoren für ſich haben niemals über das Gebiet der Empfindung hinausgeführt. Damit iſt ſelbſtverſtändlich nicht im mindeſten ein abſoluter Urſprung der Menſchwerdung ausgeſprochen; und es wurde vielmehr auf die Thierwelt als auf den vormenſchlichen Entwicklungshintergrund des Menſchen überall hingedeutet. Aber die nothwendige Begriffsbegränzung der Sprache muß wohl auch für die Frage nach ihrem Urſprunge feſtgehalten werden. Anders ver-

Digitized by Google

lieren ſich die Anfänge in einer Unbegränztheit, welche das Objekt der Unterſuchung, ſtatt es zu erhellen, verdunkelt; analog etwa dem Beginnen, für die Anfänge des Lebens auf die Bildung der Kriſtalle zurückzugreifen.

Als wir ſomit die Wechſelwirkung von Anſchauung und Laut, welche Erkennen und Sprechen aus dem Grunde des Gemeinlebens entwickelte, nach allen Seiten wiſſenſchaftlich geſichert hatten, ſchien es einen Augenblick, als ſollte das Centrum unſerer Stellung, die Erkenntnißlehre, — faſt möchte ich ſagen — von einem Handſtreich bedroht ſein. Denn die Denkthätigkeit, die wir ja als Geſchöpf dieſer Erde werdend durch das Medium der Sprache geſchaut haben, ſollte plötzlich wieder nach dem Himmel entrückt werden. Gedacht ſollte der Menſch ſchon haben, bevor noch ein Sprachlaut exiſtirte, weil im Sprachlaute Zielrichtung liege.

Allein wir verdanken der Einwendung des Zielbewußtſeins, welches für die erſten Sprachbildner beanſprucht worden war, die von uns angeſtellte genauere Betrachtung, wie auf den erſten gemeinſamen Stufen der Entwicklung von Vorſtellung und Sprachlaut **die Wirkung** des Thuns nicht als ein Bedachtes, ſondern im Wege der Anſchauung in den Inhalt der Vorſtellung und in die Lautausbildung allmälig gelangte und wie die als urſprünglich vorausgeſetzte Zielrichtung in Wahrheit zuerſt nur der aus vielen Anſchauungsmomenten im Begehren erwachſende Reflex der jeweiligen Wirkungsgröße verſuchenden Schaffens iſt.

Wir dürfen alſo die ſchon in ihren erſten Anfängen gegenſeitig ſich bedingende, gleichen Schrittes gehende Entwicklung von Erkennen und Sprechen als ein unbeirrtes Ergebniß der Wiſſenſchaft betrachten.

4. Das ſociale Weſen der Menſchheit iſt begründet durch ſympathiſches Empfinden — ſchaffende Thätigkeit — Verſtändniß.

„Nicht in dem einzelnen Menſchen, nur in der Geſammtheit der Menſchen iſt das volle menſchliche Weſen," hat Feuerbach geſagt. In der That, auf das menſchliche Zuſammenleben, auf die ſociale Natur der Menſchheit führen auch die ſprachlichen Fäden zurück, von denen geleitet, wir nach dem Werden des Menſchengeiſtes ſpähten. Das menſchliche Gemeinleben erſcheint als auffteigende Entwicklung aus dem Gemeinleben von Thiergeſchlechtern. Das was die menſchliche Geſellſchaft zu einer Individualität höherer Ordnung, in ihrem tiefſten

Grunde befähigte das iſt die Steigerung des Lebensgefühles durch die Entwicklung ſympathiſchen Empfindens. Zwar gibt es auch Vergeſellſchaftungen von Thieren, denen ein gewiſſer Grad ſympathiſchen Empfindens nicht abgeſprochen werden kann. Aber dieſe Sympathien reichen, ebenſo wie ihre Vergeſellſchaftungen, niemals über den Kreis animaliſch bedingter Verrichtungen. Ein Zuſammentreffen phyſiologiſcher Thatſachen gab den Menſchen die Richtung, ſich im freien Schaffen zu bethätigen, Hiedurch gewann das Gemeingefühl eine feſte und entwicklungsfähige Grundlage. Die phyſiologiſche' Herausbildung der taſtenden Hand, die Urſachen der beſonderen Schutzbedürftigkeit des Menſchen u. ſ. f., woraus Befähigung und Bedürfniß zum Schaffen erwuchs, können hier nicht erörtert werden. Aber das iſt zu betonen, daß dieſes Schaffen in ſo weit ein willführliches war, als es nicht dem Imperativ organiſcher Funktionen zu folgen hatte. Die Bethätigung der Menſchen war Anfangs nur eine taſtende in ihrem **Sichverſuchen.** Dennoch iſt aus ſo dürftigen Anfängen ſchaffende Arbeit und aus dieſer die ganze reiche Cultur der Menſchheit hervorgegangen. Dieſen Erfolg hat das **Verſtändniß** ermöglicht. Denn die anſchaulichen Hantirungsgebärden begleitete die charakteriſirende Articulation des Lautes. Der articulirte Laut gab der Vorſtellung den zureichenden Anhalt das Errungene zu bewahren durch die Reproduktion der Vorſtellung, welche Reproduktion erſt durch den Laut — ein Akt der Willkühr wurde. So konnten die Vorſtellungen ſich ordnen und als Gedanken eine Triebkraft erhöhter Potenz der menſchlichen Geſellſchaft werden.

Die Sprachwiſſenſchaft hat alſo das Problem: Das Werden des Vernünftigen aus vernunftloſen Anfängen zu begreifen, der Löſung weſentlich näher gebracht. Der Anfang des Werdens iſt überall durch die Unmerklichkeit der erſten Keime verborgen, welche an das Vorausgegangene anſetzen.

Die Kohlen- und Eiſenerz-Lagerſtätten Nordamerika's, ihr Vorkommen und ihre wirthſchaftliche Bedeutung.

Von Hanns Höfer, Profeſſor an der Bergſchule zu Klagenfurt.
Auszug von Guſtav Adolf Zwanziger.

Dieſe 260 Seiten ſtarke Druckſchrift bildet das XXIII. Heft des „Berichtes über die Weltausſtellung in Philadelphia 1876. Herausgegeben von der öſterreichiſchen Commiſſion für die Weltausſtellung

in Philadelphia 1876. Wien, Faeſy und Frick, 1878. 8°. Mit 7 Tafeln.“ Profeſſor Höfer beſuchte die Centennial-Ausſtellung 1876 als officieller Berichterſtatter für Bergbau. Seine als VIII. Heft des Ausſtellungsberichtes im Vorjahre erſchienenen „Petroleumfelder Nordamerikas“ fanden bereits in der „Carinthia 1878, N. 1 & 2, S. 19—28“, ihre Beſprechung. Hinſichtlich der Kohlen- und Eiſenerzlagerſtätten wird eine kurze Angabe des reichen Inhaltes Genüge leiſten.

Prof. Höfer unterſuchte alle bedeutenderen Eiſenerzgegenden der öſtlichen Unionshälfte, mit Ausnahme jener von Miſſouri, welche aber von Herrn F. Pošepny beſucht wurden, welcher ſeinen Bericht an Prof. Höfer abtrat, wodurch das Bild des Eiſenerzvorkommens der Vereinigten Staaten ein abgeſchloſſenes wurde, da die Eiſenerze des fernen Weſtens ohne Bedeutung ſind. Von den Kohlengebieten wurden zwei der hervorragendſten, das pennſylvaniſche Anthracit- und das apalachiſche Kohlenfeld beſucht, welche nahezu 80 Percent der geſammten Kohlenproduction der Vereinigten Staaten decken.

In der allgemeinen geologiſchen Ueberſicht gibt der Verfaſſer einen kurzen Abriß der Geologie Nordamerika's. Alle europäiſchen Formationen finden ſich auch in den Vereinigten Staaten wieder, doch iſt der Bau drüben ein viel einfacherer. Nach einem ſchmalen ebenen Vorlande an der atlantiſchen Oſtküſte erheben ſich die ſanft anſteigenden Alleghanies oder Apalachen, eine Anhäufung von unter einander und zur Küſte parallelen Hügel- und Gebirgsketten mit einer mittleren Seehöhe von 3000 Fuß. Allmälig verflachen ſich ihre weſtlichen Gehänge zu einer ausgedehnten Ebene (the interior continental basin), welche einen großen Theil Nordamerika's bildet und vom Miſſiſſippi mit all ſeinen mächtigen Nebenſtrömen und Zuflüſſen durchfurcht iſt. Dieſe Ebene ſteigt vom mexikaniſchen Golf gegen Norden ganz allmälig auf, erreicht in der Umgebung der fünf großen Binnenſeen, von ihnen nördlich, ihre größte Erhebung über dem Meere, um ſodann nach den Geſtaden des nördlichen Eismeeres, hauptſächlich der Hudſonsbai, abzudachen. Durchzogen wird dieſelbe von unregelmäßig vertheilten Hügelketten und Eroſionsthälern. Weiter gegen Weſten zieht ſich die Miſſiſſippi-Ebene allmälig anſteigend gegen die Rocky Mountains. Bis zu einer Seehöhe von 5000 Fuß wird man längs der Union-Pacific-Bahn kaum eine Bodenerhebung gewahr. Von dort ab wird der Winkel merklicher, der Paß, in dem die Bahn ihre größte Seehöhe erreicht, hat 7835 engl. Fuß. Der Weſtabhang fällt ſteiler gegen das Becken

des Großen Salzſee's (4238′) ab, das von Nebenketten unterbrochen und von der Sierra Nevada im Weſten begrenzt iſt, welche von der Pacificbahn in 7000′ Seehöhe überſchient wird und gegen die pacifiſche Küſte ſteil abfällt. Alle drei Gebirgszüge haben ihren ſteileren Abfall gegen das nahe gelegene Meer, die Alleghanies alſo gegen Oſt, die Rocky Moutains und die Sierra Nevada gegen Weſt. Die Kammlinien ſind parallel zu den nachbarlichen Küſten. Entſprechend dieſen einfachen tektoniſchen Verhältniſſen iſt der Schichtenbau. Die Schichten liegen in der großen Miſſiſſippi=Ebene nahezu horizontal, ein kaum merkbares Einfallen nach Süden zeigend.

Im Norden dieſer Ebene finden ſich ſomit die älteren, im Süden die jüngeren Bildungen. So iſt die Nordoſtküſte des oberen See's, das Nordgeſtade des Huron=Sees von eozoiſchen Gneiſen und Schiefern (Laurentian und Huron) gebildet, denen ſüdlich Silur und Devon vorliegen, welches weiter gegen Süden der Steinkohlenformation bedeckt wird. Dieſe wird gegen den Golf von Mexiko hin von der Kreide und von da bis zur Küſte von der marinen Tertiärformation überlagert. Die große Lücke zwiſchen Carbon und Kreide wird an der Weſtſeite der Ebene, von den Staaten Nebraska und Kanſas ab, durch Auftreten der Dyas, der Trias und des Jura ausgefüllt, weiter weſtlich finden ſich Kreide und tertiäre Süßwaſſerablagerungen. Entſprechend den drei Gebirgszügen finden ſich drei Syſteme bedeutender Störungen, die vorwiegend aus Antiklinalen und Synklinalen (Schichtwellen) beſtehen. Die Gebirge ſind ſomit wellenförmige Aufſtauungen der Schichten.

Die Gliederung der einzelnen Formationen iſt innerhalb einer ſo großen Fläche, wie Nordamerika, ſelbſtverſtändlich nicht durchwegs gleich. In der Oſthälfte herrſchte jedoch eine ziemliche Uebereinſtimmung, die nur dadurch verſchleiert erſcheint, daß faſt jeder Staatsgeologe ſeine eigenen Bezeichnungen eingeführt hat. Für die paläozoiſchen Zeitalter hat Prof. James D. Dana in New Haven in der zweiten Auflage ſeines Manual of Geology nachſtehende Horizonte und Bezeichnungen angenommen. Für die jüngeren Formationen behielt er die europäiſchen Namen bei.

Zeitalter		Perm	Perm
Carbon		Carbon	Obere Flötzzone
			Untere Flötzzone
			Millſtone-grit
		Subcarbon	Oberes
			Unteres
Devon		Catskill	Catskill
		Chemung	Chemung
			Portage
		Hamilton	Geneſee
			Hamilton
			Marcellus
		Corniferous	Corniferous
			Schoharie
			Cauda-Galli
Silur	Ober-Silur	Oriskany	Oriskany
		Unteres Helderberg	Unteres Helderberg
		Salina	Salina
		Niagara	Niagara
			Clinton
			Medina
	Unter-Silur	Trenton	Cincinnati
			Utica
			Trenton
		Canadian	Chazy
			Quebec
			Calciferous
		Primordial oder Cambrian	Potsdam
			Acadian
		Archaean { Huronian, Laurentian	

Die Kohle.

Nordamerika iſt ſehr reich, ſowohl an ausgedehnten Kohlenfeldern, als auch an Kohlenſorten, unter denen nur die eigentlichen Lignite mit ausgeſprochener Holzſtructur zu fehlen ſcheinen. Beiläufig der 100. Grad weſtlicher Länge von Paris zieht eine Scheidelinie, von welcher öſtlich nur Steinkohlen, weſtlich davon nur Tertiär- und Kreidekohlen ſich finden, mit der Ausnahme eines durch Sigillarien gekennzeichneten Steinkohlenflötzes bei Pancake in Nevada. Doch haben die weſtlichen Kohlenfelder noch keinen Einfluß auf den großen Kohlenmarkt und

bilden einſtweilen nur die Grundpfeiler einer ſpäter zu erwartenden ausgedehnten Induſtrie im fernen Weſten. Für das Kohlengeſchäft iſt daher nur die Namengebung maßgebend, die ſich auf Grund der vielartigen Steinkohlen des Oſtens entwickelte. Sie werden in zwei Hauptgruppen, Anthracit und bituminöſe Kohle zuſammengefaßt.

Der Anthracit iſt pechſchwarz, lebhaft glänzend, hat gewöhnlich einen muſchligen Bruch, der manchmal iriſirt und iſt ſo hart, daß verſchiedene Gegenſtände daraus gedreht werden können. Der Geſammtgehalt reiner Stücke an Kohlenſtoff beträgt 90—95 Procent. Er beſitzt eine hohe Anzündungstemperatur und bedarf eines lebhaften Luftzuges zum Brennen. Die Hochöfen an der atlantiſchen Küſte ſind vorwiegend auf denſelben baſirt.

Zur bituminöſen Kohle gehört der größte Theil der öſtlichen Kohlenbecken und der ganze Weſten. Sie iſt eine meiſt pechſchwarze Flammkohle von ebenerem Bruch als Anthracit. Der Geſammtgehalt an Kohlenſtoff ſchwankt zwiſchen 79 und 90 Procent. Man unterſcheidet eine große Anzahl verſchiedener Sorten. Die wichtigſten ſind: 1. Blokkohle, eine vorzügliche Flammkohle, auf welche die Eiſeninduſtrie im nördlichen Ohio gegründet iſt, da ſie im rohen Zuſtande im Hochofen verwendet werden kann; 2. Back- oder Cokeskohle, welche im Hochofen nur vercokt angewendet werden kann; 3. Gas- oder Cannelkohle, welche beſonders zur Erzeugung von Leuchtgas geſucht iſt und 4. Gewöhnliche Flammkohle zu Feuerungen aller Art, wie Dampfkeſſel, Zimmeröfen u. ſ. w. Es gibt noch eine Menge Unterarten, die wir in dieſem Auszuge aber übergehen, ebenſo wie die chemiſchen Analyſen.

Die Verbreitung der Kohlenfelder des Carbons iſt in der Richtung von Oſt nach Weſt folgende: In den britiſchen Beſitzungen: 1. Das acadiſche Kohlenfeld (bituminöſe Kohle) (2200 engl. □Meilen); in den Vereins-Staaten: 2. Das von Neu-England (500 engl. □M.) und 3. das von Pennſylvanien (470 engl □M.) (beide Anthracit), 4. das apalachiſche (59000 engl. □M.), 5. das von Michigan (6700 engl. □M.), 6. das Centrale (47000 engl. □M.) und 7. jenes am Miſſouri (78000 engl. □M.), die letzten vier bituminöſe Kohle, im Ganzen alſo 193.870 engl. Quadrat-Meilen, welche ſämmtlich der productiven Steinkohlenformation angehören. Die Kohlenfelder Großbritaniens und Irlands werden auf 9000 engl. Quadrat-Meilen geſchätzt Die Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten haben ſomit den größten Kohlenreichthum und nur China ſcheint, nach Richthofen, ähnliche Schätze zu bergen

In Virginien und Nordcarolina findet man in der Trias-formation mehrere Mulden vorzüglicher Schwarzkohle mit einem Flächen-raume von etwa 250 engl. Quadrat-Meilen. Die Kohlenflötze der Kreide- und Tertiärformation des amerikaniſchen Weſtens ſind ebenfalls koloſſal und dürften nach genauerer geologiſcher Durchforſchung dieſer bisher nur wenig bekannten Gebiete nicht hinter der Steinkohlen-area des Oſtens zurückbleiben. So viel bekannt, treten die Flötze im Weſten vorwiegend in der unteren Eocaenformation auf, während die jüngeren Tertiärbildungen nirgends als kohlenführend beſchrieben werden. Auch auf der Vancouver-Inſel findet ſich Braunkohle.

Es folgt nun die eingehende Beſchreibung der 7 großen nord-amerikaniſchen Kohlenfelder, ſo wie der ſonſtigen Aufſchlüſſe, welche dem Fachmanne reiche Belehrung darbieten. Der Statiſtik der nord-amerikaniſchen Mineralkohlen entnehmen wir nur, daß 1870 29,342.580 Großtonnen, 1874 aber 47,813.925 Großtonnen à 2240 engl. Pfund erzeugt wurden.

Die Geſammt-Kohlenproduktion der Erde vertheilte ſich nach R. P. Rothwell im Jahre 1873, wie folgt:

	Großtonnen à 2240 engl. Pfd.	Procent
Großbritannien	127,016.747	46·4
Vereinigte Staaten . . .	50,512.000	18·4
Deutſchland	45,335.741	16·5
Frankreich	17,400.000	6·4
Belgien	17,000.000	6·2
Oeſterreich-Ungarn . . .	11,000.000	4·0
Rußland	1,200.000	0·5
Spanien	570.000	0·2
Portugal	18.000	—
Neu-Schottland	1,051.567	0·4
Auſtralien	1,000.000	0·4
Indien	500.000	0·2
Andere Staaten	1,000.000	0·4
Zuſammen	273,704.055	100·0

(Schluß folgt.)

Seetiefen.

Ueber die Seetiefen bringt der „Baier. Courier“ folgende vergleichende Zuſammenſtellung: „Unter den europäiſchen Seen nimmt der Achenſee in Tirol die erſte Stelle bezüglich ſeiner Tiefe ein; ſie reicht an einzelnen Punkten bis zu 2300 Fuß. Die größte Tiefe des Bodenſees beträgt circa 960 Fuß, die des Chiemſees etwa 600 Fuß. Die im Anfange der Siebziger Jahre im Todten Meere vorgenommenen Meſſungen ergaben an der tiefſten Stelle etwa 7800 Fuß. Es liegt aber der Spiegel des Todten Meeres bereits 1367 Fuß unter dem des Mittelländiſchen Meeres, alſo haben wir hier eine Bodenſenkung von 3167 Fuß vor uns. Der See Tiberias hat an der Oſtſeite durchſchnittlich 26 Fuß Tiefe, an der weſtlichen ſinkt ſie bis zu 18 bis 21 Fuß. Die neueſten geographiſchen Forſchungen bringen Meſſungen vom Baikalſee, die durch ruſſiſche Officiere vorgenommen worden ſind und die bisher bekannten Tiefen von Seen weit hinter ſich laſſen. Der Baikalſee liegt im mittlern aſiatiſchen Rußland und hat eine Länge von etwa 75 Stunden bei einer Breite von 20 Stunden. Die Anwohner des Sees hatten immer behauptet, er ſei unergründlich und es ſei nicht möglich, den Boden zu erreichen. Dem iſt nun nicht ſo; gleichwohl iſt man in letzter Zeit auf Tiefen gerathen, die man faſt unergründlich für einen See nennen kann. Im obern Drittel erreichte man nämlich eine Tiefe von 9646 Fuß. Von hier aus abwärts ſenkt ſich aber der Seeboden noch fortwährend, ſo daß man muthmaßlich bis auf 12.000 Fuß Tiefe gerathen kann. Wenn man bedenkt, daß das Mittelländiſche Meer an ſeiner tiefſten Stelle nur auf 7000 Fuß geht, ſo ſind derartige Reſultate allerdings überraſchend und für die Geologie von größter Bedeutung.“

Will man ferner noch in Erwägung ziehen, daß der ſüdatlantiſche Ocean an ſeiner tiefſten Stelle und —ſnach den vorgenommenen Meſſungen überhaupt die größte Meerestiefe — nämlich an der Mündung des Rio de la Plata in Südamerika, nur etwa ebenſo viele tauſend Fuß erreicht, als der höchſte bisher bekannte Berg der Erde: der Mount Evereſt oder Gauriſchankar in Tibet, 28.500 engl. Fuß, ſo muß die ſehr beträchtliche Senkung des Erdbodens im Baikalſee, als des Ueberbleibſels eines Meeres, das, wie viele Geologen behaupten, in grauer Vorzeit dort ſeine Fluten wälzte, um ſo größeres Erſtaunen erregen,

Digitized by Google

obgleich dieſer bedeutende numeriſche Werth von der Bodenſenkung im todten Meere noch übertroffen wird.

Es iſt wohl ſchade, daß von den zahlreichen Alpen-Seen, welche Oeſterreich in ſeinem Schoße birgt und von denen viele in bedeutenden Seehöhen verſteckt, aber in reizender Umgebung eingebettet ſind, nur äußerſt wenige bezüglich ihrer Tiefe bekannt ſind, obſchon die eifrigſten Touriſten faſt ſchon jeden Winkel unſeres Vaterlandes durchſtöbert haben. Solche Meſſungen wären doch für ſie eine ebenſo verdienſtliche als angenehme Beſchäftigung. Viele Alpenſeen dürften eine nicht unbeträchtliche Tiefe ergeben. R. K.

Ein ſeltenes Phänomen.

Am 16. Mai Nachmittags um 3 Uhr 15 Minuten zog aus Nordweſt gegen Südoſt, quer über das Gurkthal, ein ziemlich ſchweres Gewitter, dem ein heftiger Wind aus erwähnter Gegend, wie dies bei den meiſten Gewittern der Fall iſt, als Vorbote diente. Da bot ſich mir auf einer mäßigen Anhöhe ſtehend, von wo aus ich ein erkleckliches Stück Landes auf der erſten Terraſſe oberhalb dem Städtchen Straßburg überblicken konnte, ein recht intereſſantes, ziemlich ſeltenes, mir aber nicht ganz unbekanntes Phänomen dar. Die plötzlichen und ſtarken Windſtöſſe drangen nämlich mit allem Ungeſtüm in die Fichtenwälder ein und wirbelten mächtige Wolken von Staub in die Höhe. Im erſten Momente hielt ich dieſelben für aus Kohlenmeilern auffſteigende dichte Rauchſäulen. Bald aber belehrten mich die bald in dieſem, bald in jenem Fichtenwalde bald einzeln, bald pelotonartig in großer Ausdehnung und ſtundenweiter Entfernnng auffſteigenden Staubwirbel über den wahren Sachverhalt, auf den ich nicht gleich gefaßt war. Der über die Fichtenwälder vom ſtarken Winde hingetriebene dichte Staub war nichts Anderes, als der von den Waldbeſtänden durch die Gewalt des Windes ſich abhebende und darüber fortgetriebene Pollen der heuer in fabelhafter Blütenmenge prangenden Fichte, Pinus picea. Seit einem Decennium her blühte dieſer Waldbaum nicht mehr ſo reichlich und in ſo weiter Gebietsausdehnung als heuer. Zu vielen Tauſenden ſitzen die kleineren männlichen, ſtaubfabricirenden Kätzchen an allen Aeſten rings um den Stamm ſeiner ganzen Länge nach, während die ſchön rothen, candelaberartig zierlich geordneten und zur Aufnahme der be-

fruchtenden Pollenkörner weislich aufwärts gekehrten weiblichen Blüten das oberſte Drittel des Stammes umgeben. Der Luftzug ſchüttelt die Aeſte und Milliarden gelber Pollenkörner fahren aus den geöffneten Kätzchen luſtig in die Welt hinaus! Ich war jedoch auch einmal Augenzeuge, daß es hiezu einer äußeren Anregung, z. B. der bewegten Luft, keineswegs jederzeit bedarf. Denn ſpontan und wie von einem abgefeuerten Geſchütze jählings emporgetrieben, entfährt manchmal bei Windſtille eine anſehnliche Staubwolke einem oder mehreren in voller Blüte ſtehenden Aeſten. Die hiebei wirkende Kraft iſt noch nicht völlig aufgeklärt.

Die Pferdezucht in Oeſterreich-Ungarn.

Im Verlage von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt iſt unter dieſem Titel aus der Feder des k. k. Majors i. P. Chriſtof Joſch eine Broſchüre erſchienen, deren Inhalt allen Pferdefreunden und Pferdezüchtern, insbeſondere aber diejenigen reichlich belehren wird, welche dieſem hervorragenden Betriebszweige der habsburgiſchen Monarchie ein Intereſſe entgegenbringen.

Der Verfaſſer, derzeit als Mitglied der Section für Pferdezucht in Kärnten thätig, ſchöpft aus ſeinen Erinnerungen als früherer Ablatus der k. k. General-Remontirungs-Inſpection und Commandant des Militär-Geſtütes zu Babolna in Ungarn, aus ſeiner reichen Erfahrung als Züchter und aus den neueſten zur Verfügung ſtehenden ſtatiſtiſchen Quellen.

Die Broſchüre entſpricht unſeres Erachtens einem Bedürfniſſe, denn es ſind über die Pferdezuchtsverhältniſſe Oeſterreichs und deren geſchichtliche Entwickelung ſowol im In- wie im Auslande ſelten richtige Begriffe anzutreffen, was hauptſächlich dem Mangel einer auf thatſächlicher Racen- und Länderkenntniß beruhenden literariſchen Darſtellung zuzuſchreiben iſt.

Wir hoffen darum, daß das zum Preiſe von einem Gulden aufgelegte Büchlein von unſeren Landwirten gerne gekauft werden wird.

—z.

Bezüglich des in Nr. 4 der „Carinthia“ erſchienenen Artikels

„Von den Sprachverderbern“

gingen der Redaction nachſtehende Schreiben zu:

Graz, 18. Mai 1878.

Hochgeerter Herr Redaktör der Karintia!

Es iſt Inen bekannt, daß ich über Aufforderung eines meiner Freunde, der auch Irer Perſon nahe ſteht, meine Betrachtungen „über die deutſche Orthographie-Reform“ niderſchrib, deren Einleitung in Nr. 3 der Karintia abgedruckt worden iſt. Der Mangel gewiſſer, für die Ferdeutlichung der neuen Vorſchläge nötiger Tipen in Irer Druckerei liß es mir zweckdinlich erſcheinen, den Abdruck meiner Arbeit zu unterbrechen, um ſie im kommenden Herbſte, in einer Broſchüre vereinigt, Irem geſchätzten Blatte zur Verfügung zu ſtellen. Mit Lateinlettern und in jener Ortografie gedruckt, welche ich noch in unſerem Jarhunderte für erreichbar halte, wird ſie wenigſtens ein deutliches Bild deſſen geben, was von den verſchidenen Parteien zu verſchidenen Zwecken und mit verſchidenen Mitteln in ortografiſcher Richtung angeſtrebt wird. Den Zweck, welchen ich verfolge, glaube ich bereits in meiner abgedruckten Einleitung klar geſtellt zu haben, die Herſtellung einer Schreibweiſe nämlich, welche auf leichtfaßlichen und möglichſt ausnamloſen Regeln fußend die gebildete deutſche Sprache der Gegenwart tunlichſt genau widergibt, unter Beſeitigung des Schwerfälligen und Schwankenden gewiſſer Bezirke unſerer gegenwärtigen Ortografie. Einfaches und Feſtſtehendes ſoll an die Stelle des Abgeſtoßenen treten, one daß auch nur Ein Laut der gebildeten Ausſprache, um ſo weniger aber eine grammatikaliſche Form geändert würde. — Nur die Lautzeichen (Buchſtaben) ſollen ſtellenweiſe eine Änderung erfaren, und zwar meiſt nur in Bezug auf ire Anzal, ausnamsweiſe auch in Bezug auf ire Form; letzteres ſtets im Anſchluſſe an die beſtehenden Formen. Manches wird allerdings dem anders gewönten Auge für kurze Zeit fremdartig erſcheinen. Das Or aber wird davon unberürt bleiben und Jedermann wird in Hinſicht auf Länge und Kürze der gewälten Worte nach ſeinem Ermeſſen handeln können, wie bisher. —

Wer immer jedoch ſich mit ortografiſchen Unterſuchungen beſchäftigt, kann es nicht vermeiden, gelegenheitlich auch die Buchſtaben zu zälen. Wenn die radikalen Reformer behaupten, daß die Erſparniß an Raum und Zeit, welche durch Ausfürung irer Vorſchläge erzilt werde,

für ſich ſchon die follſte Berückſichtigung verdine, ſo bleibt nichts übrig, als den Belauf des Erſparten feſtzuſtellen, was nur durch Zälung der weggefallenen Buchſtaben möglich iſt. Aber auch andere ortografiſche Fragen ſind auf keine andere Weiſe einer unbeſtreitbaren Löſung entgegenzufüren. Die Feſtſtellung des Zalenverhältniſſes der langen und kurzen Vokale, ſo wie der weichen und harten Konſonanten jeder einzelnen Sprache kann nur auf dieſe allerdings Zeit und Geduld beanſpruchende Weiſe zum Austrage kommen. Nur ſo werden wir uns es klar machen können, ob unſer Neuhochdeutſch im Fergleiche mit dem Mittelhochdeutſchen einen der Eufonie ſich nähernden, oder von derſelben abfürenden Weg eingeſchlagen habe und ob ſomit dieſer Weg einzuhalten oder zu ferlaſſen ſei. —

Dieſe Fragen werden übrigens in der Broſchüre, auf welche hinzuweiſen ich mir erlaubte, ire Erörterung finden und ich wäre nicht ſchon heute auf dieſen Punkt zurückgekommen, wenn nicht die im erſten Aufſatze von Nr. 4 der Karintia angefürten Schlußſätze Schopenhauer's die Buchſtabenzäler mit ſolchen Menſchen und Tiren in Berürung gebracht hätte, deren Geſellſchaft man gerne meidet. — Ich habe nicht ferkannt, daß dieſer bedeutende Filoſof und Schriftſteller weit mer, als gegen die Ortografien, gegen den regelloſen Drang ſeiner Zeit überhaupt wütete, welche der breiten Unbeholfenheit der deutſchen Sprache durch Kürzungen (Abkürzungen, wenn es ſo beſſer gefällt) entgegen trat. Schon Göthe hatte über jene Unbeholfenheit geklagt; eine gewiſſe Berechtigung iſt dem Streben nach Kürzungen denn doch nicht abzuſprechen. Schopenhauer tat *alle* Schriftſteller ſeiner Zeit in *Einen* Topf und übergoß ſie mit der unſauberen, beißenden Lauge ſeiner — Unarten. In den 50 Seiten ſeines Original-Textes „gegen die Sprachverhunzer“ finden ſich über 5 Schock ungeſibter Schimpfworte. Durch dieſe Metode hat er ſich und ſeinem Andenken geſchadet und die Wirkſamkeit ſeiner Schriften, wie z. B. jener gegen das Duell und jener anderen über Frauenerziehung gelämt. Aber — chi ha dentro l'amaro non può sputare dolce, ſagt ein toskaniſches Sprichwort. — Daß in dem ſachlichen Teile des zitirten und, wie ich meine, in dieſer Form von Schopenhauer nicht zum Abdruck beſtimmten Aufſatzes ſich auch fil Richtiges vorfinde, iſt bei einem ſo tüchtigen Schreiber ſeiner Sprache ſelbſtverſtändlich. Manches hat aber bereits ſeine Geltung verloren. Der Einfluß unſerer Sprachhiſtoriker und auch der verbeſſerten Schulen hat in dieſer Hinſicht files eingedämmt und geregelt. Daneben wirkt

doch der berechtigte Trib nach Kürzung unwiderſtehlich weiter und die Kreiſe, welche ſich um die Pflege unſerer Sprache kümmern, nemen von Jar zu Jar an Umfang zu. Es iſt diß eines der Zeichen des Widerauflebens eines Volkes. Wir dürfen uns der Überzeugung hingeben, daß unſere Sprache nicht „dem Verderb" anheimfallen, ſondern neue und ſchöne Blüten treiben werde. —

Wäre nicht zu vermuten, daß wie überall, ſo auch unter den zalreichen Leſern der Karintia ein oder der andere unkritiſche Geiſt ſich befinde, würde ich das oben Geſagte ungeſagt gelaſſen haben, denn eine ire Spitze gegen meine Perſon richtende Abſichtlichkeit glaubte ich von vorhinein von Seite des mir perſönlich nicht bekannten Verfaſſers des erwänten Aufſatzes der Karintia ausſchlißen zu müſſen.

Indem ich um den Abdruck dieſer Zeilen in der Karintia erſuche, bitte Ich ſie, hochgeerter Freiherr, meine beſondere und ausgezeichnete Hochachtung genemigen zu wollen. Ergebenſt

Prof. Alex. Reyer.

Hochwohlgeborner Herr Redacteur!

Mein Aufſatz über die Sprachverderber (Carinthia Nr. 4) entſprang einzig und allein aus dem Wunſche Schopenhauers diesfällige Arbeit, welche mir trotz aller Derbheit als bedeutend genug erſchien, wenigſtens auszugsweiſe in dieſem ſchätzbaren Blatte veröffentlicht zu ſehen. Ich muß daher tief beklagen, wenn der Schluß desſelben mit dem Aufſatze des Herrn Prof. Dr. R. über Orthographie-Reform in irgend welche Beziehung gebracht worden iſt, und erkläre, daß mir eine derartige Abſicht völlig ferne lag.

Wollen Euer Hochwohlgeboren dieſe meine Erklärung an geeigneter Stelle in das genannte Blatt aufnehmen. Hochachtungsvoll

Karl Freiherr von Hauſer.

Klagenfurt den 20. Mai 1878.

Inhalt: Der Urſprung der Sprache nach dem vergleichenden Standpunkte der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft. Vortrag des Geſchicht-Vereins-Archivars Joh. Baptiſt Janku. — Die Kohlen- und Eiſenerz-Lagerſtätten Nordamerika's, ihr Vorkomnen und ihre wirthſchaftliche Bedeutung. Von Franz Höfer. Auszug von Guſtav Adolf Zwanziger. — Seetieſen. — Ein ſeltenes Phänomen. — Die Pferdezucht in Oeſterreich-Ungarn. — Brief des Prof. Alex. Reyer in Graz. — Brief des Karl Freih. v. Hauſer in Klagenfurt.

Redaction: Markus Freiherr v. Jabornegg.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 7. Achtundſechzigſter Jahrgang. 1878.

Die höchſte Eiſenbahn der Welt.

Alexander v. Humboldt hebt in ſeinem Werke: „Anſichten der Natur“ S. 171, rühmend das Hochland hervor, welches von dem breiten, wellenförmig verflachten Rücken der mexikaniſchen Andeskette ſelbſt, von Mexiko in nördlicher Richtung bis Santa Fé in Californien in gerader Meridianrichtung, nämlich ohne auf die Krümmungen der Wege Rückſicht zu nehmen, über 16 Breitengrade oder mehr als 240 geographiſche Meilen beträgt und wirft dann die Frage auf: ob wol auf der ganzen Erde eine ähnliche Bodengeſtaltung von ſolcher Ausdehnung und Höhe (5000 und 7000 Fuß über dem Meeresſpiegel) ſich finde und welche dennoch mit vierräderigen Wägen befahren werden könne? Dieſer Umſtand, bemerkt er, ſei deſto auffälliger und bemerkenswerther, als beſagtes Hochland, wie ſchon bemerkt, von dem verflachten Rücken einer Gebirgskette ſelbſt gebildet werde und nicht die Anſchwellung eines Thales zwiſchen zwei Bergketten ſei, wie in der nördlichen Hemiſphäre des Great Baſin zwiſchen der Rocky Mountains und der Sierra Nevada von Californien, oder wie in der ſüdlichen Hemiſphäre die Hochebene des See's Titicaca zwiſchen der öſtlichen und weſtlichen Kette von Bolivia, oder die von Tibet zwiſchen dem Himalaya und den Kuen-lün.

In welches Erſtaunen würde aber der vielgereiſte, gelehrte Forſcher erſt gerathen ſein, hätte er die kühne, luftige Eiſenbahn ſchauen können, welche jetzt von Lima in Peru aus in die ſchwindlige Höhe von

11300 Fuß über die Meeresfläche führt und deren weiteres rieſiges Projekt bisher nur wegen Geldmangel wieder in's Stocken gerieth!

Wie dem „Schw. Merc." und nach demſelben die „Deutſche Zeitung" mittheilt, machte ein gewiſſer Herr Max Eyth zu Ende des vorigen Jahres die kühne Eiſenbahnfahrt in eigener Perſon mit und äußert ſich dahin, daß dieſe Eiſenbahn die merkwürdigſte wäre, welche die Welt bis jetzt kennt und die Alles weit hinter ſich laſſe, was in dieſem Capitel in Europa, ja in der ganzen Welt zu ſehen iſt. Das Projekt, ſagt Herr Eyth, iſt ebenſo unbegreiflich für unſere kühlern europäiſchen Begriffe, als die Art der Ausführung. Die finanziellen Operationen, die es nöthig machte, ſind ſo toll, als beides; die Leute, welche direkt damit zu thun hatten, bei uns ſo unmöglich, als all' das zuſammen. Es iſt Alles, von A bis Z, was mit dieſer Oroya-Bahn zuſammenhängt, ein phantaſtiſches Märchen der Gegenwart oder der Zukunft, in Felſen und Eiſen gedichtet und in (Werth-)Papier von Henry Meiggs, Yankee. Die Bahn führt von Luna ins Blaue. Eine dunkle Idee lag der Sache zu Grunde; daran iſt kein Zweifel. Sie ſollte ſchließlich die Küſte des ſtillen Oceans und damit das civiliſirte Peru mit dem Stromnetz des Amazonenbeckens verbinden und da ihre Endſtation finden, wo die braſilianiſchen Flußdampfer durch Stromſchnellen oder Sumpf-Vegetation am weitern Vordringen verhindert ſind. Sie ſollte ferner beim Uebergang über das große Plateau zwiſchen den zwei hauptſächlichſten Cordillerenketten, welche den Oſten von dem Weſten trennen, eine Central-Station erreichen, von welcher aus Zweigbahnen nach Norden und nach Süden auf einer Höhe von 10.000 Fuß das Land durchſchneiden würden. Sie ſollte endlich mittelſt einer dieſer Zweigbahnen die Gebirgsſtadt Cerro di Pasco erreichen, deren fabelhafte Silberminen ſeit einem Jahrhundert ertrunken ſind und verlaſſen bleiben müſſen, bis es möglich iſt, die nöthigen Maſchinerien in dieſe unwirthlichen Höhen zu bringen, um die alten indianiſchen und ſpaniſchen Schachte wieder zugänglich zu machen. Das war die Idee. Meiggs iſt einer der merkwürdigen Menſchen à la Stroußberg, welche nach der Art unſerer Zeit, die Welt in Bewegung ſetzen, und Gutes und Böſes, Schwindel und harte, ehrliche und begeiſterte Arbeit untereinander miſchen, ſo daß die kleinern Menſchlein nicht mehr wiſſen, wo ihnen der Kopf ſteht. Meiggs ſetzte die Idee in's Werk und ſollte die Bahn bauen. Die Regierung ſollte für jede fertige Meile, welche ſie übernimmt, eine gewiſſe Summe

bezahlen. Damit wurde in Lima angefangen und das Rimac-Thal hinauf, dem nächſten Paß der Cordilleren zu, gebaut. Zwanzig Millionen Dollars wurden auf dieſe Art verbaut und als das Geld auszugehen anfing, erhielt Meiggs von der Regierung die Conceſſion für ſich ſelber, Papiergeld zu machen. Das geſchah millionenweiſe. Als aber der Werth dieſes Geldes — ſammt der von der Regierung geleiſteten Garantie für ſelbes — zweifelhaft wurde, kam das ganze Unternehmen am Punkte des Bankerotts an. Meiggs aber legte ſich hin und ſtarb vor 8 Monaten — etwa Ende Oktober oder Anfangs November v. J. — Die fertige Bahn iſt noch 23 engliſche Meilen vom erſten Cordilleren-Paß. Alles ſieht ſehnſüchtig nach den fernen Silberbergen von Cerro di Pasco, denn dort liegt die einzige Rettung des koloſſalen Unternehmens. Bis Anchi iſt die Bahn fertig, und jeden Morgen um 8 Uhr geht von Lima ein Zug und landet etliche 15 oder 20 Paſſagiere in einer wilden Bergſchlucht vor der einzigen Bretterbude, die ein deutſcher Wirth in eine Felswand geklebt hat und ſein Hotel nennt. Von dort aus gehen Berg- und Saumpfade über etliche Päſſe nach dem Innern.

Die lebendige Schilderung der ſo lebhaftes Intereſſe erregenden Fahrt auf der luftigen Oroyabahn, welche der Reiſende Max Eyth mitmachte, kann hier, des beſchränkten Raumes wegen, leider nur in gedrängter Kürze gegeben werden.

Von Lima aus geht der kleine Zug, aus einer ſchweren amerikaniſchen Locomotive und vier amerikaniſchen Wägen zuſammengeſtellt, am Rimac-Fluß hinauf zuerſt durch ein blühendes Thal voll tropiſcher Fruchtbarkeit. Goldgrünes Zuckerrohr nimmt große Flächen ein. Bald aber verſchwindet es und Geſtrüpp nimmt überhand und Wildniß, welche vom Flußbett kaum zu unterſcheiden iſt. In Chosica, nach 26 engliſchen Meilen, ſind wir bereits 2300 Fuß geſtiegen, ohne es ſonderlich zu merken, denn wir folgen immer noch der Thalſohle, die ſich der Fluß geebnet hat. Die Berge werden jetzt gewaltiger. Links öffnet ſich ein mächtiges Seitenthal, in deſſen tiefſtem Grunde hoch oben, aber in weiter Entfernung, Schnee herabblickt. Am Eingange des Thales liegt ein altes, total verlaſſenes Städtchen mit wohlerhaltenen, dachloſen Häuſern.

Durch ganz Peru findet man die Spuren einer entſchwundenen, ſehr fleißigen und cultivirten Bevölkerung. Entlang der Eiſenbahn läuft hier die alte Inkaſtraße. Die zweite Station heißt San Bartolomé.

Digitized by Google

Hier wird die Sache ernſt Die Maſchine wird umgeſpannt und wir fahren rückwärts die erſte Zickzackbahn hinauf. Wir ſteigen mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit und winden uns wie eine Schlange um Felſen und Geröll. Nach wenigen Minuten ſehen wir direkt unter unſern Füßen zwei Eiſenbahn-Linien, eine tief unter der andern; es iſt der Weg, auf dem wir heraufgekommen. Jetzt erſt geht es wieder eigentlich vorwärts, am ſteilen Bergabhang entlang, hinunter ſehend auf San Bartolomé und ſein Kirchlein. Dann kommen die zwei erſten Tunnels, einfache Löcher durch keck vorſpringende Felsgrate und gleich darauf der Uebergang über ein Seitenthal, eine der höchſten Brücken der Welt, der Viaduct über die Agua de Verugas. Ein ſchmiedeiſernes Spinnengewebe zwiſchen zwei Felsabhängen, auf langen, zarten, dünnen Beinen. Vom Wagen aus eine ſchwindelnde Höhe, durch die man zu fliegen ſcheint; denn man ſieht von der Brücke ſelbſt beinahe nichts. Die Höhe dieſer Brücke iſt, nebenbei geſagt, 254 Fuß. Bei der nun folgenden Station Surco in einer Höhe von 6655 Fuß erſcheinen 3 Tunnels direct übereinander, wie die Oeffnungen eines Taubenſchlages, hoch oben in der Luft. Wir paſſiren den erſten. Dann folgt wieder eine Schlangenlinie, für die ein kleiner Bergvorſprung gerade Platz läßt, und dann geht's durch denſelben Felsgrat, den wir ſoeben durchbrochen haben, nochmals hindurch in zwei weitere Tunnels und jetzt ſind wir wieder hoch über der Thalſohle und fahren an den Brücken vorbei, über die wir vor Kurzem geflogen ſind. So erreichen wir Matucana, ein anſehnliches Städtchen. Von hier aus wird es immer ernſter und die drohenden Berge thürmen ſich vor uns immer höher und es wird immer dunkler, je mehr Licht wir erwarten. Mächtige Felsgrate ſchießen von oben in das Thal herunter, jeder eine Barrikade in unſerm Weg, und jeder natürlich einen Tunnel erfordernd. Nach ſechs Tunnels ſind wir wieder auf die Thalſohle geſunken und überſchreiten den Fluß (Rimac), der mehr und mehr den Charakter eines verwilderten Gebirgswaſſers annimmt und dann geht es in doppeltem Zickzack in die Höhe. Hier iſt kein Raum mehr für eine regelrechte Schlangenlinie. Am Ende einer Spitze des Zickzacks angelangt, wird die Maſchine jedesmal umgeſpannt und die Wagen ſchleppen ſich die nächſte Staffel rückwärts hinauf. Dann geht es geradlinig weiter durch 5 Tunnels an der Seite des Berges entlang hinunter zum Fluß. Hinüber. Drei Tunnels. In ein Seitenthal, im Zickzack hinauf, der tollſte der ganzen Linie, dann hoch an den Berghängen hin durch 2 Tunnels nach San

Matteo, das Städchen tief unter uns. Gleich nach San Matteo kommt der ſchauderhafte Glanzpunkt des Tages: das Infernillo. Hier ſchießt der Zug aus einem gekrümmten Tunnel und aus einer abſolut ſenkrechten Felswand heraus über eine hängende Brücke, unter welcher der toſende Rimac ſich krümmt, und wieder geht's hinein in einen Tunnel, der ſich in der entgegengeſetzten Felswand öffnet. Zwiſchen der Brücke und den Felſenthoren des Tunnels iſt auch nicht ein fußbreit Land, auf dem ein Menſch ſtehen könnte. Beim Beginn der Arbeit an derſelben mußten die Leute an Seilen mehrere hundert Fuß von oben herabgelaſſen werden, um ſich in den Wänden des Urkalks eine Niſche einzuhauen. Die Brücke ſelbſt hat keine Pfeiler; ſie iſt wieder eines jener ſchmiedeiſernen Spinnengewebe, wie ſie auf dieſer Bahn im Gebrauche ſind. Rechts und links ſtößt der Blick, dem nur ein kurzer Moment gegönnt iſt, um den ganzen Schrecken der Scene zu verſchlingen, auf ähnliche, himmelhohe Felſenwände. Das Ganze: ein Rieſenfelskeſſel ohne ſcheinbaren Ein- und Ausgang mit dem brauſenden Rimac in der Tiefe. Das heißen ſie hier das „Höllchen" und es verdient ſeinen Namen. Bald folgt wieder ein Tunnel und noch einmal eine Zickzacktreppe, an deren Ende kaum Platz genug ſcheint, um die Maſchine von dem vordern nach dem hintern Ende des Zuges zu bringen. Oben angelangt, ſchießen wir in den letzten Tunnel, über die letzte Brücke, und ſind in Anchi, der heutigen Endſtation der Bahn, 11.300 Fuß über dem Meere, 10.852 Fuß über dem Punkte den wir heute Morgens vor 8 Stunden verließen."

Nun aber begaben ſich die Reiſenden eilends in das deutſche Bretter-Hotel, um ſich zu reſtauriren. Es iſt aber die Frage, ob heutigen Tages auch noch neue Paſſagiere dort ankommen, und ob nicht die beſprochene, Schwindel erregende Bahn, welche ſchon ſo viele Millionen Dollars verſchlang, bei dem jüngſt ſtattgehabten furchtbaren Erdbeben von Lima und Umgebung nicht auch empfindlichen Schaden gelitten und wenigſtens für einige Zeit unfahrbar gemacht wurde? R. K.

Culturgeſchichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei.

Geſammelt von Guſtav Adolf Zwanziger.

XLV. Pflanzenbenützung am untern Jeniſſei.

Ergiebiger als die Berg- iſt die Waldinduſtrie, obwohl nicht ausreichend. Ueber 69½° hinaus hört der Waldwuchs, mit Ausnahme

des Taimyrlandes, wo er bis 72½° reicht, überhaupt auf. Im Beſonderen geht die Föhre (Pinus silvestris) bis 66¼° hinauf, bildet aber über den 60. Grad hinaus nur ſelten Wälder allein, ſondern ſtets untermiſcht mit der Lärche, wobei ihre Stämme allmälig an Dicke, weniger zuerſt an Höhe verlieren. So findet man z. B. ſchon oberhalb Jeniſſeisk Stämme, die 1, ſelten 2 Fuß Durchſchnitt bei ca. 80 Fuß Höhe haben. Die Lärche dagegen (Larix sibirica Ledeb.) hat bei 60° n. Br. noch 4 Fuß, unter 67° noch immer 2 Fuß Durchſchnitt und verſchwindet erſt bei 69½°. Die ſibiriſche Tanne (Picea obovata), welche unter 65° noch 2 Fuß Dicke im Querſchnitt erreicht, unter 67° höchſtens 1 Fuß bei 27 Fuß Höhe, endigt bei 69½ als Krüppel von 2—3 Fuß Höhe mit häufigen quirlförmigen Zweigen und mit dicken, kurzen Nadeln. Die ſibiriſche Fichte (Abies sibirica Ledeb.) geht nur bis 67½°, entwickelt an der Grenze des Nadelholzes einen Stamm von höchſtens 2 Fuß Dicke bei 40—50 Fuß Höhe und iſt wegen ihrer Dünnheit und Brüchigkeit für die dortigen Bewohner faſt nutzlos. Im Gegenſatz hierzu bietet Pinus Cembra, die ſibiriſche Ceder, unſere Zirme, welche in der Regel mit Picea obovata und Abies sibirica vermiſcht auftritt, den Bewohnern der Breiten von 61° und 62° einen bedeutenden Nutzen, ſelbſt unter 65¾° in der Gegend von Turuchansk werden aus dieſem Baume Balken von 24 Fuß Länge gehauen, die an ihrem dicken Ende 14 Zoll, am dünnen 11 Zoll Breite haben und am Polarkreiſe wachſen noch Cedern, aus denen kleine Nachen gezimmert werden. Ihre nördliche Grenze liegt unter 68°. Der Wachholder (Juniperus communis L.) wächſt am Jeniſſei noch unter dem Polarkreiſe, an der Chatanga ſelbſt bei 71¾°, iſt aber ſchon bei Turuchansk nur dürftig. Die weiße Birke (Betula alba L.), die mit Eſpen zuſammen die Uferabhänge des Jeniſſei noch über 60° n. Br. krönt, wird immer dünner, kümmerlicher und ſtellt bei 69½° die letzten ſchwächlichen Vertreter ihres Geſchlechts von höchſtens 3 Zoll dickem Stamme bei 6—7 Fuß Höhe. Die graue Erle (Alnus incana W.) geht über den Polarkreis am Jeniſſei hinaus, die Straucherle (A. fruticosa) bis 69½° in Exemplaren von etwa 2 Fuß Höhe. Der Faulbaum (Prunus Padus L.) erreicht kaum 67° n. Br.

Ein allgemeines Merkmal des nördlichen Baumwuchſes iſt, daß je höher nach Norden, je dünner der Stamm. Die mächtige Sommerwärme lockt neue Triebe hervor, aber die bald, oft plötzlich eintretende Erkaltung der Luft läßt den Baum weder in die Höhe nach

Oben, noch in die Breite gehörig auswachſen. Der arktiſche Baum iſt in der Regel brüchig, das Mark oft faul, die Zwiſchenräume der Jahresringe ſo mit harzigem Gummi getränkt, daß es unmöglich iſt, einen Nagel in den Baum zu ſchlagen, der natürlich für bauliche und techniſche Zwecke unbrauchbar iſt. Die Krone der Bäume iſt meiſtens völlig trocken, der Stamm mit einer Menge verkommener und verdorrter Zweige ſo ſehr überdeckt, daß er ſehr ſchwer zu ſpalten, mit dem Beil allein bei der Bearbeitung nicht auszukommen und die Hilfe des Meſſers unumgänglich iſt, umſomehr, da die Faſern des Baumes außerordentlich verwickelt ſind und nach allen Richtungen gehen. Dabei iſt das Holz ſo ſpröde, daß ein Pfahl, der an ſeinem ſtarken Ende 6 Zoll dick iſt, ſeine eigene Schwere nur bei einer Länge von 10 Fuß trägt, bei größerer Länge bricht, ſobald er in die Lüfte geſchwungen wird. Außerdem droht dieſen kümmerlichen Waldgeſchöpfen Verderben von verſchiedenen Inſekten und Paraſiten, häufig ſind ſie durchbohrt und durchlöchert von einem Käſer, Hylesinus piniperda, welcher ſeinerſeits die Beute einer kleinen Schlupfweſpe, Bracon Middendorffii Ratzebg. wird. Endlich leiden viele arktiſche Bäume an der „Drehkrankheit“, indem ihre Stämme in Spiralen der Bewegung der Sonne folgen und oft ſo gewunden ſind, daß auf jeden Fuß faſt die ganze Windung einer Spirale kommt.

Bei ſolchen Verhältniſſen ſpielt das Treibholz des Jeniſſei, das im Frühjahre in großen Mengen aus den Wäldern des Oberlandes herabgeführt wird, eine wichtige Rolle bei den Anwohnern ſeines Unterlaufes. Die jenſeits der Waldgrenze, noch höher nordwärts wohnenden Samojeden, Tunguſen, Jakuten, Dolganen wiſſen ſich mit dem ſogenannten „Stoachbaum“ zu behelfen, den foſſilen Ueberreſten einer früheren, vielleicht mit dem Mammuth zugleich untergegangenen Flora.

Von nicht geringer Bedeutung iſt am untern Jeniſſei die ſibiriſche Ceder. Zum Bauen kann ſie nur mit Vorſicht verwendet werden, da die aus dieſem Baume gehauenen Balken leicht faulen, weshalb z. B. die unteren Lagen eines aus dieſem Holze aufgeführten Blockhauſes ſtets aus Lärchenſtämmen genommen werden, aber ſie bietet dafür ihre Nüſſe. Der Handel mit dieſen iſt am Jeniſſei nicht unbedeutend und da dieſe Nüſſe auch die Hauptnahrung des Eichhörnchens ſind, ſo iſt ihr indirecter Nutzen gar nicht gering anzuſchlagen. Wenn die Zirbelnüſſe einmal nicht gerathen, was in dem Lande zwiſchen der Podkamennaja-Tunguska und der unteren Tunguska zuweilen mehrere

Jahre hintereinander vorkommt, ſo macht ſich dies auch in der verminderten Ausbeute der Eichhörnchenjagd ſogleich fühlbar.

Obwohl an eßbaren Vegetabilien verſchiedener Art im hohen Norden kein Mangel iſt, wie namentlich Middendorf nachgewieſen hat, ſo kennen Ruſſen und Eingeborne doch nur wenige derſelben und greifen in Zeiten der Noth zu Fichtenrinde und Hungerblume (Draba). Im Uebrigen kennen und verwerthen ſie die Wurzeln mehrerer Arten Oxytropis (nigrescens, arctica, borealis), die Zwiebeln einiger Liliaceen, wie Lilium lauriacum, tenuifolium, Martagon. Sie eſſen ferner Senecio palustris var. lacerata Ledeb. und eingeſalzenen Schnitt- und Bärenlauch (Allium schoenoprasum und ursinum). Die Hauptnahrung liefert dem arktiſchen Bewohner das Thierreich, beſonders die Fiſcherei. (Lopatin, Expedition nach Turuchansk. S. Zeitſchrift für Ethnologie. I. Band 1869. S. 180—181).

XLVI. Erntegebräuche.

Die Neugriechen putzen das πυρπηροῦνα (S. Kind) genannte Waiſenkind mit Kräutern und Blumen des Feldes vom Kopf bis zu den Füßen aus, wenn zur Zeit der Dürre Regen gewünſcht wird. Dodola (Doda) heißt bei den Serben das Mädchen, welches nackt, aber mit Gras, Kräutern und Blumen umwunden iſt. Die begleitenden Mädchen bilden vor jedem Haus einen Reigen. Dodola ſteht in der Mitte und tanzt allein, bis ſie von der hinzutretenden Hausfrau mit Waſſer überſchüttet wird. (Ad. Baſtian, Zur alten Ethnologie. Zeitſchrift für Ethnologie. 1. Band 1869. S. 231.)

XLVII. Die Roßkaſtanie als Inſektenvertilgerin.

Die Frucht dieſes Baumes indiſchen Urſprungs, der erſt um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Europa gelangt iſt, wird in ihrem Vaterlande zur Vertilgung von ſchädlichen Inſekten auf Aeckern und in Gärten angewendet, indem man die Frucht geſtoßen, leicht unter die Erde verbirgt, nachdem man ſie vorher zur Verſtärkung der Bitterkeit geröſtet hat. Die Beſorgniß eines ſchädlichen Einfluſſes auf die Pflanzen iſt unbegründet. (Mittheilungen der k. k. geograph. Geſellſch. in Wien, 11. Jahrg. 1868. S. 244.)

XLVIII. Verbreitung der Hainſchnirkelſchnecke durch die Gartencultur.

Ueber die Anſiedlung der Helix nemoralis im nördlichen Europa giebt es verſchiedene Hypotheſen. Man ſchreibt die Einführung des

Acker-, Garten- und Weinbaues in Germanien zunächſt den Römern zu, deren Cultur von Süden und von Weſten, alſo rechtwinklig ungefähr dem Main und Rhein parallel unter den deutſchen Stämmen vordrang und in deren Gefolge die im Süden, wie die große Weinbergsſchnecke, Helix pomatia, ebenfalls als Speiſe verwerthete Schnecke ſich langſam mitverbreitete. Andere denken an den mittelalterlichen Handelsverkehr, da ſich H. nemoralis gerade in der Nähe der altberühmten Handelsplätze, welche mit den Süddeutſchen und Italienern im engſten Verkehre ſtanden, zeigt Das ziemlich iſolirte Vorkommen von H. nemoralis bei Lübeck, Wismar, Roſtock, Stralſund und andern alten Seehäfen erinnert an die alten Schiffahrtsverbindungen der Hanſazeit und die Gartencultur, welche von den damaligen reichen Rhedern und Handelsherren unter Einführung fremder Sträucher und Bäume in luxuriöſer Weiſe betrieben wurde. Das Vorkommen dieſer Schnecke in den brandenburgiſchen und oſtpreußiſchen Gärten wird mit der Vertreibung der Proteſtanten durch die Aufhebung des Edicts von Nantes in Verbindung gebracht, da denn allerdings der Gartenbau in der Mark und in Oſtpreußen faſt ausſchließlich ſeinen Flor den geflüchteten Hugenotten, unter denen viele fleißige Gärtner waren, verdankt. Alles dies iſt ſelbſtredend vor der Hand nur Hypotheſe. (Ernſt Friedel, Ueber die ethnologiſchen Beziehungen der Verbreitung einiger europäiſchen Landſchnecken. Zeitſchrift für Ethnologie. 1. Band 1860. S. 308).

XLIX. Der Vegetarianismus.

Der Menſch kann allerdings, wie das Beiſpiel vieler Völker, vorwaltend in der Tropenzone, lehrt, animaliſche Nahrung, die manchen buddhiſtiſchen Sekten ein Gräuel iſt, entbehren. Ob die Natur für den Menſchen ſeine phyſiſchen Merkmale nun zum Frugivoren oder Omnivoren entwickelt habe, wird ſich weder aus dem Gebiß, noch aus den Verdauungswegen mit Sicherheit beſtimmen laſſen, da ſchon bei vielen Thieren gemiſchte Nahrung auftritt und Beiſpiele einer Aenderung nicht ſelten ſind. Beachtenswerth ſind dagegen Baltzer's Anſichten über die nationalökonomiſchen Vortheile der vegetabiliſchen Ernährungsweiſe. (Zeitſchrift für Ethnologie. 1. Band 1869. S. 324.)

L. Im Parke.

Geh' im Fürſtenparke nicht ſpazieren,
Wo ſich Büſch' und Bäume höfiſch zieren;
Wo die Lüfte gehn wie Leiſetreter,
Sonnenſtrahlen lächeln wie Verräther;

Wo den Kopf zuſammenſtecken Rüſtern,
Um von Staatsgeheimniſſen zu flüſtern,
Und Fontänen ohne Unterbrechen
Von der ew'gen Langenweile ſprechen:
Nachtigall behagt ſich nicht im Freien,
Wo aus Fenſtern ſchwätzen Papageien,
Und die Turteltaube flieht den Plan,
Wo buntſcheckig prunkt der Goldfaſan.
Alle Blumen fühlen ſich befangen,
Kleinlaut ſind die Roſen aufgegangen;
Und zu präſentiren weiß ſich da
Nur mit Anſtand die Hortenſia.

(Friedrich Rückert, Gedichte. 15. Aufl. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1868. S. 269.)

LI. Papier aus dem Affenbrodbaum.

J. Monteiro, einer der beſten Kenner Angola's, hat ein Verfahren erfunden, aus dem Baſte der Adansonia digitata Papier herzuſtellen. 1874 wurden aus dem Hafen Ambriz 1500 Tonnen Adanſoniafaſern nach England verſchifft. In deſſen Werke „Angola and the river Congo. New-York, Mac Millan, 1875. 12°" findet ſich auch das Bild der Wüſte von Moſſamedes mit dem wunderlichſten aller Baumgebilde, der nach unſerem Landsmanne benannten tiſchförmigen Welwitschia mirabilis, die auf der Wiener Weltausſtellung in drei Exemplaren vertreten war.

LII. Beziehungen der egyptiſchen Wüſtenflora zur arabiſchen.

Dr. G. Schweinfurth unterſuchte im März d. J. die öſtliche Wüſte Egyptens zwiſchen dem Nil und dem rothen Meere. Vegetationsloſe „Serir"-Flächen, weite tiſchebene Hochebenen von Nummulitenkalk wechſelten mit verzweigten Thalſenkungen, welche von einer Krautvegetation von ſtellenweiſe überraſchender Ueppigkeit erfüllt waren. Den Vegetationscharakter der Kalkregion zwiſchen 28° und 29° 30′ n. Br. bezeichnet vor allem ein weißblühender Ginſterſtrauch, Retama Retam F., die Hauptmaſſe der Vegetation in den Wadis bildet Artemisia judaica L. Eine Tropfſteingrotte im Wadi in Natfah war mit üppigem Frauenhaar, Adiantum capillus Veneris, ausgekleidet, welches durchaus nicht an die egyptiſche Wüſtenleere erinnerte. 15 Fuß hohe Feigenbäumchen (Ficus palmata F.) ſproſſen neben verwildertem Palmengeſtrüpp aus den Felsſpalten hervor; der üppigſte Pflanzenwuchs con-

Digitized by Google

centrirt ſich auf den breiten Steinſtufen, über deren moosgepolſterte Bänke das reinſte Waſſer rieſelt. — Auf der Höhe des Gulala-Plateaux überraſcht eine durchaus neue, vom gewöhnlichen Typus der Wadiflora gänzlich abweichende Vegetation den Beſucher. Hier in einer Höhe von 1000 Metern fanden ſich viele bisher nur vom Sinai oder aus dem Innern von Paläſtina bekannt gewordene Gewächſe, einzelne ſogar die man früher nur in Perſien und Afghaniſtan beobachtet hatte. Der ſinaitiſche Charakter der Gebirgsflora vermengt ſich auf dieſem Gebirge mit dem mediterranen der Küſte von Alexandria. Scorzonera undulata und Malabaila Sckakul R. wuchern auf der Höhe in unglaublicher Menge, während die characteriſtiſche Balanophoree Cynomorium coccineum auf Artemiſien ſchmarotzt. — Dr. Aſcherſon fand in der kleinen Oaſe Wach-el-Bah'rieh ebenſo unerwartete Beziehungen zur Flora des ferneren Orientes, nämlich einen ausgedehnten Beſtand der durch die verſchiedenartige Geſtalt ihrer Blätter ausgezeichneten Pappel Populus euphratica Decsne (= P. diversifolia Schrenk). Dieſe bis in die centralſten Theile des aſiatiſchen Continents verbreitete Art in Gemeinſchaft von Dianthus Cyri, Prosopis Stephaniana, Convolvulus pilosellifolius conſtatirt ein eigenthümliches Ueberſpringen der Region des Nilthales und der arabiſchen Wüſte, welches Pflanzen, deren Verbreitungscentrum bisher nur in Vorderaſien angenommen wurde, im Weſten ihres Gebietes an den Tag legen. Sonſt ſind für die Flora der kleinen Oaſe beſonders charakteriſtiſch das Auftreten des zierlichen Farns Adiantum capillus Veneris, des Helosciadium nodiflorum, der Nymphaea coerulea und der Ottelia alismoides. (Ausland 1876. Nr. 26 und 27.)

LIII. Ueber Bierverfälſchungen.

Zu keiner Zeit iſt die Verfälſchung des Bieres ſo ſtark getrieben worden, als gegenwärtig, und nirgends ſo raffinirt als in Berlin, wo manche Brauer an dem wegen der verhältnißmäßigen Neuheit des Genuſſes untergähriger Biere noch nicht genug geübten Geſchmacke des Publikums, ſowie an deſſen Geſundheit ſich ſchwer verſündigen. Da in ſolchen Dingen, wo das Urtheil des Publikums nicht ausreicht, um geſundheitsſchädliche Stoffe und Bereitungen zu erkennen, die öffentliche Fürſorge nicht zu entbehren iſt, ſo iſt die Sache im preußiſchen Landtage zur Sprache gekommen und der Vicepräſident desſelben, Dr. Löwe, von Berliner Brauern ſogar wegen des Ausdruckes ſeiner Entrüſtung

über die Attentate auf die Geſundheit der arbeitenden Claſſen mit einer Verläumdungsklage bedroht worden. Der Streit hat ein ſolches Aufſehen gemacht, daß hervorragende Chemiker angefangen haben, ſich mit der Analyſe von Bieren aus verſchiedenen Theilen Deutſchlands und Oeſterreichs zu befaſſen. Dieſe Unterſuchungen haben ergeben, daß nicht blos Hopfen-, ſondern in neuerer Zeit auch Malzſurrogate gebraucht werden, daß aber unter den erſteren namentlich geſundheitsſchädliche Subſtanzen ſich befinden. Ferner hat ſich ergeben, daß beſonders in Berlin mehr Hopfen- und in Süddeutſchland und in Oeſterreich mehr Malzſurrogate verwendet werden. Als Erſatzmittel für die Gerſte dienen beſonders andere Mehlfrüchte: Kartoffeln, Weizen, Roggen, Hafer, Spelz Einkorn, Reis, Mais, Hirſe; ſodann Kartoffel- und Kaſtanienſtärke, Kartoffelzucker, Syrup, Johannisbrot, Honig u. ſ. w. Als Hopfenſurrogat oder als Zuthat werden gebraucht: Quassia, Ledum palustre, Menyanthes trifoliata, Cnicus benedictus, Erythraea Centaur., Gentiana, Weidenrinde, Aloë, Pikrinſäure, Coloquinten, Cocculi indici, Semen colchici, Daphne Mezereum, Capsicum, Belladonna, Hyoscyamus, Brechnuß, Baccae juniperi ꝛc. Glücklicherweiſe iſt der Geſchmack des Publikums in Oeſterreich und Süddeutſchland zu gebildet, als daß der Gebrauch der leichter durch die Zunge erkennbaren Hopfen-Surrogate hätte aufkommen können, und dieſer Geſchmack wird ſtets das beſte Schutzmittel gegen gewiſſenloſe Ausbeutung bleiben; allein daß die Production nicht überall die Hände vom Gebrauche der Malz-Surrogate rein gehalten hat, das beweiſt der ſo außerordentlich raſch zunehmende Conſum der gänzlich reinen, nur aus Malz und Hopfen beſter Qualität gebrauten hellen Biere.

LIV. 300jähriges Jubiläum der Erdäpfel.

Im Jahre 1573 ſoll Francis Drake den Erdapfel aus Südamerika in England eingeführt haben, Sir Walter Raleigh 1584 aus Virginien. Doch wird auch geſagt, daß John Hawkins dieſelben ſchon 1565 aus Santa Fé nach Irland gebracht habe. Uebrigens ſoll der Anbau der Kartoffel bereits fünf Jahre vor Drake's Geburt im Jahre 1540 in den Niederlanden, in Oſtfrankreich und Italien begonnen haben. 1567 kam Drake zum erſten Male nach Amerika. Doch wurde ihr volksnährender Werth erſt im vorigen Jahrhundert anerkannt. Die Kartoffel hat ſowohl Fluch als Segen über die Menſchen gebracht. Ohne Fett und Fleiſch iſt ſie eine ganz ungenügende Nahrung, da ſie

nicht weniger als ¾ Theile Waſſer enthält, iſt aber zum Fleiſch ein ſehr wohlſchmeckendes, wenn auch etwas ſchwer verdauliches Gemüſe. Der aus ihr bereitete elende Fuſel richtet die auf ſie angewieſenen Menſchen, die an Knochenerweichung und Hungertyphus zu Grunde gehen, noch ſchneller zu Grunde.

LV. Lieblingsblumen von Dichtern.

Ernſt Eckſtein führt in „Ueber Land und Meer" durch eine Reihe von Belegſtellen aus deſſen Dichtungen aus, das die Lieblingsblume des ruhmesſeitlen Dichters Auguſt von Platen die ſelbſtgefällig prunkende, feierlich regelmäßige, aber duftloſe (?) Tulpe geweſen ſei, während Göthe mit Vorliebe Roſen und Veilchen verherrlichte und Heine die märchenhafte Lotosblume feierte, der unſcheinbaren duftenden Reſeda nicht vergaß, aber freilich im ſinneverwirrenden neuen Tannhäuſer den narkotiſchen Jasmin eine große Rolle ſpielen läßt. (Ueber Land und Meer. Bd. 33. 1875. Nr. 20. S. 396.)

LVI. Charakterpflanzen der Balearen.

Der einzige auf den alten Pityuſen, d. i. Pinieninſeln, Ibiza und Formentera in Waldform auftretende Baum iſt die Strandkiefer (Pinus halepensis), nicht ſo häufig die Steckeiche (Quercus ilex), die auf den andern Balearen den Waldſchmuck bildet. Dagegen ſind in großer Menge Feigen-, Oel- und Johannisbrodbaum, in den Niederungen die Mandel vertreten. Die Dattelpalme bringt ihre Früchte gut zur Reife. In der Nähe der Bauernhäuſer Granatapfel und Opuntie. Andere Obſtbäume ſind ſelten, wiewohl ſie trefflich gedeihen würden. Von den Sträuchern wächſt die Sibina (Juniperus phoenicea) am Strande, der Oleander in den Rinnſalen der Bäche, wo er zur Zeit der Blüte durch ſein dunkles Grün und die duftende Fülle roſenrother Blumen einen wunderbaren Anblick gewährt. Während die Flora im Ganzen den Stempel der Dürre an ſich trägt, ſind die Küſten der Inſel reich an einer unterſeeiſchen Vegetation von Meeralgen, welche in unglaublicher Fülle die zwiſchen den Klippen verborgenen Gänge überwuchert.

Mallorca zeigt gegen Ibiza einen größeren Reichthum an Pflanzen. In der Simea machen die Aleppokiefer (Pinus halepensis) und die immergrünen Eichen (Quercus ilex und ballota) den Hauptbeſtand der Wälder aus. Auf der Nordweſtſeite ſteigt der Oelbaum

bis 500 m. üb. M. empor, theilweiſe vom Johannisbrodbaum unterbrochen, während an den Hängen mit weniger ſteinigem Boden die Rebe zwiſchen fruchtreichen Pfirſichbäumen, in den tiefen Einſenkungen waldartige Pflanzungen von Citronen- und Orangenbäumen üppig gedeihen. Höher an den ſteilen Abhängen der Sierra bildet der Maſtix (Pistacia lentiscus) tiefgrüne Dickichte, daneben Myrte, der baleariſche Buchs und der Kirſchlorbeer in reichlicher Menge. Zwiſchen 500 Metern und den Spitzen der Berge trifft man den Buchsbaum in Geſellſchaft der Zwergpalme (Chamaerops humilis), der balear. Stechpalme (Ilex balearica), des Juniperus oxycedrus und vielfach gewundener, knorriger ſehr alter Exemplare von Eiben, Taxus baccata. Von den eingeführten Pflanzen ſtammen Agaven, Opuntien und an alten Mauern verwilderte Cereus-Arten aus Mexiko, die in Gärten gepflegte Dattelpalme aus Afrika, die Banane (ſeit 1757) aus Indien, der Eucalyptus an verödeten Klöſtern und einſamen Landkirchen aus Auſtralien. Das leider nicht im Buchhandel erſchienene Werk von Erzherzog *Ludwig Salvator*, die Balearen in Wort und Bild, ſchildern auch den Reichthum der niederen Flora. (S. Beſprechung von M. A. *Becker* in den Mittheilungen der k. k. geograph. Geſ. in Wien. 15. Bd. 1872. S 537—554).

LVII. Ein Mittelglied zwiſchen Coniferen und Cycadeen.

In der allgemeinen Verſammlung der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft vom 12.—14. Auguſt 1875 in München legte Dr. *Bornemann* sen. aus Eiſenach Kieſelhölzer aus dem Rothliegenden (unterſtes Glied der Trias) von Lungwitz vor und zeigte, daß dieſelben *einer Zwiſchenfamilie zwiſchen Coniferen und Cycadeen* angehören, während ſie bisher mit Unrecht den erſteren zugerechnet worden ſeien. Die Markröhren der lebenden Coniferen ſind ſehr eng und foſſile Hölzer mit großen Markcylindern müſſen von den Araucarien getrennt werden. Bei denſelben folgt um den Markcylinder eine Corona und dann der Holzcylinder mit Tüpfeln, welche erſt den Araucariten ähnlich ſind, weiter gegen den Rand aber den Piniten. Dieſer Zwiſchenfamilie ſind auch Cordaites und die Nöggerathien beizuzählen. Die bei der verbreiteten mineraliſchen Holzkohle beobachteten Tüpfel ſind nicht auf Coniferen zu beziehen.

LVIII. Einfluß des Alkohols auf den mexikaniſchen Indianer.

Je tiefer die Stufe, auf der ein organiſches Weſen ſteht, deſto geringer iſt die Senſibilität der Nerven. Der Indianer empfindet

Digitized by Google

wenig und ſchwach, folglich ſteht er nach logiſchem Rückſchluß auf einer geiſtig niederern Stufe, als der viel, ſtark und tief empfindende Kaukaſier. Dieſelbe geringe Senſibilität der Nerven tritt bei ihm auch in der Wirkung des übermäßigen Genuſſes berauſchender Getränke hervor. Niemals befällt die Indianer das delirium tremens, ſelbſt wenn ſie, wie viele, gewohnheitsmäßige Trinker ſind und faſt die Hälfte ihres Lebens ſich in narkotiſirtem Zuſtande befinden, während Trinker kaukaſiſcher Race in viel kürzerer Zeit zu Grunde gehen. Umgekehrt iſt es der Fall bei nervöſen Fiebern, bei inneren Krankheiten überhaupt. Dieſen erliegt der Indianer viel ſchneller als der Kaukaſier, er phantaſirt nicht, er tobt nicht, aber da ihm die moraliſche Energie fehlt, ſo wird er bald matt und ſtirbt nach wenigen Tagen. Körperliche Gebrechen findet man äußerſt ſelten unter den Indianern. Ihr Organismus beſitzt eine wunderbare Heilkraft gegen äußere Verletzungen. Seine Nahrungsmittel ſind faſt ausſchließlich dem Pflanzenreiche entnommen und beſtehen unveränderlich aus Mais in der Form von tortillas, plattgedrückten, dünnen, leicht geröſteten Kuchen, Bohnen, frijoles, Bananen, platanos und rothen oder grünen Pfefferſchoten, hile, wozu noch Eier kommen. Sein Nationalgetränk iſt Pulque, der gegohrene Saft der Magueypflanze, Agave americana, deren Blütenſtengel und Blätter auch zum Dachdecken benützt werden. Sein Zahlenſyſtem beruht auf der Fünfzahl der Finger. Die Zahl zwanzig, sempoalli, iſt ſchon eine große Menge, ſo bezeichnet sempoaltschutschil, eine ſehr gefüllte Todtenblume. Die Zahlen von 11—20 werden mit Hilfe des Zahlwortes matlaktli, zwei Mal fünf, gebildet, die höheren ähnlich wie quatre-vingt im Franzöſiſchen. Seine ſtereotype Antwort iſt comono, wie denn nicht; ähnlich wie das franzöſiſche comment donc. Damit entläuft er der Gefahr, ſich zu compromittiren. (Carlos de Goyern Charakteriſtik der indianiſchen Bevölkerung Mexiko's. Mittheilungen der k. k. geogr. Geſellſchaft in Wien. 16. Band 1873. S. 56.)

LIX. Südeuropäiſcher Urwald.

Auf der kleinen Inſel Lacroma bei Raguſa haben ſich noch Reſte des urſprünglichen Waldes Dalmatiens erhalten. Dichte Haine von Seeſtrandskiefern und Steineichen, von baumhohen Wachholderarten und der Erica arborea, Arbutus Unedo, Myrtus communis und Viburnum Tinus, bis in die Wipfel kletternd Smilax aspera, Lonicera etrusca und Hedera Helix zaubern ein Urwalddickicht her, in

Digitized by Google

welchem die Kunſt freundliche Wege angelegt hat. (Franz Unger, die Inſeln Curzola und Lacroma. (Oeſterr. Revue, 1866.) In der Ausſtellung von Gemälden des verſtorbenen Landſchaftsmalers Franz Selleny, der die Novara-Reiſe um die Welt mitmachte, befindet ſich auch eine Ahorngruppe an der dalmatiniſchen Küſte, die Zeugniß dafür gibt, welche Baumpracht die Küſte geſchmückt haben mag, bevor die Axt der Venetianer die Wälder als Flotten auf alle Meere ſandte.

LX. Die Vegetation des Djebel Esdoum, des Salzgebirges von Sodoma.

Der Djebel Esdoum liegt am ſüdweſtlichen Ende des Bahr-Lout oder todten Meeres in nordſüdlicher Richtung und beſteht aus Steinſalz, mit Dolomit- und ſchwarzen Feuerſteinſtücken wie überſäet und von einem Ende zum anderen mit Ausnahme von einigen Gräſern pflanzenleer. An einzelnen Stellen der Salzfläche finden ſich Anflüge von Seyals (Acacia seyal), zuweilen von mehr als Mannesdicke und Tamarisken. Unter letzteren wächſt die Jerichoroſe und der ſchmackhafte Sauerampfer, ein geſuchtes Futter der Gazellen. Die übrigen ſpärlichen Pflanzen beſtimmte Herr Edmond Boiſſier in Genf, es ſind: Trigonella stellata Forsk., Atriplex Halimus L., Cucumis Prophetarum L., Caroxylon foetidum Mog., Salicornia fruticosa L., Plantago ovata Forsk., Reseda pruinosa Del., Res. orientalis Boiss., Erodium glaucophyllum Rit., Pulicaria undulata Dec., Diplotaxis aeris Forsk., Tamarix mannifera Ehrbg., Heliotropium luteum Pers., Fagonia mollis Delille, Fag. Kahiriana Del. var. sinaica Pers., Helianthemum Lippii Pers. (E. L. S., der Djebel Esdoum. Mittheilungen der k. k. geograph. Geſellſchaft in Wien. 16. Band 1873. S. 529—534.)

LXI. Der Einfluß von Veränderungen in der Vegetation auf die Verbreitung der Thiere.

Es iſt gewiß von höchſtem Intereſſe, das, was der berühmte Verfaſſer des malaiiſchen Archipels, der Mitentdecker der Lehre von der Abſtammung der Arten durch natürliche Zuchtwahl, Alfred Ruſſel Wallace, in ſeinem vortrefflichen neueſten Werke: Die geographiſche Verbreitung der Thiere. Deutſche Ausgabe von A. B. Meyer. Dresden, Zahn, 1876. Bd. 1. S. 53 über dieſen Gegenſtand ſagt: „Da ſo viele Thiere von der Vegetation abhängig ſind, ſo beeinfluſſen deren Veränderungen unmittelbar ihre Verbreitung. Ein

bemerkenswerthes Beiſpiel hievon bietet die vorhiſtoriſche Zeit Dänemark's, wie ſie die Torfmoore und die Küchenabfälle illuſtriren. Dieſes Land iſt jetzt berühmt wegen ſeiner Buchen. Eichen und Fichten ſind ſelten und man weiß, daß es zu Zeiten der Römer dieſelbe Vegetation gehabt hat. In den Torfmooren aber findet man Reſte von Eichen und noch tiefer kommen nur Fichten vor. Die Küchenabfälle erzählen uns auch Vieles von der Naturgeſchichte Dänemarks in der früheren Steinzeit und eine bemerkenswerthe Beſtätigung der Thatſache, daß Dänemark wie Norwegen damals hauptſächlich von Fichtenwäldern bedeckt geweſen iſt, bietet die Entdeckung, daß der Auerhahn damals ſehr zahlreich vorkam, ein Vogel, welcher ſich faſt ausſchließlich von den Schößlingen und dem Samen der Fichten und verwandter Pflanzen nährt. Der Grund dieſer Veränderung in der Vegetation iſt unbekannt, aber aus der bekannten Thatſache, daß wenn Wälder zerſtört werden, Bäume anderer Art gewöhnlich den Boden beſetzen, können wir muthmaßlich ſchließen, daß irgend eine ſolche Veränderung wie eine temporäre Unterwaſſerſetzung eine gänzlich verſchiedene Vegetation und eine beträchtlich modificirte Fauna das Land occupiren ließ.

Indirekte Wirkungen organiſcher Veränderungen ſind wahrſcheinlich von eben ſolcher, wenn nicht von größerer Wichtigkeit auf die Verbreitung der Thiere, da irgend *eine* Veränderung gewöhnlich zahlreichere andere in ſich ſchließt, häufig Veränderungen von der unerwarteteſten Art. Wir wiſſen verhältnißmäßig wenig von dem Modus, durch welchen ein Thier oder eine Pflanze mit anderen im Zuſammenhange ſteht, aber wir wiſſen genug, um uns davon vergewiſſert halten zu können, daß die Gruppen, welche anſcheinend in gar keiner Beziehung zu einander ſtehen, oft von einander abhängen. So hat die Einführung von Ziegen auf St. Helena eine ganze Flora von Waldbäumen vollſtändig zerſtört und mit derſelben alle Inſecten, Mollusken und vielleicht Vögel, welche direct oder indirect von denſelben abhingen. Vieh wird in vielen Gegenden das Wachsthum der Bäume vollſtändig hindern und mit den Bäumen müſſen die zahlreichen Inſecten, welche von dieſen Bäumen abhängig ſind und die Vögel, welche wieder von dieſen Inſecten leben, verſchwinden, wie auch die kleinen Säugethiere, welche von Früchten, Samen, Blättern oder Wurzeln leben. Inſecten wiederum haben den wunderbarſten Einfluß auf den Verbreitungsbezirk der Säugethiere. In Paraguay kommt eine gewiſſe Art von Fliegen vielfach vor, welche neugebornes Vieh und Pferde vernichtet und daher iſt keines dieſer

Digitized by Google

Thiere dort verwildert. Das führt unvermeidlich zu einem großen Unterſchied in ſeinem ganzen Inſecten-, Vögel-, Reptilien- und Säugethierleben. Aehnlich beherrſcht die Tſetſefliege gewiſſe Theile Südafrikas. Bei dem Verſchwinden dieſer Fliegen würde ſich allmälig der ganze Charakter des Landes ändern. Neue Arten würden einwandern, viele andere würden unfähig werden, dort zu leben und die unmittelbare Urſache dieſer Veränderung würde uns wahrſcheinlich ganz unbemerkt bleiben, ſelbſt wenn wir die Wirkung Jahr auf Jahr fortſchreitend beobachten könnten.

Die vielfältigen Beziehungen einer Lebensform zu anderen wird durch nichts beſſer dargethan, als Darwin's berühmten Fall der Katzen und des Klees, deu er in ſeiner „Entſtehuug der Arten“ erzählt. Er beobachtete, daß ſowohl wilde Stiefmütterchen, als rother Klee bei uns nur durch Hummeln befruchtet werden können, ſo daß die Erzeugung von Samen an die Beſuche dieſer Inſecten gebunden iſt. Ein Herr, welcher ſpeciell die Hummeln ſtudirt hat, fand ferner, daß ihre größten Feinde die Feldmäuſe ſind, weil dieſe ihre Honigſcheiben und Neſter zerſtören. Feldmäuſe werden wieder von Katzen und Eulen verfolgt, ſo daß dieſe fleiſchfreſſenden Thiere thatſächlich der Anlaß davon ſind, daß rother Klee und wilde Stiefmütterchen beſtändig fortkommen können. Denn, wenn ſie fehlten, hätten die Feldmäuſe keine Feinde und würden ſich ſo maſſenhaft vervielfältigen, daß ſie alle Hummeln vernichteten und jene beiden Pflanzen würden keinen Samen hervorbringen und bald ausſterben.

LXII. Altdeutſche Gloſſen von Baum- und Pflanzennamen.

Lateiuiſche Hexameter mit altdeutſchen Gloſſen von Vögel-, Thier- und Baumnamen aus dem 12. und 13. Jahrhundert finden ſich in verſchiedenen Pergamenthandſchriften Vocabulum biblie mammotrectus und wurden auch ſchon mehrmals abgedruckt. Sie geben folgende Ausbeute, wobei nur zu bedauern, daß die lateiuiſchen Ausdrücke in der benützten Arbeit von Karl Bartſch nicht zugleich mit abgedruckt ſind, doch ſind die meiſten davon verſtändlich: vicbaum . lorbaum . mirtilbaum . phirsichbaum . phlumbaum . kirsbaum . affalter . kriechbaum . nvzbaum . tanne . vorelia . kien . birbaum . sperwelbaum . ahorn . birke . buhsbaum . eide . idê . (über ilex, Stechpalme) . aschbaum . linde . buoch . melbaum . olbaum . wida (darüber

Digitized by Google

elenbaum) . mazalter . arlzbaum . hasil . hagebuoch . limbaû . aspe . hagen . dorn . winbav . (ſtatt iwinbaum) . erla . widin . salhe . winrebin . holdir (sambucus) . wechalter . hiefir . cotenbaum . mulbaum (über sycomorus) . arabie arbor aromatica (über storax) . scimina (über turbisce) . ephrime (über mirica) . hartrugelin . alber . palmbaum . spinnelbaum . sevenbaum . nespelbaum . mandelbaum . kestenbaum . zvnder. (Karl Bartſch in Pfeiffer's Germania, VIII. Jahrg. 1863. S. 47—48.)

Weitere Beiträge finden ſich in Adolf Holtzmann, die alten Gloſſare VIII. S. 385—414: S. 388. Abies . arbore mire altitudinis unde faciunt tunnas . francidi sepis (zu abiegnis 3 reg., 5, 8). Tanne, Baum von erſtaunlicher Größe, woraus man Tonnen, Fäſſer macht. — Herbas agrestes, colocitidas, cocurbitas (4 reg. 39). Feldunkräuter, Kolocynthen, Kürbiſſe. — S. 389. Erba fullonum . id est borit, quia inde faciunt saponem. (Malach. 3, 2) Walkerkraut Borit, das ſie als Seife gebrauchen. — Frondosa, astalathian (ſtatt astaloht Gr. I, 479) — S. 393. Palliurum uidimus . et est spina quam vocamus spicaria et in teudisco hrovis ipe sit. Paliurus iſt ein Dornſtrauch, im deutſchen hrovis. — Rubum quam greci vocant uatum et latini ueprem, Brombeerſtrauch, den die Griechen βατοσ (batos), die Lateiner vepres nennen. — S. 394. Lentiscus est arbor id est cynus ex eo fit oleum non tamen tale quale illud est quod de olinetis nascitur . quamvis abtum sit et ad cibum et ad luminaria et ad medicamentum et inde fit pinmentum grana astius. Die Piſtazie iſt ein Baum oder Dornſtrauch, aus welchem ein Oel ungleich dem Olivenöl bereitet wird und ſowohl zur Speiſe, zur Beleuchtung, zur Arznei und zur Färberei benützbar iſt. — S. 397 Mandragoras (1 Mos. 30, 14) fructus similis pomi in illa herba nascuntur et habet duorum sexuum mas. et fem. et in radicibus ostendit similitudinem femine et est fertilis et dicitur qui eam eradicat non posse vivere. Auf dem Kraut Mandragora wächſt eine apfelartige Frucht. Es hat zwei Geſchlechter, männlich und weiblich, zeigt in den Wurzeln weibliche Aehnlichkeit und iſt fruchtbar. Man ſagt, wer dasſelbe entwurzelt, muß ſterben. — S. 398. Prepucia, pomorum inmundicia quia idalis immolabantur (3 Mos. 19, 23), die Unreinlichkeit der Aepfel (der bleibende Kelch), welcher den Götzen geopfert wurde. — Amigdalum, arbor nucum (Ecclesiast. 12, 5) Mandel. — S. 399. Viciam . pisas agrestes . i . fugles beane

(Isaia 28, 35), Wicke, Felderbſe d. i. Vogelbohne (etwa die Saubohne?) — Paliurus erba qne crescit in tectis domorum grossa folia habens. (Isaia 34, 13.) Paliurus iſt ein auf Hausdächern wachſendes Kraut mit dicken Blättern (offenbar Sempervivum). — Vorith herba est de ipsa panes faciunt quos erbaticas apellant et siccant illos habent que pro sapore. (Jerem. 2, 22.) Borith iſt ein Kraut, aus dem ſogenannte Kräuterbrode gemacht werden, welche getrocknet ihres guten Geſchmackes wegen aufbewahrt werden. — S. 400. Lentiscus arbor folia modica habens et fructus sine grana . moras rubras. (Daniel, 3, 46.) Lentiscus iſt ein Baum mit mittelgroßen Blättern und Früchten ohne Körner. Rothe Maulbeeren. — S. 401. Far genus frumenti i. e. spelta. Far, Getreideart, d. i. Spelt. — S. 402. Sicomorus dicto quod sit foliis similis moro . hanc latini celsam apellant. Die Maulbeerfeige heißt ſo wegen ihrer maulbeerartigen Blätter. Die Lateiner nennen ſie celsa, die hohe. — Veneficia . maleficia . est autem veneficus venenarius maleficus . i . herbarius. Giftmiſcher-Kräuterſammler. — S. 409. Arundo, rosa vel gerlosa. Arundo, Rohr. — S. 410. Calamus, ros. Calamus, Rohr. — S. 411. Palliurus, cardonis. Paliurus, ein Dornſtrauch. (Adolf Holtzmann, die alten Gloſſare. Germania, VIII. Jahrg. 1863, S. 385—414).

Druck und Geſchwindigkeit eines Tornado.

Verläßlichen Nachrichten aus Hongkong zu Folge wurde die Stadt Canton in China am 11. April l. J. von einem furchtbaren Wirbelſturme heimgeſucht, bei welchem über zehntauſend Menſchen ihr Leben verloren. Die Verwüſtungen, welche der Sturm anrichtete, ſind grauenerregend und wurde bei dieſer Gelegenheit auch die Anſiedlung der Europäer binnen wenigen Minuten zerſtört, obſchon ſie alle mit Leben davonkamen und nur allein die Chineſen dem verheerenden Elemente zum Opfer fielen.

Es iſt nun männiglich bekannt, daß die enorme Kraft, mit welcher die Stürme alle Gegenſtände, welche ſich ihrem ungehinderten Laufe entgegenſetzen, über den Haufen werfen, lediglich in ihrer Geſchwindigkeit liegt.

Ein nicht gar zu ſtarker Sturm, lehren nun die Meteorologen, legt per Stunde — im Mittel — 112 Kilometer = 14·76 öſt. Meilen

bei einem Winddrucke von 20—22 engl. Pfunden auf den engl. Quadratfuß zurück. Die „Zeitſchrift der öſt. Geſellſchaft für Meteorologie" October 1877, theilt indeß von einem Tornado Reſultate der Geſchwindigkeit und des Druckes mit, welche die vorerwähnten, bei einem ſchweren Sturm beziehentlich der Geſchwindigkeit und des Druckes gegebenen Zahlenwerthe bei Weitem übertreffen und ſelbe faſt als Kinderſpiel erſcheinen laſſen.

Der Annual Report of the Chief Signal Officer for the year 1875 enthält nämlich einen ſehr ausführlichen und intereſſanten Bericht von Sergeant Calver über den Tornado vom 20. März 1875. Aus den mechaniſchen Wirkungen, von welchen 22 Fälle in Detail aufgeführt werden, berechnet Calver Druck und Geſchwindigkeit des Windes. Er findet für die Nähe des Centrums bis zu 685 Pfund Druck auf den Quadratfuß (4·7 Pfund auf den Quadratzoll) bei einer Geſchwindigkeit von 370 Miles = 289·49 öſt. Meilen in 1 Stunde, entſprechend 165 Meter pro Sekunde; vier andere Fälle an dem Rande des Wirbels geben 80 bis 100 Pfund Druck bei 125—150 Miles (nahe 97·8 bis 117·3 öſt. Meilen) Geſchwindigkeit pro Stunde.

Einige der Zerſtörungen ſind aber von einer Art, wie ſelbe nur durch eine Windesgeſchwindigkeit gleich der einer Kanonenkugel ſich erklären laſſen.

Bei einer ſolchen raſenden, ſtaunenerregenden Eile der Windsbraut muß freilich in kurzer Zeit Alles, was ſich ihr in den Weg ſtellen will, in einen formloſen Trümmerhaufen verwandelt werden, und tauſende von Menſchenleben zu Grunde gehen. Gilt es doch eine förmliche Schlacht, welche die überlegene Macht der Natur hier den wehrloſen Menſchen liefert! R. K.

Das Frühjahr 1878

war recht warm, feucht, angenehm und der Vegetation förderlich.

Im Monate März ſteht in Klagenfurt das Luftdruckmittel von 720·6 mm. um 0·24 mm. unter dem Normale und ſpielt zwiſchen den Extremen von 706 und 735·4 mm. Die mittlere Märzwärme von 2·86° C. überragte das Normale um 1·12° C. Die höchſte Wärme von 13·5° C. fällt auf den 3., die größte Kälte von —7·3° C. auf die Monatmitte. Schon am 12. haben wir um 4 Uhr Nachmittags das

erſte diesjährige Gewitter mit Sturm. Der Dunſtdruck iſt 3·5 mm.; die relative Feuchtigkeit der Luft 62·8% und die Bewölkung 5·0.

Die herrſchende Luftſtrömung zieht aus Nordweſt; der Ozongehalt der Luft iſt ſehr günſtig, denn er überragt das Normale um 0·3. Die Summe der Niederſchläge beträgt 75·9 mm. theils in Schnee-, theils in Regenform, d. h. um 30·2 mm. mehr, als normal. Am meiſten regnet es am 30. März wo 35·2 mm. Waſſer in 24 Stunden gemeſſen wurde. Das Grundwaſſer iſt noch im ſtetigen Sinken, ſo daß im k. k. Militärſpitale der Schwimmer am 13. März wegen Waſſermangel im Sande der Brunnenſohle ſtecken bleibt.

Der Grnndwaſſerſtaud des Monates März iſt der bis nun in Klagenfurt bekannte n i e d e r ſ t e und beträgt

im k. k. Militärſpitale . . .	427·860 m.
im Rettungshauſe	427·057 m.
im Graf F. Egger'ſchen Hauſe .	426·365 m.
im Seelandhauſe	426·508 m.
im Friedhofe	426·359 m.

Höhe über dem Meere.

Im Monate A p r i l exiſtirt ein mittlerer Luftdruck von 720·3 mm., alſo 0·2 mm. mehr als normal. Die Luftdruckextreme ſchwanken zwiſchen 708 und 729·2 mm. Die Luftwärme 9·08° C. ſteht um 0·43° C. über dem Monatnormale.

Sowie wir am 4. Morgens eine kleinſte Wärme von 1·0° C. verzeichnen, ſo haben wir am 16 um 2 Uhr ſchon eine größte Wärme von 19·2° C. Der Dunſtdruck iſt 5·2 mm., die relative Luftfeuchtigkeit 61·3%; und die Bewölkung 6·0. Der herrſchende Wind zieht aus Nordweſt und der Ozongehalt der Luft iſt 8·8, d. i. um 0·4 höher als das Normale verlangt.

An Niederſchlägen iſt der Monat arm, denn die Summe von 47·0 mm. Waſſer bleibt um 25·6 mm. unter dem Normale, obwohl 17 Tage Niederſchlag haben.

Das Grundwaſſer beginnt in Folge Thauens und Schneeſchmelzens langſam aber ſtetig zu ſteigen. Der Spiegel hebt ſich

im k. k. Militärſpitale	um 100 mm.
im Todtengräberhauſe . . .	um 124 mm.
im Rettungshauſe	um 133 mm.
im Graf F. Egger'ſchen Hauſe	um 87 mm.
im meinem Hauſe	um 37 mm.

Digitized by Google

Im Monate Mai haben wir 721·5 mm. Luftdruckmittel, d. h. ein Mehr von 0·74 mm. Die Queckſilberſäule ſchwankt in den Extremen von 712·3 und 730·9 mm. Die Luftwärme von 14·76° C. überragt die normale um 0·92° C. Die Extreme der Maiwärme ſpielen zwiſchen 26·7° C. am 19. und 7·8° C. am 22. und 23. — Bei 7·5 mm. Dunſtdruck, 62·2 % relativer Luftfeuchtigkeit und 5·6 Bewölkung bläſt der herrſchende Wind aus Nordoſt; und der Ozongehalt von 8·9 überragt das Normale um 1·0. Die gemeſſene Niederſchlags-Menge von 157·4 mm. Waſſer ſteht um 71·1 mm. über dem Normale, d. h der Mai war naß. Von den 12 Niederſchlagstagen bringt keiner Schnee, aber 4 Gewitter. Zieht man aus dieſen angeführten Daten die Mittel für das Frühjahr zu Klagenfurt im Allgemeinen, ſo überragt das Luftdrucksmittel von 720·8 mm. das Normale um 0·2 mm. Die Frühlingswärme von 8·90° C. ſteht um 0·82° C. über dem Normale, welcher Wärmegewinn in der reichen Vegetation Ausdruck findet und keine Spätfröſte gefährden mehr die früh erwachende Natur.

5·4 mm. Dunſtdruck, 62·0% relative Luftfeuchtigkeit, 5·6 Bewölkung und der vorherrſchende Nordweſtwind kennzeichnet die Jahreszeit. Die Luft hält im Mittel 8·8 Ozon, d. h. um 0·4 mehr als normal.

Die Frühjahrsniederſchläge von 280·3 mm. Waſſer übertreffen das Normale um 75·7 mm. Dieſe bilden einen guten Erſatz für den trockenen Winter. Nur der Monat März bringt noch eine neue Schneelage von 0·177 m. Höhe.

Der mittlere Stand des Grundwaſſers an den 5 Beobachtungsſtationen Klagenfurts zeigt in dem heurigen Frühjahre folgende abſolute Seehöhe des Spiegels:

Im k. k. Militärſpitale . . .	727·970 m.	gegen 428·990 m.	im Jahre 1877
im Rettungshauſe	427·181 m.	gegen 428·025 m.	
im Seelandhauſe	426·561 m.	gegen 427·335 m.	
im Graf F. Egger'ſchen Hauſe.	426·480 m.	gegen 427·304 m.	
im Friedhofe	426·431 m.	gegen 427·014 m.	

d. h. obwol der Grundwaſſerſpiegel während des Frühjahres bedeutend ſtieg, war er doch noch um 0·6—1·0 m. hinter dem Stande im Frühlinge des Vorjahres zurückgeblieben.

Von beſonderen Erſcheinungen muß das ſchöne große Meteor erwähnt werden, welches am 9. Mai Abends 7 Uhr 52 Minuten mit bläulichem Lichte, birnförmiger Geſtalt und nach Hinterlaſſung eines Lichtſtreifens in Südweſt ſenkrecht gegen den Horizont niederzog. Das-

Digitized by Google

ſelbe wurde auf vielen Kärntner-Stationen und auswärts beochachtet. In der Nacht vom 25. auf 26. Mai ſenkte ſich die Schneelinie bis 1500 m. Seehöhe herab. Wir ſahen friſchen Schnee auf den nahen Bergen, aber ohne bedeutende Abkühlung der Luftwärme, d. h. ohne Froſt. Von den auswärtigen Stationen notirt Stelzing im März nur eine Mittelwärme von —2·0° C. und ein Kälteextrem von —15·0° C. am 17. März; ebenſo im April nur eine Mittelwärme von 3·4° C. und ein Kälte-Extrem von —6·4° C. am 2. des Monates.

Wie gewöhnlich hat Raibl auch im heurigen Frühjahre die meiſten Niederſchläge, wird aber im Mai von Möllbrücken übertroffen.

Die meiſten Schneetage hat im März Oberdrauburg, dagegen im April Eberſtein, Raibl und Cornat. In Reichenau, Kleinkirchheim, Cornat und Unterſchäfleralpe ſchneit es auch noch im Mai und zwar 3mal in Cornat, wo noch am 21. Mai 3 cm. neue Schneelage gemeſſen wird. In Hausdorf gibt es am 1. März ein Erdbeben. Der erſte ſchwächere Stoß ereignete ſich um 10 Uhr, der zweite ſtärkere dagegen um 10½ Uhr Abends mit donnerähnlichem Geräuſche. Dabei wankten die Betten und krachten Riegelwände. Als Richtungslinie wird Nordweſt in Südoſt verzeichnet.

F. Seeland.

Intereſſante Pflanzenfunde in Kärnten.

Nachdem Daphne alpina ſchon vor Jahren im Südgehänge des Singerberges bei Unterloibl gefunden worden iſt, entdeckte Dr. Maruſchitz, Werksarzt in Bleiberg, ein angehender ſehr eifriger Botaniker, dieſe den ſüdlichen Kalkalpen angehörige Pflanze auf den Kalkfelſen ober der Kirche in Kreuth. Bei meiner letzten Anweſenheit im Bleiberger-Thale fand ich im Gehänge des Dobratſch unter dem Nötſcherlahner und am Lawinenſchutt alldort die für Kärnten neue Pflanze Horminum pyrenaicum, welche in den Pyrenäen, ſüdlichen Schweizer-, Tiroler- und Friauler-Alpen einheimiſch iſt, und bei Rohitſch an der kroatiſchen Grenze wieder auftritt, daher mein Fund bei Bleiberg den zur Kenntniß der Pflanzen-Verbreitung wichtigen Beitrag liefert, daß Horminum pyrenaicum in ſeinem Vordringen nach Oſten Kärnten nicht überſprungen hat.

Der dem Dobratſch nächſte, mir bekannte Fundort für dieſe Pflanze ſind die niederen Bergwieſen um Reſſiutta, von wo auch die bisherigen Exemplare des botaniſchen Gartens ſtammen.

Jabornegg.

Inhalt: Die höchſte Eiſenbahn der Welt. — Culturgeſchichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei. Geſammelt von Guſtav Adolf Zwanziger. — Druck und Geſchwindigkeit eines Tornado. — Das Frühjahr 1878. — Neue Pflanzenfunde in Kärnten.

Redaction: Markus Freiherr v. Jabornegg.
Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 8. Achtundſechzigſter Jahrgang. 1878.

Ueber die Berechtigung des Spiritismus.

Von Karl B. Hauſer.

Motto: Es gibt keinen Unſinn,
der nicht ein Körnchen Weisheit enthielte.

Der Spiritismus iſt ſo weit verbreitet und hat ſo viel von ſich reden gemacht, daß man endlich fragen muß, ob er nicht doch etwa einigermaßen berechtiget ſei. Eine Unterſuchung dieſer Frage ſcheint mir nicht ohne alles Intereſſe zu ſein.

Der Spiritismus iſt eine Art religiöſen Glaubens, der ſich ſeit einigen Jahrzehnten aus dem bekannten Tiſchrücken herausentwickelt, und in der ganzen civiliſirten Welt, namentlich in Amerika, England, Frankreich, Deutſchland, ſowie auch in Spanien, Italien und anderen Ländern zahlreiche Anhänger ſich erworben hat. Das Eigenthümliche iſt, daß er vorzugsweiſe unter den gebildeten Ständen, ja ſelbſt unter Gelehrten ſeine wärmſten Freunde, Vertheidiger und Gläubige findet.

Die Spiritiſten glauben an einen einigen Gott als Schöpfer der Welt. Es gibt eine Geiſter- und eine Körperwelt. Die zahlloſen Geiſter verſchiedener Vollkommmenheitsgrade ſchwärmen als wahre Geſpenſter durch den unendlichen Weltraum, indem ſie eine Art ätheriſchen Körpers (Perésprit), der weder rein geiſtig, noch rein körperlich iſt, beſitzen. Während dieſes ihres Zuſtandes des Herumſchwärmens im Weltenraume ſind ſie larvenähnlich einer Vervollkommnung unfähig.

Digitized by Google

Erſt mit dem Acte ihrer Verkörperung (Incorporation) auf irgend einem Geſtirne, was in Folge höheren Rathſchluſſes auch auf unſerer Erde bei der Geburt eines Menſchen geſchieht, beginnt für die Geiſter eine Zeit, während welcher ſie ſich zu einem höheren Grade der Vollkommenheit emporſchwingen können. Wird dieſe Gelegenheit durch ſchlechte Aufführung während der Lebensdauer verſäumt, ſo avancirt der betreffende Geiſt nicht und muß abermals als Geiſterlarve im Weltenraume ſchwärmend warten, bis er neuerdings incorporirt wird.

Die Geiſter verſtorbener Menſchen beſitzen die Fähigkeit, ſich unter Umſtänden mit den Lebenden in einen gewiſſen Verkehr (rapport) zu ſetzen, entweder unmittelbar oder mittelbar durch ſogenannte Mediums, d. ſ. Menſchen, welche die Gaben beſitzen, als Vermittler zwiſchen Verſtorbenen und Lebenden zu dienen.

Was die Sittenlehre der Spiritiſten betrifft, ſo gilt im allgemeinen dasjenige als gut, was vollkommnere Geiſter, welche durch Gottes Gnade zur Belehrung der Menſchen zeitweiſe auf unſerer Erde verkörpert worden ſind, gelehrt haben. Derlei Lehrer oder Profeten waren: Moſes, Chriſtus, Mohamed u. a. m.

Nach und nach, durch ſucceſſive Incorporationen werden aber ſchließlich alle Geiſter, ſelbſt die Unvollkommenſten veredelt, ſo daß ſie es alle bis zur größten Gottähnlichkeit bringen müſſen. Hölle gibt es alſo keine, wohl aber eine Art Fegefeuer, nämlich die Zeit der Incorporationen.

Die Geiſter der Verſtorbenen aber verkehren mit den Lebenden nicht bloß in der Abſicht, um dieſen letzteren Aufſchlüſſe über das Jenſeits zu geben, ſondern ſehr oft nur um Hokuspokus zu treiben, tolle Späße zu üben, Menſchen oder Thiere zu quälen, oder auch bloß nur um gewiſſen Mediums Gelegenheit zu geben, ſich auf Theatern durch öffentliche Vorſtellungen Geld zu verdienen. Sogar mit der Heilung von Kranken beſchäftigen ſich einige Geiſter, wobei dann das Medium das ärztliche Honorar einſtreicht.

Frägt ſich nun, was an dieſem albernen Spiritismusglauben berechtigt ſei, ſo iſt eine kleine hiſtoriſch-philoſophiſche Abſchweifung nöthig.

Von Anbeginn an, ſobald der kindliche Fetiſchglaube vernünftigeren Glaubenslehren weichen mußte, gab es zweierlei Weltanſchauungen: die realiſtiſche und die idealiſtiſche.

Erſtere hält dafür, daß die Welt gleich jeder mathematiſchen Größe aus Einheiten beſtehen müſſe, und zwar aus Körpern und Geiſtern, Materie und Individuen. Die Gottheit ſtehe dieſer Welt als Ordner oder Schöpfer gegenüber und regiere dieſelbe.

Die idealiſtiſche Weltanſchauung glaubt, daß wirkliches Daſein nur einer einzigen Urkraft, der Gottheit, zukommen könne; alles übrige, Dinge ſowohl als Individuen ſeien nur Erſcheinungen derſelben und von vorübergehender Dauer. Gott und die Welt ſeien ein und dasſelbe Weſen; die Welt alſo gleichſam nur ein Ausfluß oder eine Manifeſtation der Gottheit.

Zu der idealiſtiſchen Weltanſchauung gehört der Buddhismus. Dieſem gilt das Individuum nichts, alle irdiſchen Freuden ſind nach dieſer Lehre vom Uebel und können den Menſchen nur an das nichtige Weſen der Erſcheinung feſſeln. Ein beſſeres Jenſeits gibt es nicht; der Lohn des hienieden Tugendhaften, der allen Freuden entſagt, alle Begierden unterdrückt, iſt die ewige Ruhe des Nichts. Jene aber, welche ſich von den Verlockungen dieſer Welt nicht loszureißen vermögen, müſſen zur Strafe auch nach dem Tode, verwandelt in andere Weſen, auf dieſer Erde fortleben.

Die alten Germanen und Griechen gehörten zu den Anhängern des Realismus. Ihnen war die Welt aus dem Chaos entſtanden und wurde von mehreren Gottheiten regiert. Sie galt ihnen als ein Wahlplatz, wo Götter und Menſchen um den Preis rangen. Das Jenſeits aber galt ihnen nur ein Schattenreich; doch wurden die allerbeſten unter den Menſchen unter die Zahl der Götter aufgenommen.

Die Israeliten, ebenfalls Realiſten, glaubten an eine irdiſche Vergeltung der Tugendhaften bis ins ſiebente Glied. Die Verſammlung ihrer Todten zu den Vätern glich zwar ſehr der ewigen Ruhe des Buddhismus; gleichwohl war ihr Gott nicht ein und dasſelbe Weſen mit dieſer Welt, ſondern war als Schöpfer und Herrſcher über und neben dieſelbe geſtellt.

Die Chriſten und Mahomedaner endlich ſind reine Realiſten. Der allmächtige Gott hat Himmel und Erde geſchaffen und regiert dieſelben. Die Erde iſt eine Läuterungs- und Prüfungs-Anſtalt für die Menſchen, das Jenſeits der Ort ihrer Belohnung und Beſtrafung. In dieſen beiden Religionen gelangt das unſterbliche Individuum zur vollſten Geltung.

Digitized by Google

Man ſieht alſo, daß die realiſtiſche Weltanſchauung, wornach das Individuum ein wirkliches Daſein hat, eine characteriſtiſch europäiſche, die idealiſtiſche Weltanſchauung aber eine aſiatiſche iſt. Der Grund hievon iſt gewiß nicht zufällig, ſondern liegt im Weſen der Bevölkerung.

Der beſchauliche, träge Aſiate gefiel ſich in dem Gedanken, durch Unterdrückung aller Begierden und Leidenſchaften den Drangſalen dieſes Lebens zu entgehen, und durch ein beſchauliches Dahinbrüten ſich in das Nichts ſeines Daſeins hineinzuträumen.

Dem lebensfrohen, thatkräftigen, raſtloſen Europäer hingegen genügte eine ſolche Ausſicht in die Zukunft nicht; er wollte und will noch heutzutage weder auf das Diesſeits verzichten, noch im Jenſeits ewig ruhen. Der alte Germane wollte auch nach dem Tode noch ſeine Schlachten ſchlagen; der Grieche malte ſich ſeinen Orkus, der Chriſt und Mahomedaner ſeinen Himmel nach irdiſchen Begriffen aus.

Erſt mit dem Philoſophen Spinoza trat der aſiatiſche Pantheismus oder Idealismus auch in Europa auf und wurde in unſeren Tagen, zumal ſeit Hegel, zur herrſchenden Anſicht der gebildeten Claſſen.

Alle neueren hervorragenden Philoſophen waren Pantheiſten, mit Ausnahme von Leibnitz und Kant. Hegels dialectiſche Philoſophie; Schopenhauers Welt als Wille; Feuerbachs Kraft und Stoff, ſowie Hartmanns Philoſophie des Unbewußten; ſie alle löſen den Weltgedanken in eine letzte, ewige Urkraft auf, aus welcher das Individuum nur als eine zufällige Erſcheinung auftaucht, um nach kurzer Dauer in ſein ewiges Nichts zu verſinken.

Frägt ſich nun, welche von beiden Anſichten, die realiſtiſche oder idealiſtiſche Weltanſchauung, die richtige ſei, ſo läßt ſich mit voller Beruhigung antworten, daß hierüber niemand endgiltig entſcheiden werde, weil das Weſen der Dinge dem menſchlichen Verſtande, der nur über Erfahrungsſachen urtheilen kann, ewig unerforſchlich bleiben wird.

Kehren wir nun nach dieſer kurzen Abſchweifung zum Spiritismus zurück, ſo drängt ſich zunächſt folgende Betrachtung auf:

Jede menſchliche Ueberzeugung iſt ſo beſchaffen, daß dieſelbe nie vollſtändig ausgerottet werden kann. Man mag einen Menſchen noch ſo gründlich überreden, ja ihn zu einer entgegengeſetzten Anſicht völlig bekehren; den Keim ſeiner urſprünglichen Auffaſſung wird man nie zerſtören, und dieſer Keim wird bei irgend einem Anlaſſe zuverläſſig

Digitized by Google

wieder Wurzel treiben, die neue Ueberzeugung durch Zweifel untergraben und möglicherweiſe wieder ganz verdrängen. Ein ſolches Los trifft naturgemäß auch den aſiatiſchen Pantheismus in Europa.

Kein Wunder alſo, wenn der thatkräftige Europäer, der ſich niemals mit der aufgedrungenen fremden Lehre befreunden konnte, auf Auswege und Abwege geräth, nur um ſich dieſe widerwärtige Weltanſchauung vom Halſe zu ſchaffen.

Kein Wunder, wenn der Proletarier, dieſer europäiſche Paria, alle kunſtvoll auserſonnenen, geſchraubten und völlig unhaltbaren Sittenlehren, welche die pantheiſtiſche Philoſophie an die Stelle religiöſer Tugendlehren geſetzt hat, mit Hohn verwirft und nur dasjenige für recht und gut hält, was ihm nützlich erſcheint. Denn in der That, der Kampf ums Daſein iſt die einzige richtige Moral des Pantheismus.

Auch iſt es unter ſolchen Umſtänden ganz natürlich, daß dieſer Proletarier durchaus nicht gewillt iſt, ſich wie ein aſiatiſcher Paria knechten zu laſſen, ſondern daß er vielmehr mit drohender Fauſt gerechte Würdigung ſeiner Anſprüche fordert. Er iſt eben ein europäiſcher Paria!

Kein Wunder endlich, wenn der wohlhabende und gebildete Europäer, geängſtigt durch Zweifel, widerwärtige Zuſtände und bedrohliche Zukunft, mit Vorliebe wieder an den alten Glauben zurückdenkt, wo ſein Ich doch ein wirkliches, zukunftberechtigtes Individuum war; wo ſein freier Wille noch galt, unter deſſen Vorausſetzung alle die Erziehungsbücher, Geſetzbücher und Staatsverfaſſungen geſchrieben worden ſind, und wo er nicht, wie man ihm jetzt aufdringen will, das bloße Nebelgebilde irgend einer problematiſchen Naturkraft war.

Wenn nun der Spiritismus allen dieſen Erinnerungen aus der ſogenannten beſſeren Zeit volle Rechnung trägt, ſo liegt hierin allerdings eine Berechtigung, welche ihm gewiß die meiſten Anhänger erworben hat, umſomehr als ſeine Sittenlehren jeder Confeſſion den Zutritt geſtatten.

Wenn der Spiritismus überdies ſeine Lehren mit den neueſten Errungenſchaften der Naturwiſſenſchaften in eine ſcheinbare Uebereinſtimmung bringt; durch überraſchende Taſchenſpielerſtückchen Unterhaltung und Abwechslung gewährt und dem jederzeit blühenden Aberglauben die reichlichſte Nahrung bietet; ſo iſt es leicht erklärlich, wenn der Halbgebildete ſich ihm vollends in die Arme wirft und alles phantaſtiſche Beiwerk gerne mit in den Kauf nimmt.

Digitized by Google

Volksſagen vom wilden Mann.

Von Franz Ivanetič.

Der wilde Mann iſt nach der Volksſage von auffällig ſtarkem und großem Körperbau, trägt einen breiten Hut auf ſeinem Kopfe und jagt in Begleitung von dreifüßigen Hunden in den Dämmerungs- und Nachtſtunden durch Wald und Buſch. Seine Füße ſind klein („kurz an der Schaufel"), die Stimme kräftig und rauh. Begegnet ihm Jemand des Nachts auf offener Straße, ſo muß er, wenn er unbehelligt davonkommen will, ſich auf's rechte Wagengeleiſe legen. Werden mehrere Perſonen auf freiem Felde vom „wilden Gejahd" überraſcht, ſo können ſie ſich vor dieſem dadurch bergen, daß ſie ſich in Kreisform mit gegen einander gerichteten Köpfen auf den Boden legen. Leuten, die keine dringenden Wege haben und ſich vor der wilden Jagd nicht zu bergen wiſſen, wirft der „Waldmann" ein Häkchen in den Rücken, von dem ſie erſt nach Ablauf eines Jahres befreit werden können. — Als einſt in der Nähe der Ehrenfeſte bei Pölling der wilde Mann jagte, ſpottete ihn ein Keuſchler. Da warf der wilde Jäger einen friſchen Pferdefuß auf deſſen Dach und ſprach: „Weil du mir haſt geholfen jagen, ſo mußt du mir auch helfen nagen, heut ein Jahr komm ich wieder und ich will alsdann von dir den Fuß fordern, den ich dir ſoeben auf dein Dach legte." Der Keuſchler nahm den Fuß, umwand denſelben mit einem hanfenen Netze und ſcharrte ihn in ein mit Lehm belegtes und mit Miſtjauche übergoſſenes Erdloch ein. Durch dieſes Vorgehen wahrte der Keuſchler den Fuß vor Fäulniß und ſtellte dieſen ganz wohlerhalten nach Verlauf des Jahres um die gleiche Zeit, an den gleichen Ort, wie im Vorjahre. Als nun der wilde Mann vorbeijagte, nahm er den Fuß mit dem Bemerken vom Dach: „Hätt ich den Pferdefuß am Dache nicht vorgefunden, ſo hätte ich dir den Deinen genommen." — Wenn die Hausthüren zur Zeit des Aveläutens noch nicht geſchloſſen ſind, ſo jagt der wilde Mann ſehr gerne durch die Hausflur. „Hätteſt du zugeklachelt, wäre ich nicht durchgelachelt; hätteſt du zugeſpachelt, wäre ich nicht durchgejagelt." — Hie und da ſpielt der „rauhe Mann" wohl auch die Rolle eines trauten Geſellen. In dieſer Eigenſchaft holte ſich derſelbe alljährlich bei einer Bäuerin am Ulrichsberge, wenn ſie das „Schweinſchmalz" zerließ, eine Fauſt voll Graupen. Die Bäuerin, die ihm das Gewünſchte ſtets mit Bereitwilligkeit verabfolgte,

wurde dafür von ihm mit reichlichem Viehſegen belohnt. Als ſie jedoch einmal zufällig abweſend war, gaben ihre Mägde, die dem obgedachten Geſchäfte oblagen, dem in die Küche tretenden Manne ſtatt der verlangten Graupen eine Hand voll Bohnen. Darüber wurde dieſer ſehr erboſt und verlieh ſeinem Zorne den Ausdruck in den Drohworten: „Weil ihr mich ſo ſchnöde behandelt habt, ſo werdet ihr auf's Jahr mit eurem Vieh Unglück haben." Im folgenden Jahre ſtanden der Bäuerin in der That viele Ferkeln ab; doch gelang es ihr ſpäter den ergrimmten Mann durch ein reichliches Verabfolgen von gewünſchten Eßwaaren wieder zu verſöhnen. — Unferne dem Millſtätter See lebte ein Holzknecht, der mit dem Manne innige Freundſchaft geſchloſſen hatte. Dieſem pflegte der wilde Mann als Zeichen beſonderer Gunſt ſehr häufig warme Milch mit der Bemerkung zu überbringen: „Freund, ich verlange von dir, daß auch du mir zu gelegener Zeit dich gefällig erweiſeſt." Eines Tages kam nun der wilde Mann in großer Eile zum Holzarbeiter und ſprach: „Laß' alles ſtehen und geh' eilends mit mir zum Millſtätter See." Der Knecht folgte und machte ſich ſofort mit ihm auf den Weg. Als die Beiden nun zum See kamen, ſprach der wilde Mann zu ſeinem Begleiter: „Höre, der Waſſermann, der in dem See wohnt, hat mir mein Weib geraubt und ich gehe es jetzt holen. Merke alſo, wenn du einen „Brüller" in dem See hörſt, (dieſer ſoll dir als Zeichen dienen, daß es mir im Kampfe mit dem Waſſermann übel ergeht), ſo mache du zwei „Wispler", auf daß mir mein Bruder zu Hilfe kommt." Bald nach dem Abgange des wilden Mannes in den See fing nun das Waſſer furchtbar zu rauſchen und zu werfen an und es währte nicht lange, ſo vernahm der Knecht aus der Tiefe des Waſſers einen „Brüller", worauf er, wie ihm aufgetragen ward, zwei Wispler machte. Auf dieß Zeichen erſchien im Nu der zweite wilde Mann, der noch furchtbarer ausſah, als der Erſtere. Voll Wuth ſprang er in den See, in dem ſich ein Kampf entſpann, von deſſen Hartnäckigkeit das blutroth gefärbte Waſſer Zeugniß gab und der ſchließlich damit endete, daß die beiden Männer ſiegesbewußt mit dem geraubten Weibe am freundlichen Ufer des See's erſchienen. (Ganz ähnlich lautet die Sage, die ſich an den Klopeiner See bei Eberndorf knüpft.) — Arme Kinder, die zur Winterszeit im Walde Holz ſuchen, erfreut der wilde Mann nicht ſelten mit Erdbeeren. Er macht zwei „Blaſer". Beim erſten ſchwindet der Schnee und beim zweiten kommen ſchon die Erdbeeren zum Vorſchein. Böſe Kinder ſperrt er ein und

wenn ſie fett geworden ſind, zerreißt er ſie. Ihre Fettigkeit prüft er durch Berühren ihrer Finger. Da geſchieht es oft, daß die Kinder auf Anrathen ſeines als wild geſchilderten Weibes ſtatt der Finger dürre Holzſprenkel vorrecken, und auf dieſe Weiſe dem Tode entgehen. Kommt er auf den ihm geſpielten Betrug, ſo zerreißt er ſein Weib. — In einigen Gegenden wird der wilde Mann mit der ſogenannten „Berchtra-baba" identifizirt. Der böſe Friedel ſagte am Chriſtabende: Soll nur kommen die Berchtra, ich werde ihr die Augen ausſtechen. Da kam alsbald ein behaarter Mann und ſteckte ihm das Häkchen in ſeinen Rücken. — Die Sage vom wilden Manne iſt am Ulrichs-, Johannſer-, Florianiberg, in der Oſterwitzer Gegend, Grabenbach, Greutſchach, Diex, Krähwald u. ſ. w. noch gegenwärtig ſehr verbreitet, und es gibt noch Leute, die allen Ernſtes behaupten, mit ihren Augen den „wilden Bergmann" geſehen zu haben.

Culturgeſchichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei.

Geſammelt von Guſtav Adolf Zwanziger.

LXIII. Ein altes engliſches Kochbuch.

Die Kochkunſt hat auch in der älteren deutſchen Literatur bereits keinen unbeträchtlichen Umfang, und daß in England auf ſie zu allen Zeiten ein hoher Werth gelegt ward, iſt zur Genüge bekannt. Dem Gaſtronomen wird eine Vergleichung der deutſchen mit der engliſchen Küche des Mittelalters nicht ohne Wichtigkeit ſein. Das Werkchen Liber Cure Cocorum (die Kochkunſt), welches als Supplement zu den Transactions of the Philological Society for 1862, herausgegeben von Richard Morris, erſchien, iſt in einem nördlichen (vielleicht im Nordweſten von Lancaſhire) Dialecte des 15. Jahrhunderts geſchrieben und wahrſcheinlich nicht viel älter als die Zeit Heinrich's VI. Es gibt in Gedichten von kurzen Reimpaaren 127 Recepte zu den mannigfaltigſten Gerichten an Suppen, gekochten und gebratenen Speiſen, Saucen u. ſ. w., welche zum näheren Verſtändniſſe vieler Anführungen in den ritterlichen Gedichten dienen und dadurch archäologiſche und philologiſche Bedeutung gewinnen. Seine Künſte mögen mit Warners Antiquitates culinariae und mit der Collection of Ordinances and Regulations for the government of the Royal Household verglichen

werden. Mitgetheilt wird unter Anderem, um Sprache, Form und Darſtellung anſchaulich zu machen ein Recept zu Gruel of almondes, einem Mandelbrei. (Beſprechung von *San Marte* (A. *Schulz*) in Germania, VIII. Jg., 1863, S. 117.)

LXIV. Ein peſſimiſtiſcher Zug in der Entwicklung der Wortbedeutungen.

Unſere Sprache bietet der Wandlungen, welche die Bedeutung eines Wortes durchzumachen hat, eine große Fülle. Ein eigenthümlicher phyſiologiſcher Zug unſerer Sprache iſt es, wie die geſchichtliche Betrachtung einer Anzahl Worte beweiſt, daß die Bedeutungen derſelben im Laufe der Zeit einen unedleren niedrigeren, oft ſogar ſchimpflichen Inhalt gewinnen. Dieſen Zug nennt Reinhold *Bechſtein* in der zum Schluſſe angeführten Abhandlung den *peſſimiſtiſchen*. So haben die Wörter Bauer, Knecht, Magd, Dirne, Bube, Pfaffe, Mähre, Menſch, Pöbel jetzt alle eine mehr oder minder erniedrigende Nebenbedeutung, die ſie früher nicht hatten und können heute unter Umſtänden als Schimpfworte gebraucht werden. *Schlecht* bedeutet urſprünglich nichts als ſchlicht, einfach, gerade, welche Bedeutung heute nur noch in den Wörtern ſchlichten, ſchlicht nachklingt. Heutzutage bezeichnet ſchlecht gerade das Gegentheil, nämlich eben *ſchlecht*. Bei *Gift* iſt die weibliche Form „die Gift", donum, welche ſich noch im 17. Jahrhundert findet, aufgegeben und nur noch in der Zuſammenſetzung „Mitgift" enthalten. Die Grundbedeutung iſt Gabe; die naturmäßige Bezeichnung von venenum iſt *Vergift*, von vergeben (vergiften, eigentl. einem etwas zum Verderben geben) und vergiften iſt erſt wieder eine neu abgeleitete Bildung. Der peſſimiſtiſche Trieb, dem einfachen Worte die engere und üblere Bedeutung zu verleihen, zeigt ſich ſchon früher (S. mhd. Wtbch. 1, 510) und jetzt iſt die Abſtammung dem Sprachgefühle völlig entrückt, vor allem bei dem Beiwort giftig. Das Wort Gift zur Bedeutung eines Stoffes und einer Kraft hat als ſolches einen völlig harmloſen Sinn, während im tropiſchen Ausdrucke die geſunkene Bedeutung zur Geltung kommt (Reinhold *Bechſtein*, Germania, VIII. Jahrg., 1863, S. 350—354.)

LXV. Zur Farbenſymbolik der Blumen im Mittelalter.

Grün war im Mittelalter neben Roth die beliebteſte Farbe (grüen als ein gras, als ein klê, ſam ein louch, als ein lindenloup,

als ein venchelkrût, als ein brunnenkreſſe). Ein eigenes Gedicht der Hätzlerin II, 20 preiſt dieſe Farbe. Es bezeichnet den Anfang der Liebe. Blau bedeutet rechte Stäte, Treue. Roth iſt die Farbe der Liebe, auch des Feuers. Schwarz bedeutet Leid und Trauer. Weiß dagegen Hoffnung. Gelb nach Laber erfüllte, gewährte Liebe. Heute gilt Grün für die Farbe der Hoffnung, gelb für jene der Eiferſucht. Im Mittelalter nahm man nur ſechs Farben an (gruen, blâ, rôt, swarz, wiz und weis, gel), denn grau (grâ) und braun (brûn) kommen nur ausnahmsweiſe vor. In vielen Stellen fehlt die Hauptfarbe Blau und Braun vertritt deſſen Stelle, wie heutzutage die Bauern bei Meran das Violet, welches dem Blau näher ſteht als dem Roth, braun nennen. Die reichſte Aufzählung von Farben gibt Lanzelot:

Diu heide was von bluomen gar
rôt, wiz, weit var,
brun, grüene unde gel,
ſwarz, mervar, wolkenhel,
tuſenvech, trûeblâ,
ſtachelbleich, iſengrâ,
purpurbrun, ſidevaL.

(J. V. Zingerle, Germania, 8. Jahrg. 1863. S. 497—505.)

LXVI. Der Wald von Pola in Iſtrien.

Von den ehemaligen ausgedehnten Waldungen, welche zu Römerzeiten der Gegend von Pola vielen Reiz verliehen, von den Venetianern aber zur Erbauung ihrer Flotten und für die Pfähle ihrer Häuſer ſchonungslos ausgerodet wurden, ſind nur noch zwei unbedeutende Stellen übrig geblieben: Siana oder der ſogenannte Kaiſerwald, im Oſten der Stadt gelegen und 250 Joch groß und Luſina More im Norden einen Raum von 170 Jochen einnehmend. Beide Waldungen gehören der k. k. Marine; ihre Bäume ſind größtentheils blos 50 Jahre alt, doch findet man mitunter auch 150jährige Stämme. Zerr-, Stein-, gemeine und Korkeichen ſind untereinander gemiſcht. Dieſe beiden Waldungen werden ſorgſam gepflegt, die ſogenannten Kommunalwälder oder richtiger Kommunalgeſtrüppe hingegen ſind der größten Willkür preisgegeben. Die Leute hauen nicht nur Aeſte und Stämmchen ab, die ihre Weiber Sommer und Winter in Bündeln nach Pola zum Verkaufe tragen, ſondern ſie graben auch ſogar die Wurzeln heraus, die, meiſt harzig, gutes Brennholz abgeben. Pola iſt einer der Stapelplätze für die Ausfuhr des iſtrianiſchen Brennholzes (Aſtholz), das vorzüglich

nach Venedig und Trieſt geht. Bauholz wird von Trieſt und Croatien eingeführt. Die nicht mit Mais, auf den ſteinigen Feldern minder gut gedeihenden Roggen oder Wein bebauten Stellen ſind mit dichtem, meiſt immergrünem Geſträuche bedeckt, vorzüglich mit Erica arborea, Erdbeerbaum, Ciſtus, Wachholder, Steineiche, Maſtixbaum ꝛc., das alle drei bis ſechs Jahre gehauen und meiſt zur Kalkbrennerei verwendet wird, bei mehr Intelligenz der Bewohner aber einen größeren Nutzen bieten könnte. Auch werden die Backöfen mit dieſem Geſträuch, das täglich friſch genommen wird, geheizt. Die Steineiche könnte man aufforſten, wie man dies an mehreren Stellen verſucht hat. Die Wachholderbeeren, die ganz unbenützt den Vögeln überlaſſen ſind, würden guten Gin in hinreichender Menge liefern, deßgleichen verwendet man auch die Frucht des Erdbeerbaumes in Dalmatien zu gebrannten Waſſern. Der Oelbaum gedeiht erträglich, an Obſt iſt völliger Mangel und wird ſolches von Venedig eingeführt. Kaſtanien kommen von Fiume und vom Monte Maggiore, der im Winter ſchneebedeckt iſt, was in Pola ſelten und nur auf kurze Zeit der Fall iſt. In Bezug der Bewaldung der Inſel Liſſa haben ſich die engliſchen Sailing Directions for the Mediterranean Sea von 1861 gewaltig geirrt, wenn ſie ſagen: this island is high and mountainous and produces a considerable quantity of wine and oaktimber, während auf der Inſel nicht e i n Eichbaum zu finden iſt. Die aromatiſchen Kräuter, Thymian u. ſ. w. verleihen der Milch der Schafe und Ziegen in Pola einen beſſeren Geſchmack als anderwärts. Verſchiedene Gewächſe geben Harze, Farbe- oder Gerbſtoff und Arzneimittel, wovon die Landbewohner aber keine Kenntniß zu haben ſcheinen. (A. G a r e i s, Pola und ſeine nächſte Umgebung in den Mittheilungen der k. k. geographiſchen Geſellſchaft in Wien. IX. Jahrgang. 1865. S. 1—37 [17]).

LXVII. Baumfarne am Rande von Gletſchern in Neuſeeland.

Das untere Ende des Franz Joſef-Gletſchers in den ſüdlichen Alpen von Neuſeeland liegt nur 705 Fuß über dem Meere in einer Gegend, welche nicht weiter ſüdlich vom Aequator gelegen iſt, als Montpellier, Pau, Marſeille oder Livorno nördlich. Das Zungenende das Gletſchers liegt im grünen Urwald verborgen und die weißen Zacken und Spitzen des ſtark zerklüfteten Eiſes ragen über die Wipfel von immergrünen Nadelhölzern, Rimu, Dacrydium cupressinum, Kawhaka

(Libocedrus Bidwillii), Tawai (Fagus fusca) und Ratabäumen (Metrosideros lucida) mit baumartigen Farnen empor. Farnbäume alſo unmittelbar neben Gletſchereis! Dieſe Erſcheinung iſt für ein an europäiſche Gletſcherlandſchaften gewöhntes Auge im höchſten Grade befremdend. Wären die Farnbäume nicht, ſo könnte man verleitet ſein, bei unſeren Antipoden ein Klima, wie zu unſerer Eiszeit vorauszuſetzen, wenn nicht die Farnbäume da wären, die gerade den entgegengeſetzten Eindruck auf uns hervorbringen. Und doch iſt es eine und dieſelbe Eigenſchaft des neuſeeländiſchen Klima's, welche einerſeits die Farnbäume gedeihen und andererſeits die Gletſcher bis zu Tiefen herabſteigen macht, welche auf unſerer Erdhälfte das Gletſchereis erſt in einer nördlichen Breite von mehr als 60° erreicht. Dieſe beſondere Eigenthümlichkeit iſt der eminent oceaniſche Charakter des neuſeeländiſchen Klimas, wie er ſich in einer großen Gleichmäßigkeit der Temperatur und, an der Weſtküſte wenigſtens, zugleich in einer ungewöhnlichen Feuchtigkeit ausdrückt. (F. v. Hochſtetter, der Franz Joſef-Gletſcher in den ſüdlichen Alpen von Neuſeeland in den Mittheilungen der k. k. geograph. Geſ. in Wien, 10. Jahrg. 1866 und 1867, S. 60—61.)

LXVIII. Erklärung des griechiſchen Bergnamens Ida, von Beirut und Cypern.

Der Name Ida bezeichnet nach Klauſen jedes hochſtämmige Dickicht, namentlich in Schiffsbauholz, alſo Tannen und Fichten, folglich ein dicht bewaldeter Berg. *Τῶν δὲ χορίων τὰ δασέα ὑπὸ τῶν ἀνθρώπων ἴδας τότε ὀνομάζεσθαι* (Pauſanias). Ida iſt die Mutter der Raubthiere. Die kretiſchen Ammen oder Mütter hießen idäiſche Nymphen. Das althochdeutſche itis (pl. itisi), altſächſiſch ides (pl. idisi), angelſächſiſch ides (pl. idesa) bedeutet femina überhaupt und kann von Jungfrauen oder Frauen, armen oder reichen gelten. Gleich dem griechiſchen *νύμφη* ſcheint es jedoch ſchon in früheſter Zeit beſonders auf übermenſchliche Weſen angewendet, die geringer als Göttinnen, höher als irdiſche Frauen angeſehen, gerade den Mittelrang (der Weiſen Frauen) annehmen. (S. Grimm.) Dem ahd. itis, agſ. ides entſpricht das altnordiſche dîs (pl. disir) und ſind dieſe nordiſchen disir gleichfalls bald gütige, ſchirmende, bald feindliche, hindernde Weſen. (Ad. Baſtian, Beiträge zur Ethnologie. IV. Zeitſchrift für Ethnologie. 1. Bd. 1869. S. 336.) Im Slaviſchen bezeichnet bor einen Tannenwald und ſoll ſich mit sthena (Grenze) zu Boryſthenes verbunden haben.

Padus (*Βοδεγκος*) oder liguriſch Bodencus (Bodincus oder fundo carens, wie der Bodenſee) war keltiſch von den Fichten (padi) genannt. Salamis hieß Pityusa (Fichteninſel). Theſeus erſchlug den Fichtenbeuger (Pityocamptes) Sinis. (Ibid. S. 332.) Im Tempel der Haingöttin Feronia wurden Sklaven durch Aufſetzen eines Hutes für frei erklärt. (Ibid. S. 333.)

Die alte phöniciſche Stadt Berotha, heute Beirut, hat ebenfalls ihren Namen von den Fichten (wohl Föhren), wie Cypern von den Cypreſſen, woher der Pinienapfel ſtammt auf dem Stab des Dionyſos und ſeit älteſter Zeit der Wein mit Fichtenzapfen verſetzt wird. (Prof. Oscar Fraas, drei Monate im Libanon. Stuttgart, Levy & Müller, 1876. S. 15.)

LXIX. Vegetationsbilder aus den ſüdlichen Alpen Neuſeelands.

Im Thale des Hurunui-Fluſſes ſind die unteren Gehänge der ſich etwa 5000′ über die Thalſohle erhebenden Berge dicht mit der Buche Fagus Menziesii bewaldet. Es herrſcht hier bereits eine vollkommen ſubalpine Vegetation. An einzelnen ſteinigen Stellen war der Boden mit ſolchen Maſſen von Aciphylla Colensoi bedeckt, daß man ſich nur mit Mühe zwiſchen den ſcharfen bajonettförmigen Blättern Bahn brechen konnte. Celmisia coriacea und spectabilis, dieſe rieſigen neuſeeländiſchen Aſtern, waren ebenfalls ſehr häufig, während die regelmäßig geformten, oft eine Halbkugel bildenden Geſträuche von Veronica Colensoi, vernicosa und salicifolia, Olearia nitida und verſchiedenen Cassinia, Coprosma u. ſ. w. mit ihren zierlichen Blätter- und Blütenmaſſen nahe dem Flußbette die Ufer bedecken.

Weiter aufwärts im Thale oberhalb des Catherine-Sees ragen hie und da Rundhöcker von verſchiedener Größe, oft mit dichtem Buchenwalde bedeckt aus der Thalſohle hervor. Eine gleich üppige Waldvegetation ſteigt auf beiden Seiten für 1500′ an den Bergen hinan, welche jedoch die zahlreichen Morainen-Ueberbleibſel und Gletſcherſchliffe nicht ganz verbergen kann. Der vorherrſchende Waldbaum iſt hier Fagus Solandri mit kleinen feingeſchnittenen Blättern, durch ſeine ſchöne regelmäßige Form an unſere Fichte erinnernd. Der Hauptbeſtand der Wälder in den öſtlichen Vorbergen der Alpen beſteht aus dieſer eleganten Baumart, während auf den weſtlichen Abhängen Fagus fusca oft 6 bis 8 Fuß im Durchmeſſer, die Hauptvegetation bildet. Noch

Digitized by Google

höher führt der Weg auf der nördlichen Thalſeite meiſt durch begraſte Flächen. Kleine Terraſſen ſind mit üppiger Baumvegetation bedeckt, welche letztere einer Parkanlage nicht unähnlich, ſich in kleineren oder größeren Gruppen über das Gras erhebt. Entweder ſind es kleine Buchenwäldchen oder Gebüſche aus Scrophularineen, Coproſmen und Compoſiten beſtehend. Von den erſteren bilden verſchiedene Veronica-Arten, wie V. salicifolia, Menziesii und buxifolia regelmäßige, halbkugelartige Geſträuche, während von den letzteren Olearia nitida und Cunninghamii, Cassinia fulvida u. m. a. durch ihre eleganten Formen und verſchiedenen Farbentöne das Auge erfreuen. Gegen den Paß zu wird der Charakter der Landſchaft immer wilder und großartiger. Toſende Gießbäche kommen von den nördlichen Bergſeiten herab, Fagus Solandri macht der ein feuchteres Bergklima liebenden F. Menziesii Platz. Hie und da kommen einzelne Formen von ſubalpinen Senecio-, Veronica- und Olearia-Arten vor. Der prachtvolle Ranunculus Lyallii mit großen ſchüſſelförmigen Blättern, das zierliche Ligusticum Haastii mit gezackten Blättern kommen an den Waſſerläufen vor, während die Aciphylla Colensoi, welche bis hierher auf Grasflächen und offenen Stellen gewachſen, durch die rieſige Aciphylla Lyallii mit bläulich grünen Bajonnetblättern und einem oft 10 Fuß hohen Blütenſchaft erſetzt wird. Ober dem Paſſe ſelbſt fand ſich eine reiche Ausbeute an mehreren Alpenpflanzen. Die Baumgrenze in der Nähe des Paſſes liegt hier ſchon in einer Höhe von 2500′, während auf den Abhängen der die Canterbury-Ebene begrenzenden Berge dieſelbe erſt mit 4600′ erreicht wird. Es iſt ſomit klar, daß die abſolute Höhe allein die Waldgrenze nicht bedingt, vielmehr folgt die obere Waldgrenze nur der Winterſchneelinie, welche im Herzen der Centralkette bis auf 2500′ ſinkt, während ſie nahe dem Meere mehr als um 2000′ höher liegt. Die verkrüppelten Buchen an der oberen Baumgrenze verſchwanden beinahe unter den weißlichen Bärten der kosmopolitiſchen Flechte Usnea barbata. Jenſeits und ungefähr 200′ unterhalb des Sattels endet das Buchenknieholz und eine höchſt üppige ſubalpine Flora beginnt, aus herrlichen 8—12′ hohen oft baumartigen Geſträuchen beſtehend, meiſt Compoſiten, unter welchen ſich Olearia ilicifolia, nummulariaefolia, Cunninghamii und Senecio elaeagnifolius beſonders auszeichnen. Die dunkelgrüne unſchöne Farbe des Buchenwaldes im Thale wird nun durch verſchiedenartige höchſt intenſive Tinten erſetzt, aus dem hellſten Gelblichgrün durch das dunkelſte Blaugrün in tiefes Braun ſich abſtufend. Dabei

Digitized by Google

haben alle obgenannten Compoſiten die untere Blattſeite meiſtens mit weißer oder gelber Wolle bedeckt, was dem ganzen Landſchaftsbilde ein ſcheckiges Anſehen gibt, beſonders wenn wie an vielen Stellen zahlreiche mit dunkelbraunen Blättern bedeckte Geſträuche von Dracophyllum longifolium und uniflorum dazwiſchen wachſen. Auch viele Büſche von Panax mit ſaftig grünen Blättern kommen vor. Je näher dem Kamme, deſto dichter wird die Vegetation. Ein unbeſchriebenes, prachtvolles, baumartiges Dracophyllum, dem Dr. latifolium der nördlichen Inſel nicht unähnlich, fing hier an ſich bemerklich zu machen. Die Eingebornen nennen dasſelbe Nene, es hat fußlange, in eine ſchlanke Spitze auslaufende Blätter von röthlich-brauner Farbe im oberen Theile, zwiſchen welchen die elegante Blütenrispe hervorbricht. Dieſe ſchöne und eigenthümliche Epacridee erhebt ſchlank ihre baumartige Krone über die anderen Gebüſche und verleiht der Gegend einen höchſt eigenthümlichen Charakter. Sie wächſt nur auf oder nahe denjenigen Alpenpäſſen, welche ſich über die Baumgrenze erheben und während des ganzen Jahres von ungewöhnlicher Feuchtigkeit heimgeſucht ſind.

Der flache Rücken des Paſſes war ſtellenweiſe mit Danthonia flavescens (Schneegras der Coloniſten) bewachſen, zwiſchen welchen Celmisia coriacea, Lyallii und discolor in zahlreichen Exemplaren vorkommen. Andere Stellen waren ſumpfig und mit Sphagnum bedeckt, zwiſchen welchem hie und da kleine halbkugelige Büſche von Dracophyllum rosmarinifolium ſtanden, nebſt dem großen Ranunculus Lyallii und ein Paar ſubalpinen Doldengewächſen. Abwärts im Teramakau-Thale ändert ſich die Vegetation bald ſehr auffallend. Die ſubalpine Vegetation, anſtatt in Fagus Solandri überzugehen, wird nach und nach von Baumformen der feuchten Weſtküſte verdrängt. Einzelne Gebüſche des Sattels, wie Olearia salicifolia, Panax Edgerlyi, während zahlreiche Bäume von Metrosideros lucida, Fuchsia excorticata, Weinmannia racemosa u. a. ſich damit vermiſchen. Bald zeigt ſich Fagus fusca, die ſchwarze Buche der Coloniſten, Podocarpus Totara und Libocedrus Doniana, mit ihren geraden Stämmen und prächtigen Kronen weit die andere Waldvegetation überragend. Tiefer hinab verſchwand Metrosideros lucida. Außer der Totarafichte kamen Weißfichten, Podocarpus dacrydioides und Schwarzfichten, Dacrydium cupressinum vor. Zierliche Farnbäume hatten ſich beſonders in den ſchluchtartigen Nebenthälern in großer Fülle eingeſtellt, worunter Cyathea Smithii und Dicksonia squarrosa ſich beſonders durch Umfang und

Digitized by Google

Höhe bis 30' auszeichnen. Zwiſchen dieſer prachtvollen Vegetation bildet die ſchwarzſtämmige Schlingpflanze Ripogonum passiflorum (Souple-Jack der engl. Coloniſten) ein oft undurchdringliches Netz, während der Boden, ſowie die Stämme der Bäume mit Mooſen, Flechten und Farnen auf das Ueppigſte bedeckt ſind. Das Ganze durch viele gefiederte Sänger belebt, bot ein Bild von unbeſchreiblicher Schönheit. Eine halbe Meile vom Fluſſe war die obere Gegend noch mit Wäldern und dem Geſträuche der Thäler, Leptospermum, Coriaria, Olearia, Coprosma u. ſ. w. bedeckt, bis das Pakihi, die Ebene, auf der Goldgräber beſchäftigt ſind, erreicht war. (Dr. Julius Haaſt, Beſchreibung einer Reiſe von Chriſtchurch, der Hauptſtadt Canterbury's in Neuſeeland nach den Goldfeldern der Weſtküſte im Jahre 1856. Mittheilungen der k. k. geogr. Geſellſchaft in Wien. 11. Jahrg. 1868. S. 132—157.)

LXX. Pflanzennahrung und Vegetationsgegenſätze im tropiſchen Amerika.

In der heißen Zone ergibt ſich der größte Fleiſchverbrauch, in der temperirten und kühlen Höhenzone der größte Leguminverbrauch, darnach behaupten der Mais und die Banane den erſten Rang unter den Nahrungsmitteln nnd zwar gehört die Maisfrucht mehr den Cordilleren, die Bananenfrucht mehr den tropiſchen Niederungen an, dem ſchließt ſich der in allen Zonen gleich ſtarke Zuckerkonſum an. Dann folgen die ſtärkemehlhaltigen Gemüſe, Wurzeln, Knollen und Früchte mit den übrigen Cerealien, unter welchen der Reis der vorwiegendſte und mit wenigen Ausnahmen auch der einzige Vertreter iſt, wenn man den geringen Conſum und die noch geringere einheimiſche Produktion an Weizen in Abrechnung bringt. Kaffee wird namentlich in der heißen Zone bedeutend conſumirt, in der kühlen Zone überſteigt der Verbrauch von Cacao den von Kaffee, von denen der eine ſo wenig wie der andere in der Region der Tierra fria Früchte reift. Die Spirituoſen endlich behaupten, wenn auch nicht als Nahrungsmittel, ſo doch als Erforderniſſe und Bedürfniſſe oder als Auswüchſe einer geſteigerten Civiliſation eine bedeutende Rolle in der allgemeinen Produktion und Conſumtion; ihrem Genuſſe huldigen alle Zonen, zunächſt und hauptſächlich die Zone ihrer Produktion, die des Zuckerrohres.

Der Ernährungsinſtinkt ſpricht ſich, ſo paradox dies vielen klingen mag, vorzüglich in der heißen Zone nach keinem Nahrungsmittel ſo kategoriſch aus, wie nach Fleiſch. „Er ißt Fleiſch" heißt im Volks-

Digitized by Google

munde ſo viel, als ein vom Glück bevorzugter Menſch, hingegen heißt es von Jemandem, dem kein günſtiges Los zugefallen „er iſt Erbſen und Mais“. So ſtellt ſich der thatſächliche Fleiſchverbrauch im tropiſchen Amerika in Widerſpruch zu der Theorie der Ernährung des Südländers zu der Anſicht, daß der Ernährungsinſtinkt des Tropenbewohners mehr auf die kühle, milde Pflanzenkoſt, als auf die reizende Fleiſchkoſt gerichtet ſei.

Alle Speiſen erhalten einen erheblichen Zuſatz von Gewürzen. Reich und Arm pfeffert und ſäuert noch am Tiſche nach, wenn auch die Küche bereits ihrem Recepte gemäß vorgepfeffert hat. In jedem Hausſtande findet ſich ein Gefäß mit einheimiſchen Mixpickles. Der Arriero (Maulthiertreiber), der ſeine Tageskoſt im Brodbeutel mit ſich führt, würzt dieſelbe durch einen Aufguß von Mixpickles, der ihm bereitwillig in jeder Hütte an der Heerſtraße bewilligt wird. Die Menge ſpaniſchen Pfeffers, Knoblauchs und anderer ſcharfer Gewürze mehr, welche verzehrt werden, ſetzen in Erſtaunen in einem Lande, wo man glauben ſollte, nur kühlende Getränke und reizloſe Stoffe genießen zu ſehen. Hat die Natur durch die Anhäufung von Gewürzſtoffen in dem heißen Klima bezweckt, den Menſchen in den Stimulatoren (wozu auch Coca, Paraguaythee und Chicha zu rechnen ſind), ein Mittel an die Hand zu geben, der erſchlaffenden Einwirkung des Klima's auf die vegetativen Funktionen der Organe entgegen zu wirken? Werden die Reaktionen dieſer künſtlichen Gegenreize, nachdem ſie ihre Aktionen gethan, durch die enorme Thätigkeit der Haut neutraliſirt? Zwecklos und widerſinnig ſchafft die Natur nie und nirgends, aber ſie bietet dem Menſchen ihre Erzeugniſſe auch ebenfalls unter der Vorausſetzung, daß er über den rechten Gebrauch derſelben wohl nachdenken und ſeine Auswahl und Anwendung mit Vorſicht und Ueberlegung treffe.

Während in allen Wäldern des tropiſchen Amerika's eine reiche Miſchung von Pflanzengeſtalten auftritt, findet ſich eine geſellſchaftliche Vereinigung, ein gleichmäßig gewobener Teppich von Pflanzen einer Art nur unter den beiden entgegengeſetzten klimatiſchen Polen: in der tierra caliente und in der tierra fria. Gras bedeckt als eine einzige grüne Woge die weiten, unbegrenzten, gleich einem Meeresſpiegel ebenen Flächen der Llanos, auf denen die Sohle der himmelanſtrebenden Cordilleren ruht und Gras wieder umwuchert, wie ein monotoner, graugrüner Haarſchopf den compacten Scheitel des Gebirges unterhalb der ewigen Schneekronen. Aber auf dem Grasmeere der Llanos liegt der

feurigſte Glanz der Tropenſonne, während den Grasſchopf der Alpenſcheitel bald dichter und dunkler, bald leichter und flockiger die ſchweren zuſammengeballten Dünſte der waſſergeſättigten Atmoſphären umſchleiern. Die Waſſerfluten, die aus den Wolkenkappen der Bergeshäupter niederſtürzen in das tiefe flache Land der Llanos und der heiße Sonnenglaſt, der über ihrem Schlamme ſchwimmt, ſind es, welche die verachte graue Wüſte der Llanos, wie mit einem Zauberſchlage in das ſaftigſte üppigſte Grün einkleiden; oben aber in der blauen Höhe ſchlingen die tropfend naſſen, grauen, kalten Nebel den grünen Kranz junger Grasfluren um den verwitterten, greiſen Alpenſcheitel. Und ſo, wie andere Kräfte da oben als da unten walten und die Pflanzenorganismen unter verſchiedenen Einflüſſen zu einem einheitlichen Charakter in verſchiedener Geſtalt erwecken, ſo rufen dieſe Kräfte dort und hier auch Menſchen hervor, die in ihrer allgemeinen Aehnlichkeit doch eine unter verſchiedenen Einflüſſen hervorgegangene Verſchiedenartigkeit des Weſens in ſich tragen. Anders geartet, als der Llanéro in der tropiſch heißen Tiefebene iſt der Montanéro, der auf dem kalten Gebirgsgrate gerade über ſeinem Haupte andere Kräfte athmet. (Franz Engel, National- und Raſſen-Typen des tropiſchen Amerika. Zeitſchrift für Ethnologie. 2. Bd. 1870. S. 26—27).

LXXI. Ein Roſenlied von Friedrich Bodenſtedt.

Eine junge üppige Roſe
Ward plötzlich unzufrieden
Mit dem blühenden Erdenloſe
Das ihr der Himmel beſchieden.

Des Dufts, der von ihr wehte
Wurde ſie nicht mehr froh:
Die Erde im Blumenbeete
Erſchien ihr viel zu roh.

Dem Himmel will ſie ſich weihen
In dieſer ſündigen Welt,
Vom Stengel ſich befreien
Der ſie zur Erde hält.

Als niedrige Erdenmängel
Erſcheinen ihr Stengel und Dorn —
Sie reißt ſich los vom Stengel
In ihrem heiligen Zorn.

Da lag die Dornenloſe,
Nie wieder aufzuſtehn —
O Roſe, arme Roſe
Wie mußt es dir ergehen!

(Deutſches Muſeum von Rob. Prutz. 3. Jahrg. 1853. Nr. 8. S. 268.)

Verzeichniß

der dem kärnt. Geſchichtsvereine in den Jahren 1875 und 1876 zugegangenen Geſchenke von großmüthigen Gönnern und Freunden und der vom Vereine gemachten Ankäufe.

A. Druckwerke.

1. Vom hiſtor. Vereine für den Niederrhein zu Köln: Annalen des Vereines. 27., 28. und 29. Heft. — 2. Von der Geſellſchaft für Salzburger Landeskunde: Mittheilungen XIV. Vereinsjahr 1874. Nr. XV. und XVI. für 1875 und 1876. — 3. Vom Vereine für Geſchichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M.: a. Mittheilungen an die Vereinsmitglieder. 5. Band. — b. Die deutſche Ordens-Kommende Frankfurt a. M. Beitrag zu deren Geſchichte. Von And. Niedermayer. — 4. Vom hiſtor. Vereine für Steiermark: a. Mittheilungen. 22. bis 24. Heft. — b. Beiträge zur Kunde ſteiermärkiſcher Geſchichtsquellen. 11. bis 13. Jahrgang. 5. Von der Geſellſchaft für Geſchichte der Herzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg: Zeitſchrift der Geſellſchaft. 4. Band. Schlußheft. 5. Band, 6. Band. — 6. Von der hiſtor. und antiquariſchen Geſellſchaft zu Baſel: a. Das Urner Spiel von Wilhelm Tell. Von Wilhelm Werner. 1874. b. Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte. 10. Bd. — c. Die mitteltalterliche Sammlung in Baſel. Von Moritz Heune. 1874. — 7. Vom Freiberger Alterthums-Vereine zu Freiberg in Sachſen: Mittheilungen. 11., 12. Heft. — 8. Vom thüringiſch-ſächſiſchen Vereine zur Alterthumsforſchung: Neue Mittheilungen aus dem Gebiete hiſtoriſch-antiquariſcher Forſchungen. 13. Band. Schluß. 1874. 14. Bd. 1875. — 9. Von der Societas artium Rheno-Trajectana zu Utrecht: De vita et scriptis Petri Wesselingii. Scripsit J. C. G. Boat. 1874. — 10. Von Herrn J. C. Hofrichter,

k. k. Notar in Windiſchgraz: a. Rohitſcher Sauerbrunn und Säuerlinge. Graz 1868. — b. Führer um Neuhaus. 1861. — c. Achter Jahresbericht des ſteierm. landſchaftl. Realgymnaſiums zu Leoben. 1874. — d. Jahresbericht des erſten k. k. Staatsgymnaſiums zu Graz. 1874. — e. Pettau, Steiermarks älteſte Stadt und ihre Umgebung, topographiſch-hiſtoriſch geſchildert von Ferd. Raisp. 1858. — f. Hiſtoriſch-topographiſche Nachrichten über Leoben und die Umgegend. Von Joſef Graf. 1851. — g. Die Heilquellen des Thales Gleichenberg in Steiermark. Von Leopold Langer. 1836. — h. Der Grazer Schloßberg und ſeine Umgebung. Von W. Freiherrn v. Kalchberg. 1856. — i. Programm des Staatsgymnaſiums zu Marburg für 1874 und 1875. — k. Johann Hübners Reales Staats-, Zeitungs- und Converſations-Lexikon. 1759. — 11. Vom Vereine für ſiebenbürgiſche Landeskunde: a. Beiträge zur Kenntniß Sächſiſch-Reens. — b. Jahresbericht für 1873/4. — c. Archiv des Vereines. Neue Folge. 11. Band. 12. Band. — d. Martin v. Hochmeiſter. Lebensbild aus der 2. Hälfte des 18. und der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Adolf v. Hochmeiſter. 1873. — e. Jahresbericht für 1874/5 — f. Schriftſteller-Album. Von Joſ. Trauſch. III. Band. 1875. — g. Urkundenbuch des Kapitels zu Kisd und der auf dem Gebiete desſelben ehedem befindlichen Orden. Von K. Fabritius. 1875. — 12. Vom hiſtor. Vereine zu Brandenburg a. H.: Erſter bis einſchließlich ſechſter Jahresbericht. — 13. Von Herrn Karl Schachtenus, Ausſteller des ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Bauernhauſes auf der Wiener Weltausſtellung 1873: Der ſiebenbürgiſch-ſächſiſche Bauer. Eine ſocial-hiſtoriſche Skizze. Hermannſtadt. 1873. — 14. Von der k. k. geographiſchen Geſellſchaft in Wien: Mittheilungen. 1874. 17. Band. — 1875. 18. Band. — 15. Von der allgemeinen geſchichtforſchenden Geſellſchaft der Schweiz: Archiv für ſchweizeriſche Geſchichte. a. 19. Band. 20. Band. — b. Chronik des Hanns Frund, Landſchreibers zu Schwitz. Herausgegeben von Ch. Immanuel Kind. Chur. 1875. — 16. Vom hiſtor. Vereine von Oberpfalz und Regensburg: a. Verhandlungen des Vereines. 30. Band. — Neue Folge. 23. Band. — b. Verzeichniß über die Verhandlungen des Vereines. Band 1—30. Erſte und zweite Abtheilung. — 17. Vom hiſtor. Vereine für Niederbaiern: Verhandlungen des Vereines. 17. Band; 18. Band. — 18. Vom heraldiſch-genealogiſchen Vereine „Adler“ in Wien: Jahrbuch des Vereines für 1874 und für 1875. — 19. Vom

Digitized by Google

hiſtor. Vereine in St. Gallen: Das Toggenburg unter äbtiſcher Herrſchaft. Neujahrsblatt für die St. Galler Jugend. 1875. — 20. Vom hiſtor. Vereine für Oberfranken zu Bamberg; 36. und 37. Bericht über das Wirken und den Stand des Vereines. — 21. Vom Vereine für Mecklenburg'ſche Geſchichte und Alterthumskunde: Jahrbücher und Jahresbericht des Vereines. 39. und 40. Jahrgang. — 22. Vom hochlöbl. Landesausſchuſſe der Markgrafſchaft Mähren: Mährens allgemeine Geſchichte. Von Dr. Beda Dudik. VI. und VII. Band. — 23. Vom germaniſchen Muſeum in Nürnberg: a. Anzeiger für Kunde deutſcher Vorzeit. Jahrgänge 1874 und 1875. — b. 21. Jahresbericht für 1874. — 24. Von der Direction der k. k. Staats-Oberrealſchule in Klagenfurt: XVIII. Jahresbericht am Schluſſe des Schuljahres 1875. — XIX. Jahresbericht für 1876. — 25. Von der Direktion des k. k. Staats-Obergymnaſiums in Laibach: Jahresberichte, veröffentlicht am Schluſſe der Schuljahre 1875 und 1876. — 26. Von der Geſchicht- und Alterthum-forſchenden Geſellſchaft des Oſterlandes: Mittheilungen der Geſellſchaft. VIII. Bd. 1. Heft. Altenburg. 1875. — 27. Von der Direction des k. k. Real-Obergymnaſiums in Villach: Sechſter Jahresbericht für 1874/5. — 28. Von der Direction des landſchaftlichen Realgymnaſiums in Leoben: Neunter Jahresbericht 1874/5 — 29. Vom hiſtor. Vereine für das Großherzogthum Heſſen: Archiv für heſſiſche Geſchichte und Alterthumskunde; 13. und 14. Band. — 30. Von der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich: Mittheilungen. 18. Band. 8. Heft. — 31. Vom Ferdinandeum in Innsbruck: Zeitſchrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg 3. Folge. 19. Heft; 20 Heft. — 32. Vom Vereine zur Erforſchung der rheiniſchen Geſchichte und Alterthümer in Mainz: Zeitſchrift des Vereines. 3. Band. 2. Heft. — 33. Vom Vereine für Kunſt und Alterthum in Ulm und Oberſchwaben: a. Verhandlungen des Vereines. Neue Reihe. 7. Heft. Hefte 1 und 4. — b. Correſpondenzblatt des Vereines. 1. Jahrgang. — 34. Vom Vereine für Landeskunde von Niederöſterreich: a. Blätter des Vereines. 8. Jahrg. 1874. 9. Jahrg. 1875. b. Topographie von Niederöſterreich. 8. und 9. Heft. — 35. Von der Smithſonian-Inſtitution in Waſhington: Annual Report of the Board of Regents. 1873. 1874. — 36. Von der hiſtor.

Digitized by Google

ſtatiſtiſchen Sektion der mähriſch-ſchleſiſchen Geſellſchaft für Natur- und Landeskunde: Schriften der Sektion. 22. Bd. — 37. Vom naturhiſtoriſchen Vereine in Kiel: Die prähiſtoriſche Archäologie in Schleswig-Holſtein. Vortrag von H. Handelmann. 1875. — 38. Von Herrn Dr. Mißong in Wien: Zur Münz-Reform unter den römiſchen Kaiſern Aurelian und Diocletian. — 39. Vom Vereine für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen: a. 12. und 13. Jahresbericht. — b. Beiträge zur Geſchichte von Arnau. Von Dr. Karl Leeder. — c. Mittheilungen des Vereines. Jahrgänge XII, XIII, XIV. — d. Caſpar Bruchius. Ein Beitrag zur Geſchichte des Humanismus und der Reformation. Von Adalbert Horawetz.

(Fortſetzung folgt.)

Die wichtigſten Momente aus der Geſchichte des Stiftes St. Paul in Chronogrammen.

Illuſtrationen zu der „Reihe der Aebte" von Beda Schroll.

EngeLbertVs VXorqVe HaDWIga fVnDant,
BeatVsqVe ThIeMo IVVaVensIs aVgVrat praesVL.
HeInrICVs DVX DItat,
FraterqVe Wernero praesVLe VöLkerMarkt sVbIVngIt VterqVe.
PraesVL PILgrIMVS InsIgnItVs InfVLa I. (primus).
LargIter InDVLget propInqVIs ConraDVs I. TrIXensIs.
GerarDVs epIsCopIs LaVantInIs V. aDsCrIptVs.
NoVa SanCTI PaVLI DeDICatIo.
LIbera aCCLaMatIo.
HeInrICVs MorIBVS sanCtIs perspICVVs.
BasILICa aC CoenobIVM IgnI InterIerVnt.
SChIsMa obCoeCat asCetas.
EXerCItVs IgnI ferroqVe Vastans CVnCta CoMbVrIt.
SanCtVs PaVLVs DefenDIt LIberatqVe CLientes IpsI ConfIsos.
QVaeqVae sVnt MonasterII IntrVsVs perDIt.
IDIbVs MartIIs CoenobItae fortVnatI.
VoCatVr MonasterIo fVnDator.
CoenobIVM DenVo eXVrreXIt.
RabensteIn aC VnterDraVbVrg eMVntVr.
HIeronIMVs VIr aVCtorItate Vere DIgnVs.
KoLnIz MonaChos Dotat.
TorCVLarIa MVsto abVnDent.
SVbsIDIa peCUnIarIa VIX possIbILIa IMperantVr abbatI,
AerarIVM pLane eVaCVat CVprI foDIna.
Iosepho seCVnDo IMperante eXeVnt ConVentVaLes.

BerthoLDVs RottLer prInCeps CarInthIaM Intrat.
MonaChIs CanonIa CeDItVr pIa.
FranCIsCVs PrIMVs aDVenas reCepIt,
HIC DoMInatVr SanCtVs PaVLVs LaVantInVs.
FerDInanDo I. IVbente eX arCe fVnDItVs CoLLapsa reVIXI.
EX peCV CVDItVr peCVnIa, eX VItIbVs VInVM.

P. Maurus Peringer, Capitular und Güteradminiſtrator des Stiftes.

Eiſen- und Bleipreiſe im erſten Halbjahre 1878.

Eiſenpreiſe — Anfangs Jänner pr. 50 Kilo: Glasgow Warrants fl. 1.24—1.28. Hematite Cleator I. fl. 1.76. Cleveland Middlesbrough Puddeleiſen Nr. 3 fl. 1, Nr. 4 fl. 0.98; in Oeſterreich: Holzkohlenroheiſen Vordernberg und Eiſenerz weißes fl. 2.25—2.40. Kärnten 2.30—2.50. Beſſemer Roheiſen fl. 2.70—2.90; Oſtrauer Beſſemer Cokes-Roheiſen fl. 3.00—3.10. — Ende Juni: Glasgow Warrants fl. 1.22. Hematite Beſſemer Schotts Nr. 1: fl. 1.59. Cleator I. fl. 1.50. Cleveland Middlesbrough Puddeleiſen Nr. 3: fl. 0.97, Nr. 4: fl. 0.93; Deutſchland: Düſſeldorf Cokes-Roheiſen Spiegeleiſen Ia. fl. 1.62—1.80, weißſtrahliges fl. 1.43—1.50. Luxemburger fl. 0.92. Holzkohlenroheiſen fl. 1.95—2.12; Oeſterreich: Eiſenerz fl. 2.10—2.25. Kärntner weiß und melirt fl. 2.20—2.30, graues fl. 2.30—2.50. Beſſemer fl. 2.60—2.80. Oſtrauer Beſſemer Cokes-Roheiſen fl. 2.90—3.10. Böhmiſches weißes Cokes-Roheiſen fl. 1.90—2.00. Oberungarn fl. 1.75—1.85.

Bleipreiſe pr. 50 Kilo Anfangs Jänner: Tarnowitzer Harzer und Sächſiſches zu Berlin fl. 9.50—9.65. Kärntner Bleiberger ab Villach fl. 13.50. Raibler ab Tarvis fl. 11.75. — Ende Juni: Tarnowitzer Harzer und Sächſiſches fl. 8.15—8.25. Bleiberger fl. 12.50. Raibler fl. 11.50. Deutſches Blei zu Wien im Jänner fl. 11.50, Juni fl. 10.75.

Getreidepreiſe vom erſten Halbjahre.

Der Hektoliter in Gulden:		Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Haiden	Mais
Klagenfurt,	a) Jänner	9.44	6.42	6.29	3.05	6.46	5.40
„	b) Februar	9.05	6 28	6.25	3.06	6.56	5.49
„	c) März	9.37	6.18	6.36	3.09	6.34	5.79
„	d) April	9.52	6.27	6.40	3.09	6.04	6.14
„	e) Mai	9.25	5.99	6.32	3.01	6.00	6.02
„	f) Juni	8.90	5.79	6.10	2.96	5.98	6.09
Bozen,	a)	12.07	8.34	—	4.43	—	8.34
„	b)	12.23	8.40	—	4.52	—	8.53
„	c)	12.08	8.42	—	4.52	—	8.46
„	d)	12.30	8.52	—	4.56	—	8.50
„	e)	12.22	8.59	8.26	4.50	—	8.56
„	f)	11.39	8.03	7.00	3.81	—	8.54
Laibach,	a)	9.56	6.45	5.77	3.44	—	6.82
„	b)	9.55	6.53	6.01	3.50	—	6.81
„	c)	9.34	6.38	5.77	3.41	—	6.65

Digitized by Google

Der Hectoliter in Gulden:		Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Haiden	Mais
Laibach	d)	9.43	6.46	5.61	3.41	—	6.45
"	e)	9.17	6.05	5.43	3.28	—	6.28
"	f)	8.98	6.01	5.11	3.29	—	6.30
Wels,	a)	9.18	6.57	5.97	3.36	—	6.50
"	b)	9.15	6.68	6.00	3.20	—	6.80
"	c)	9.05	6.70	6.03	3.05	—	6.80
"	d)	9.54	6.70	6.13	3.00	—	6.88
"	e)	9.26	6.49	6.14	2.96	—	6.78
"	f)	8.91	6.28	6.00	2.80	—	6.70
Wiener-Neuſtadt,	a)	9.60	6.40	5.70	3.60	—	5.92
"	b)	9.60	6.40	6.08	3.58	—	5.70
"	c)	9 60	6.38	6.20	3.60	—	5.78
"	d)	9.80	6.30	6.00	3.55	—	5.98
"	e)	9.64	6.12	5.72	3.40	—	6.12
"	f)	9.40	5.95	5.55	3.40	—	5.85

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 Kilogramm Rindſchmalz: Jänner bis Mai fl. 1.20, Juni fl. 1.13; Butter: Jänner fl. 1.08, Februar fl. 1.15, März und April fl. 1.18, Mai fl. 1.10, Juni fl. 1.03; Speck geſelcht 88 kr., roher 80 kr.; Schweinſchmalz 88 kr; Paar Eier: Jänner 7 kr., Februar 5½ kr., März 4 kr., April 4½ kr., Mai und Juni 4 kr.; Rindfleiſch: Jänner bis April 48—56 kr., Mai und Juni 52—60 kr.

1 Quadrat-Meter Brennholz 12" lang, hartes fl. 1.20—1.15, weiches 86—80 kr.; 30" lang, weiches fl. 1.20.

Heu 100 Kilogramm: Jänner bis März fl. 1.43—2.64, April fl. 1.43—2.66, Mai fl. 1.43—2.78, Juni fl. 1.18—2.26; Stroh: Jänner fl. 1.07—1.30, Februar fl. 1.09—1.32, März fl. 1.05—1.25, April fl. 0.89—1.18, Mai fl. 0.91—1.12, Juni fl. 0.85—1.16.

Silberagio: Jänner 103.67, Februar 104.78, März 105.67, April 106.55, Mai 105.29, Juni 102.73.

Inhalt: Ueber die Berechtigung des Spiritiſmus. Von Karl B. Hauſer. — Volksſagen vom wilden Mann. Von Franz Ivanetič. — Culturgeſchichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei. Geſammelt von Guſtav Adolf Zwanziger. — Verzeichniß der dem kärnt. Geſchichtsvereine in den Jahren 1875 und 1876 zugegangenen Geſchenke von großmüthigen Gönnern und Freunden und der vom Vereine gemachten Ankäufe. — Die wichtigſten Momente aus der Geſchichte des Stiftes St. Paul in Chronogrammen. Illuſtrationen zu der „Reihe der Aebte" von Beda Schroll. — Eiſen- und Bleipreiſe im erſten Halbjahre 1878. — Getreidepreiſe vom erſten Halbjahre. — Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

Redaction: Markus Freiherr v. Jabornegg.
Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom
Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 9. Achtundſechzigſter Jahrgang. 1878.

Geſchichte der Folter.

(Contnr.)

Ein Vortrag des Geſchicht-Vereins-Sekretärs R. v. Gallenſtein, gehalten im natur-hiſtoriſchen Landes-Muſeum.

Eine der dunkelſten Schattenſeiten vergangener Zeit, ein blutiger Schandfleck in der Rechtsgeſchichte — ſelbſt der civiliſirteſten Staaten Europa's; — war und bleibt: Das Inſtitut der Folter.

Unter „Folter“ oder „Tortur“ (letzteres vom lateiniſchen „Tortus“, „Tormentum“ und dieſes von „Torquere“, „quälen“; das deutſche Wort „Folter“ ſtammt wahrſcheinlich von dem altfranzöſiſchen „Poultre“, welches „ein Füllen“ — bedeutet und auf das auf 4 Füßen ſtehende römiſche Folterwerkzeug „Equuleus“ ſich bezieht) verſteht man die „Erregung heftiger körperlicher Schmerzen als Mittel zur Erzwingung eines Geſtändniſſes.“

Ueber den eigentlichen Urſprung der Folter haben bisher ſelbſt die gründlichſten Forſchungen keine genügende Aufklärung gebracht.

Für die hie und da ausgeſprochene Muthmaßung, daß die europäiſchen Länder dieſe finſteren Gebräuche aus Aſien, namentlich aus Perſien, überkommen haben, ließen ſich bis jetzt beweiſende Daten nicht auffinden.

Man dürfte aber nicht irren, wenn man die allererſten Spuren der Folter in den Ordalien oder Gottes-Urtheilen ſucht,

welche ſchon bei den alten Germanen gebräuchlich waren, im Mittelalter noch häufig angewendet wurden und ſelbſt in unſeren Tagen noch bei vielen außereuropäiſchen Völkern in voller Kraft beſtehen.

Man verſtand und verſteht unter dieſen Gottes-Urtheilen jene Handlungen, welche man in peinlichen und zuweilen auch in bürgerlichen Rechtsfällen zur Ermittlung der Wahrheit durch Gottes unmittelbare Einwirkung von den Angeklagten dann forderte oder ihnen auszuführen geſtattete, wenn kein anderer Beweis für Recht oder Unrecht, Schuld oder Unſchuld beigebracht werden konnte.

Die vorzüglichſten Ordalien bei den alten Deutſcheu waren: der gerichtliche Zweikampf, in welchem der Beſiegte für ſtrafbar galt, dann die Feuer- und die Waſſer-Probe.

Bei der erſteren mußte der Angeſchuldigte mit bloßen Füßen über glühende Kohlen oder glühende Pflugſchare gehen oder ein glühendes Eiſen mit bloßer Hand einige Schritte weit tragen, oder er mußte, mit einem mit Wachs überzogenen Hemde bekleidet, durch ein Feuer gehen, welche letztere Probe man „die Probe des wächſernen Hemdes" nannte. Wer von Glut und Feuer unverletzt blieb, wurde für ſchuldlos erklärt.

Die Waſſerprobe beſtand darin, daß der Angeklagte eine große Menge ſehr bitteren Waſſers trinken mußte, über welches der Prieſter früher Flüche und Verwünſchungen geſprochen hatte, — das ſogenannte „Fluchwaſſer", welches — ſo glaubte man — „den Schuldigen den Leib anſchwellen und die Hüften ſchwinden machte, den Gerechten aber unſchädlich blieb", — oder man warf die Beklagten in's Waſſer, oder ließ ſie die nackten Arme in ſiedendes Waſſer tauchen. Der unbeſchädigt Entkommende wurde für unſchuldig erachtet. Dieſe Unſchuld-Proben waren auch bei den alten Slaven im Gebrauche.

Das chriſtliche Mittelalter beibehielt dieſe alten Gottes-Urtheile und fügte zu ſelben noch weitere bei; ſo: Die „Probe des geweihten Biſſens", welche darin beſtand, daß man dem Beſchuldigten unter Verwünſchungen eine geweihte Hoſtie in den Mund legte, wornach derjenige, der dieſe ſogleich ohne Mühe verſchlucken konnte oder darauf weder Krankheit noch Schmerzen fühlte, von der Strafe befreit blieb, — und das „Kreuz-Gericht", wobei man den Kläger und den Angeklagten mit ausgebreiteten oder kreuzweiſe

vorgeſtreckten Armen unter ein Kreuz ſtellte und denjenigen als ſchuldig verurtheilte, der zuerſt die Arme bewegte oder ſinken ließ.

Die geiſtlichen Ordalien — die Einflußnahme der Kirche auf die Gottes-Urtheile — unterdrückte bereits Papſt Innozenz der Dritte (1198 bis 1216) durch einen, wenn auch nicht direct darauf gerichteten, Canon des 4. lateranenſiſchen Conciliums, abgehalten im Jahre 1215); im weltlichen Verfahren blieben dieſe „gerichtlichen Gottes-Urtheile“ noch bis in das 15 Jahrhundert als ſolche und unter dieſem Namen beibehalten, aber ſie verſchwanden nur, um allenthalben dem, ſchon neben ihnen herangewachſenen, ſchrecklichen Ungeheuer der Tortur Platz zu machen, welche — ein furchtbares Ordale — denjenigen als ſchuldlos hinſtellte, der ihre Qualen zu ertragen vermochte.

Daß die alten Griechen und Römer die Folter als Zwangsmittel zur Geſtändniß-Erpreſſung bereits im Gebrauche hatten, iſt durch die Zeugniſſe gleichzeitiger Schriftſteller außer Zweifel geſetzt; aus dieſen ſcheint auch hervorzugehen, daß ſie bei den Griechen früher als bei den Römern, und zwar zuerſt bei den Gerichten der Athenienſer und der Rhodier in Anwendung war.

Sie hieß bei den Römern: quaestio per tormenta; severa inquisitio oder Cruciatus.

Zur Zeit der römiſchen Republik wurde gegen angeklagte Freie die Folter nie angewendet, ſondern nur gegen Sclaven, wenn ſie als Zeugen vorgebracht wurden, und anfänglich auch da nur unter verſchiedenen geſetzlichen Beſchränkungen. Später ging man aber im altrömiſchen Rechte ſo weit, daß man jeden Sclaven, der in einer Criminalſache abgehört wurde, — wenn ſeine Ausſage nicht durch andere Beweismittel unterſtützt war, zu deren Bewahrheitung ohne Weiteres auf die Folter ſpannte.

Das Verhältniß des Sclaven zu ſeinem Herrn ließ ein ſolches Verfahren auch ganz natürlich und gerechtfertigt erſcheinen. — Der römiſche Sclave — die reichen Römer beſaßen deren häufig eine Unzahl — hatte als ein Weſen, welches durch das Schickſal ganz in die Hand und Gewalt eines Anderen gekommen und ſofort nur von deſſen Willen abhängig geworden war, aufgehört, eine Perſon zu ſein. — Er galt als vollkommen rechtlos, als eine Sache mit Fleiſch und Blut, als ein redendes Ding, welches ein wirkliches Eigenthum ſeines Herrn war. Bedurfte man alſo der

Zeugenſchaft eines Sclaven vor Gericht — und dieſer Fall kam bei der außerordentlich großen Zahl der Unfreien ziemlich häufig vor — ſo machte man mit ihm natürlich wenig Umſtände. Man argumentirte, und zwar nicht ohne Grund, daß ein ſolches Individuum, weil es ohne Erziehung, einem Thiere gleich, in ſteter, vollſtändiger Abhängigkeit lebend, aufwuchs, nicht fähig ſei, aus freiwilligem, ſelbſtändigem Entſchluſſe gegen ſich, gegen ſeinen Herrn oder gegen irgend jemand Anderen als Zeuge etwas Nachtheiliges auszuſagen.

Man verfiel demzufolge, um doch zu einer wahrhaften Ausſage zu gelangen, auf Zwangsmittel, welche nichts mit dem Geiſte — denn ein ſolcher wurde dem Sclaven nicht zuerkannt — ſondern bloß mit dem Körper, mit dem thieriſchen Theile des Menſchen zu ſchaffen hatten; man erdachte körperliche Qualen, deren Heftigkeit den gerichtlich Befragten zwingen mußte, über das, was er von dem inquirirten Verbrechen etwa wußte, die genaueſte Rechenſchaft zu geben, man unterzog ihn der „quaestio per tormenta“ — man folterte ihn.

Dieſe Verhältniſſe erklären aber die Anwendung der Folter in den erſten Zeiten der römiſchen Geſetzgebung nicht als eine Erfindung der Grauſamkeit und Willkühr, ſondern als einen Ausfluß ſocialer Nothwendigkeit gegenüber einer Menſchen-Klaſſe, von welcher, ſo lange ſie in dieſer Unterdrückung, dem Thiere gleich geachtet und gehalten, fortleben mußte, eine aufrichtige Zeugenſchaft, wie ſolche die Criminal-Rechtspflege fordern mußte, nie zu erwarten ſein konnte.

Aber das Mittel, durch welches man in allen Fällen ſo ſchnell zum Ziele gelangte, mochte zu verführeriſch erſchienen ſein; die römiſche Juſtiz begnügte ſich bald nicht mehr mit der Folter der Sclaven; ſie dehnte die Anwendung dieſes ſchrecklichen Gewaltmittels auch auf die Freigelaſſenen (liberti) und endlich auch auf die Freigeborenen (ingenui) aus, zu deren Gunſten nur die Ausnahme feſtgeſetzt wurde, daß an ihnen die Tortur nur wegen einiger, beſtimmter, ſchwerer Verbrechen in Anwendung kommen durfte.

Frei von der Folter waren: Kinder, ſchwangere Frauen, Schwerkranke, Taube und Stumme, hohe Beamte, berühmte Perſonen, Ritter, active Soldaten und Prieſter.

Die zu jener Zeit in Rom üblichen Folter-Inſtrumente waren: Prügel (verbera); der Bock (equuleus), über welchen Arme und Beine ausgereckt wurden; die Saiten (fidiculae), welche zur

Ausſpannung der Glieder dienten; die eiſernen Zangen (ungulae), mit welchen die Gefolterten in die Lenden gezwickt wurden und die glühenden Eiſen (laminae) zum Brennen verſchiedener Körpertheile.

Die Vollſtreckung der Folter geſchah bei den Römern durch Henkersknechte unter Aufſicht eines Gerichts-Beamten (Commentariensis — „Controlleur der Gefangenen-Liſten").

Zweifellos feſtgeſtellt iſt, daß die allmählige Einführung der Folter in den deutſchen Ländern Europa's eine Folge der Uebernahme des Römiſchen Rechtes in die deutſche Straf-Geſetzgebung war. Sie fand um ſo leichter Eingang, da man ſie als eine Art „Gottes-Urtheil" anſah, und ſofort das Vertrauen, welches der Deutſche von Alters her auf die Ordalien hatte, auch auf dieſes ſchreckliche Wahrheiterforſchungs-Mittel übertrug.

Zudem befand ſich die deutſche Rechtsgelehrſamkeit zu jener Zeit in einem ſo elenden Zuſtande, daß eine gründliche Erhebung und Würdigung des Criminal-Beweiſes faſt immer zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Es iſt deshalb ſehr erklärlich, daß dem Richterſtande ein ſo bequemes, ſchnell und faſt immer zum Ziele führendes Mittel zur Herſtellung dieſes Beweiſes höchſt willkommen war und alsbald adoptirt wurde; zugleich beſtrebte ſich in beklagenswertheſter Weiſe der Erfindungsgeiſt, neue Marter-Werkzeuge zu erſinnen, ſo, daß in Deutſchland, wo leider von jeher die Sondergelüſte eine Hauptrolle ſpielten, zuletzt Länder und Städte ihre beſonderen, eigenthümlichen Tortur-Anſtalten hatten.

Hienebſt bemeiſterte auch die Wiſſenſchaft ſich bald dieſes traurigen Gegenſtandes und förderte in einer Menge größerer und kleinerer Werke und Schriften eine eigene „Lehre von der Tortur", häufig mit den heftigſten gelehrten Kämpfen zu Tage.

Die früheſte Spur von der Anwendung der Tortur in deutſchen Ländern findet ſich im „lübiſchen Rechtsbuche" (Flandern) aus dem 13. Jahrhunderte. Allgemeinen Eingang in Deutſchland fand ſie aber erſt gegen das Ende des 14. Jahrhundertes.

Sie breitete ſich in dem Maße aus, als die immer mehr und mehr erwachende geiſtige Bildung und die Einſicht der Nothwendigkeit, ſich von manchen Laſten des alten Gerichts-Verfahrens los zu machen, zur allmähligen Abſchaffung der

von altersher üblichen Gottes-Urtheile und Gottesgerichts-Kämpfe drängte und andererſeits auch die Umwandlung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ein ſtrengeres Straf-Siſtem forderte. Dieß war vorzüglich in den mehr und mehr anwachſenden Städten der Fall, wo die Anhäufung ſchlechten Geſindels es oftmals nothwendig erſcheinen ließ, auch ohne Anklage gegen übelberufene Perſonen einzuſchreiten und bei ſchlecht Beleumundeten ohne Weiteres die Folter in Anwendung zu bringen.

Ungeſchicklichkeit und grauſame Willkühr von Seite der Blutrichter (rechtskundigen Vögte, Hauptleute, Bürgermeiſter) führte aber bald zu dem fürchterlichſten Mißbrauche dieſes Mittels, ſo daß man endlich, trotz der öffentlichen Rechtspflege, faſt jede Criminal-Unterſuchung mit der Tortur beginnen und mit der Hinrichtung beſchließen ließ. Ohne Ausnahme geſchah dies gegen Hochverräther, Majeſtäts-Verbrecher, gegen Hexen und Zauberer. Häufig wurden aber auch ganz unſchuldige Perſonen ohne jeden formellen Proceß mit dem entſetzlichſten Leichtſinne und mit raffinirteſter Grauſamkeit gemartert und ſchließlich hingerichtet.

Die Nothwendigkeit, dieſen Gräueln ein Ziel zu ſetzen, wurde längſt ſchon von allen Gebildeten und menſchlich Geſinnten eingeſehen, ehe es möglich war, die Reichsſtände zu gemeinſchaftlichen Maßnahmen dagegen zu bewegen. Den eifrigen Bemühungen des Freiherrn Johann von Schwarzenberg, Landhofmeiſters des Fürſtbiſchofes von Bamberg, eines edlen Menſchenfreundes und Förderers der Wiſſenſchaften, gelang es endlich, ein günſtiges Reſultat zu Stande zu bringen. Er bewirkte die Abfaſſung und Veröffentlichung der bambergiſchen Hals- oder peinlichen Gerichts-Ordnung, welche im Jahre 1507 erlaſſen und im Jahre 1510 auch von den Markgrafen von Brandenburg und von Franken als Landesgeſetz angenommen wurde.

Kaiſer Karl V. veranlaßte die Erweiterung derſelben zu einer allgemeinen Reichs-Criminalordnung, welche auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1532 feſtgeſtellt und angenommen wurde und — trotz der anfänglichen Proteſte mehrerer deutſchen Fürſten (z. B. der Kurfürſten von Sachſen, Brandenburg und der Pfalz), welche ihre eigenen Landes-Rechte und Geſetze gegen die geſetzgebende Gewalt des Kaiſers und des Reiches zu behaupten ſtrebten

Digitized by Google

— endlich unter dem Titel „Carolina“ (constitutio criminalis Carolina) zu allgemeiner Geltung gelangte.

Dieſes Geſetzbuch, welches für jene Zeit ein Meiſterſtück genannt werden konnte und durch ſeine wohlthätigen Wirkungen ſeinen Urhebern zum größten Verdienſte gereichte, auszeichnete ſich hauptſächlich durch wiſſenſchaftliche Auffaſſung des Strafrechtes und durch die Anordnung eines geregelteren, mehr zum Schutze ſchuldlos Angeklagter berechneten Strafverfahrens, indem es einen abgeſonderten Anklage- und Inquiſitions-Prozeß geſtattete, vor allem aber als geſetzliche Norm aufſtellte: daß ohne Geſtändniß oder vollen, direkten Beweis Niemand geſtraft werden ſolle und daß ohne dringende und zureichende Verdachtsgründe an Niemanden die Folter applizirt werden dürfe. Ob dieſe Verdachtsgründe rechtlich zureichend ſeien, ſolle durch rechtskundige Männer entſchieden werden.

Nach dem alten ſächſiſchen Strafrechte hatte die Tortur drei, in anderen Ländern vier, auch fünf Grade.

Der erſte Grad beſtand in Peitſchenhieben bei ausgeſpanntem Körper (die ſogenannte „bambergiſche Tortur“) und im Zuſammenquetſchen der Daumen in Schraubſtöcken, welche eingekerbt oder mit ſtumpfen Spitzen verſehen waren (die Daumſchraube). Zum erſten Foltergrade gehörte auch der „Stock“ oder „Bock“, — zwei ſchwere Holzbalken, welche durch Charniere mit einander verbunden waren. In die darin ausgeſchnittenen runden Löcher mußte der Gefangene ſeine Beine ſtrecken, ſo, daß dieſe über den Knöcheln bis zum Umfang der Waden vom Holze feſt umſchloſſen waren. Hierauf wurden ſeine Arme durch zwei auf dem oberen Holzbalken angebrachte Eiſenreifen geſchoben und unmittelbar über den Handgelenken gefeſſelt und niedergezogen, wodurch der Inquiſit in eine ſo gekrümmte Stellung verſetzt ward, daß ſein Oberkörper faſt die Zehen ſeiner Füße berührte. In dieſer peinlichen, ſchmerzhaften und furchtbar beängſtigenden Lage ließ man ihn bis zum Beginne des Verhöres. Man nannte dies „in den Bock ſpannen“.

Der zweite Folter-Grad beſtand in ſtarkem Zuſammenſchnüren der Arme mit härenen Stricken, welche mittelſt einer beſonderen Vorrichtung ſägeartig hin und her gezogen wurden,

Digitized by Google

ſo, daß ſie wie eine ſtumpfe Schneide in das Fleiſch der Arme eindrangen und furchtbare Schmerzen verurſachten.

Hieher gehörte auch das Einſchrauben der Beine in Schraubſtöcke, welche den Daumſchrauben ähnlich, aber größer als dieſe waren (die ſpaniſchen Stiefel), und das Zuſammenpreſſen der kreuzweiſe auf einander gelegten Daumen und großen Zehen durch eine eigenthümlich conſtruirte Preſſe, welche man das „meklenburgiſche Inſtrument“ nannte.

Die „ſpaniſchen Stiefel“ waren inwendig mit ſtumpfen Eiſenzacken verſehene, ſtiefelförmige Hülſen aus Holz, welche aus einem Vorder- und Hintertheile beſtanden und durch Schrauben zu ſchließen waren, ſo, daß ſie ſich feſt an das Bein anlegten. Die große Empfindlichkeit des Schienbeines machte dieſe Marter zu einer der qualvollſten. Da der Stiefel das Bein über dem Knöchel abſchloß, hatte dieſer Torturgrad häufig ein gänzliches Abſterben der Vorderfüße zur Folge, ſo, daß die Gemarterten gewöhnlich lebenslang die Spuren der ausgeſtandenen Folter davon trugen. Bei der Anlegung der „ſpaniſchen Stiefel“ mußte der Inquiſit ſitzen; ein Knecht hielt ihn rückwärts, ein zweiter drückte das Bein feſt zuſammen und der Scharfrichter ſchraubte den Stiefel feſt. Wollte der Angeklagte nicht geſtehen, ſo pflegte der Scharfrichter den ohnehin furchtbaren Schmerz dadurch zu erhöhen, daß er mit dem Schraubenſchlüſſel auf den das Schienbein umhüllenden Theil des Stiefels klopfte, was ohne Zweifel die entſetzlichſte Pein verurſachte, weil darauf häufig das Geſtändniß erfolgte.

Beim dritten Grade der Folter wurde der Körper mit rückwärts zuſammengeknebelten und in dieſer Richtung ausgereckten, ſomit völlig aus den Gelenken geriſſenen Armen auf einer Bank oder Leiter ausgeſpannt, oder der Inquiſit wurde an den rückwärts geknebelten Armen durch einen Flaſchenzug in die Höhe gezogen, wobei man das eigene Gewicht des Körpers wirken ließ oder die Marter durch an die Füße gehängte Gewichte noch verſchärfte.

Häufig wurde dieſer Foltergrad noch durch Brennen mit Fackeln, Bündeln brennender Kerzen oder mit glühenden Eiſen, an den Seiten, unter den Armen oder an den Nägeln erhöht.

Die Halsgerichts-Ordnung K. Karl's V. verordnete zum 1. und 2. Torturgrade:

„Doch ſoll der Bock, ſowie der Kloben nur bei Hexen, Zauberern und Anderen, ſo ein Pactum mit dem Teufel gemacht haben, angewendet werden“

Und zum 3. Foltergrade (Leiter):

„Der hartnäckige Inquiſit ſoll alſo aus einander gezogen werden, daß man durch ſeinen Bauch ein Licht ſcheinen ſieht", welches hinter ihm gehalten wird.

Nach der „bambergiſchen Halsgerichts-Ordnung" und nach der „Carolina" lief die „ſcharfe Frage" oder Folter durch folgende Grade:

1. Die Anlegung der Daumſchrauben oder Stöcke;
2. das Schnüren;
3. die Leiter mit „Kloben" und „Korden";
4. die Beinſchrauben, und
5. das Feuer.

Hienebſt hatte man noch verſchiedene Marter-Inſtrumente, welche in einzelnen Ländern oder Städten beſonders üblich waren, wie z. B. die „pommer'ſche Mütze", ein außerordentlich ſchmerzhaftes und höchſt gefährliches Zuſammenpreſſen des Kopfes mittelſt eigener, mit Schrauben verſehener, Reiſe; — der „geſpickte Haſe", eine Rolle mit ſtumpfen Spitzen, über welche der auf einer Leiter ausgeſpannte Körper hin und her gezogen wurde, u. a. m.

Ihre Benennungen erhielten dieſe Folter-Werkzeuge häufig nach Ländern und Orten, wo ſelbe erfunden worden oder ſpeciell im Gebrauche waren.

Die Tortur unterſchied ſich übrigens auch in die „Territion" und in die „wirkliche Tortur".

Die „Territion" war die bloße Bedrohung mit der Folter und durfte nach Vorſchrift der „Carolina" ebenfalls nur auf Grundlage eines förmlichen Geſtändniſſes angewendet werden.

Sie hieß „Verbal-Territion", wenn ſie lediglich mit Worten geſchah, indem die Folter dem Inquiſiten angekündigt und er in die Marter-Kammer geführt und dort zum Scheine dem Scharfrichter übergeben wurde, der ihm die Folterwerkzeuge vorzeigte und ihn mit Schilderung der fürchterlichen Schmerzen erſchreckte, die er ſogleich auszuſtehen haben werde, ihn aber nicht berühren durfte, wogegen bei der „Real-Territion" der Verdächtige entkleidet, ihm die Marter-Werkzeuge wirklich angelegt, jedoch kein Schmerz damit verurſacht wurde.

Das auf Grundlage erhaltener Anzeigen vom Criminal-Gerichte geſchöpfte förmliche Erkenntniß, daß die Tortur in Anwen-

bung zu kommen habe, wurde feierlich publizirt und es blieb ſodann dem Inquiſiten freigeſtellt, die Unſtatthaftigkeit der Folter entweder ſelbſt oder durch ſeinen Anwalt darzulegen.

Dieſe Einſprüche wurden ſammt dem erſten Erkenntniſſe abermals einem juridiſchen Collegium vorgelegt, welches erſt das endgiltige Urtheil zu ſchöpfen hatte. Lautete dieſes auf Folterung, ſo wurde gewöhnlich ein Geiſtlicher eingeladen, dies dem Delinquenten anzukündigen; zugleich war es die Aufgabe des Prieſters, denſelben durch Zuſprache im Namen der Kirche zu einem freiwilligen Geſtändniſſe zu bewegen.

Das Lokale, in welchem die Tortur vorgenommen wurde — die „Folterkammer“ — war gewöhnlich ein enger, wenige Schritte im Durchmeſſer haltender, ſchwach erleuchteter Raum, deſſen höchſt einfache Einrichtung aus einer — meiſtens gemauerten — Bank, auf welcher die Gerichtsbeamten Platz nahmen, die bei der Folterung anweſend ſein mußten, und aus einem Tiſche beſtand. Eine weitere, ſchauerliche Ausſtattung hatte die Folter-Kammer durch die darin angebrachte Vorrichtung zum Aufziehen des Inquiſiten und durch die rings aufgeſtellten Marter-Werkzeuge. Nicht ſelten befand ſich unter der Folterkammer ein unterirdiſcher Kerker, welcher Luft und Licht nur durch eine in dem Fußboden der Kammer angebrachte Oeffnung erhielt und gewöhnlich mit einem dieſe bedeckenden Steine verſchloſſen war. Dem eintretenden Folterkandidaten gähnte dieſelbe aber offen entgegen, ſo, daß wohl Alles darauf berechnet war, ihm in Voraus Angſt und Entſetzen einzuflößen und ihn mürbe zu machen.

Die „Caroliniſche Halsgerichts-Ordnung“ beſtimmt die Lage der Folterkammer mit folgenden Worten: „Die Orthe, da die Tortur vorgenommen wird, ſollen abgelegen ſein, auf daß keine Leuth hinzulauffen, damit der Richter die Urzichten des Hexen-Volthes geheim halten kann. Die Gewölber ſollen dick ſein, damit der Inquiſiten Geſchrei und Winſeln den Umherwohnenden nicht beſchwerlich falle“.

Die Zeit der wirklichen Exekution wurde gewöhnlich in die Nacht oder in den frühen Morgen verlegt, „damit der Gefolterte keinen überladenen Magen habe und den Richtern und den Henkern hiedurch Ungelegenheit verurſacht werde“. *)

*) „Non tamen statim post prandium, vel coenam, reum torqueri patiatur, sed per sex, vel octo, vel plures horas executionem differat, ne inter torquendum per vomitum, vel alio modo, aut judici aut tortoribus molestia creetur“.

Die Haupturſache dieſer Beſtimmung mochte aber wohl darin gelegen haben, daß die Nachbarſchaft von der Exekution ſo wenig als möglich erfahre.

Der Richter und ein beeideter Aktuar mußten während des ganzen Verlaufes der Tortur anweſend ſein, ſowohl um den Vollzug aktenmäßig zu verzeichnen, als auch um zu überwachen, daß der Scharfrichter in der Marter nicht weiter gehe, als das Urtheil geſtattete.

Nach vergeblicher Anwendung der Territio verbalis und realis (wenn nicht das Urtheil dieſe bereits ausgeſchloſſen hatte) übergab der Richter den Inquiſiten dem Scharfrichter mit den Worten:

„Da du läugneſt und nicht willſt bekennen in gütlicher Weiſe, ſo „übergebe ich dich Kraſt meines Amtes dem Freimann, auf daß er thue „an dir zum rechten Bekenntniß, mit Schrauben und Leitern, mit Stricken „und Feuer, oder dem, was ich, dein Richter für gut halte in der „ſcharfen Frage“.

Während der Folterung ſelbſt durfte der Inquiſit nicht verhört werden. Sobald er den Willen, ein Geſtändniß zu machen, ausdrückte, wurde er von der Folter befreit und in ein anderes Gemach geführt, wo ſeine Angaben zu Protokoll genommen wurden. Nach zwei bis drei Tagen mußte aber dieſes Geſtändniß vor dem Richter, dem Actuar und den Gerichts-Schöppen, nach Vorleſung des Protokolles, feierlich beſtätiget werden, oder, wie es in der Gerichts-Sprache hieß: „Der Inquiſit mußte „Urgicht“ (von „Gicht“ — Geſtändniß, und „Ur“ — urſprünglich, aus tiefſter Seele kommend), leiſten. Wurde dieß verweigert, ſo konnte zum zweiten und, nöthigen Falles, ſogar zum dritten Male die Folter angewendet werden und erſt wenn auch Wiederholungen den Angeklagten nicht zur Urgicht zu bewegen vermochten, ſomit die Tortur fruchtlos erſchöpft war, hatte der arme Sünder Anſpruch auf Entlaſſung aus der Haſt und Unterſuchung, aber auch dann nur bis auf weiteren Beweis, das heißt nach der neuen Gerichts-Sprache: „Er wurde von der Inſtanz losgeſprochen“.

Wenn man dieſes ganze entſetzliche, vom Standpunkte der Menſchlichkeit wie des Rechtes gleich verwerfliche Verfahren ſich vergegenwärtiget, wird es kaum glaublich erſcheinen, daß das Inſtitut der Folter faſt in allen Ländern Europa’s durch eine Reihe von Jahrhunderten und noch faſt bis in unſere Tage ſich erhalten konnte. Selbſt

Digitized by Google

die ſeit langem ſchon für die aufgeklärteſten geltenden Staaten — Frankreich und England — hatten ihre vollkommen organiſirte, an Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit der in Deutſchland üblichen Folter gar nicht nachgebende Tortur, ja, in einzelnen Ländern unſeres Welttheiles haben ſich traurige Anklänge an dieſelbe noch bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt. (Schluß folgt.)

Formen der Hagelkörner.

Am 23. Juli l. J. Nachmittags $^1/_2$4 Uhr wurde die hieſige meteorologiſche Beobachtungsſtation und ihre Umgebung von einem heftigen Ungewitter heimgeſucht. Leiſe, ohne vielen Donner und Bodenwind, aber drohend genug zogen ſchwarzblaue Wolken aus Nord und vorzüglich aus Weſt heran, und vereinigten ſich faſt im Zenite des Beobachtungsortes. Jählings, ohne daß auch nur ein Tropfen Regen vorher gefallen wäre, fing es nun unter dumpfem Rauſchen in der Luft („Schäumen") auf den Bretterdächern zu raſſeln an und es fielen Schloſſen von 1—2·5 Centimeter Durchmeſſer mit ſolcher Vehemenz zu Boden, daß ſie hoch zurückprallten. Die Cryſtalliſationsformen dieſer Hagelſteine waren aber ziemlich mannigfaltig und liefert dieſer Umſtand den Beweis, daß, wie die Natur in verſchiedenen Schneefiguren ſich gefällt, ſie auch die Hagelkörner auf verſchiedene Weiſe zu componiren liebt. Zwar beſtand der Kern derſelben bei allen ohne Ausnahme aus Schnee, ſonſt jedoch ergaben ſich mehrere Abweichungen in der Form. Es fielen z. B.: 1. ganz runde, 2. unregelmäßig abgerundete, 3. halbrunde mit ebener Baſis, 4. breitbirnförmige, 5. linſenförmige, 6. eckige mit etlichen Vertiefungen und endlich — die ſonderbarſten — 7. käſeleibförmige, ausſehend wie ein Walzenſegment. Dieſe letzteren zeigten die lieblichſte Bildung, herrliche Symmetrie, weil bei dieſer Form bald nur ein großer, rein eiſiger Kreis den großen Schneekern umzog, bald aber wieder — abwechſelnd — 2—3 ſchneeige und durchſichtig eiſige Ringe concentriſch um ihren kleinen Schneekern gelagert waren. Ein birnförmiges, faſt herzartiges Kornſtück war auffällig, denn es beſtand aus lauter winzigen, kaum ſichtbaren Körnchen, welche in eine Maſſe zuſammengebacken waren. Vor etlichen Jahren fand ich indeß — bei einem ſtarken Hagelfall — ein ähnliches, aber viel größeres kugelrundes mit 3 cm. Diameter, deſſen einzelne zuſammengefrorene Körner groß

genug waren, um ſie deutlich ſehen zu können. Recht große Schloſſen etwa wie Hühnereier und noch größere, von denen auch ſchon verläßliche Nachrichten vorliegen, pfundſchwere, ſind meiſt nur eckig, vielkantig und haben mit Zuckercandisbrocken eine täuſchende Aehnlichkeit. Wahrſcheinlich dürfte dieſe Gattung von Hagelſteinen kaum etwas anderes als ein zuſammengefrorenes Gebilde aus mehreren anderen Körnern größerer Gattung ſein. Solche eckige Schloſſen von der Größe der Hühnereier habe ich hier im Gurkthale zu Anfang der Sechziger Jahre bei einem entſetzlichen Gewitter, das alle Feldfrüchte ringsum gänzlich vernichtete, nach Dutzenden fallen geſehen. Sie ſchlugen die Erde auf, und tödteten weidende Schafe, Wild und Vögel. Auch liegen Beiſpiele darüber vor, daß ſelbſt Menſchen, beſonders jüngere oder ſchwache, von fallenden Hagelkörnern größeren Kalibers getödtet worden ſind, wenn ſie auf freier Weite von ihnen überraſcht wurden und nirgends ein Obdach fanden.

Hausdorf im Gurkthale. R. K.

Kärntneriſche Sagen *).

1. „Die neun Brünn“ im Möllthale.

Wenn man vom Orte Döllach in nordweſtlicher Richtung über einen kleinen Bergabhang gegen das von hohen Felſenmaſſen eingeſchloſſene Zirknitzthal wandert, wird man zuerſt beim Doberbauer Raſt halten. Geht man von dort aus gegen Weſten, ſo führt der Weg über die hohe kunſtvoll gebaute Zirknitzbrücke zu einem intereſſanten Ausſichtspunkt, nämlich nach Ranigois. — Da erhebt ſich dicht vor dem Blicke, faſt ſenkrecht ein koloſſales Felsmaſſiv, die ſogenannte Planitzen (vom Volke Taxenplan genannt), von dem man ſich folgende Sage erzählt:

Im Hintergrunde des Taxenplans ſoll ſich ein großer See befinden, welchem 9 Ausflüſſe, die vom Volke benannten „neun Brünn“ entſpringen. Dieſelben ſtürzen über eine ungefähr 60 Meter hohe Felſenwand und vereinigen ſich am Fuße des Berges zu einem Bache, der kryſtallklar dem Thale zurieſelt.

Im vermeintlichen See ſoll ein Lindwurm und mehrere Haifiſche hauſen, und ſoll deren Herumrumoren ſeinerzeit den Ausfluß des zehnten

*) Vide „Carinthia“ de 1877 pag. 156.

Brunnens verurſachen. Tritt dieſer Fall ein, ſo vereinen ſich alle zehn Quellen, der See bricht aus und der Ort Döllach, ſowie das ganze obere Möllthal wird in einen Schutthaufen verwandelt. Uebrigens iſt mit dieſem Ereigniſſe auch der jüngſte Tag eingetroffen und die Welt geht aus ihren Fugen.

2. Von der Stadt Sala am Zollfelde.

Alte Leute erzählen, daß ihnen von der Großmutter erzählt wurde, es ſei am Magdalensberg ob Ottmanach ein heidniſcher Tempel geſtanden, in deſſen Thurmknauf ein Diamant gefaßt erſchien, der weithin ſeine Feuerſtrahlen ausſandte. Die Türken hörten von dieſem Diamanten und zogen nach Kärnten. — Da der werthvolle Stein aber ſorgſam bewacht wurde, und nur durch Gewalt errungen werden konnte, entſpann ſich ein ſo verhängnißvoller Krieg, daß durch denſelben der Untergang der Stadt Sala herbeigeführt wurde, und die Türken mit dem reichen Schatz nach Conſtantinopel gezogen ſind. R. Waizer.

Culturgeſchichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei.

Geſammelt von Guſtav Adolf Zwanziger.

LXXII. Die Seidenzucht in Südfrankreich.

Moritz Hartmann gibt in ſeinem „Tagebuch aus Languedoc und der Provence“ eine launige Schilderung der Seidenzucht in Südfrankreich, die hier verkürzt wiedergegeben wird. „Anfangs ſah der große Kunſtweber und Architekt aus China, der Magnan oder Seidenwurm ſehr unbedeutend aus. Ja die ganze Seidenzucht machte einen komiſchen und kleinen Eindruck, als die Magnanière oder die Amme der Seidenwürmer mit ihren kleinen Beuteln ankam, in welchen ſich die 17 Unzen infuſoriſch kleiner Seidenraupen-Eier befanden. Der kleine und komiſche Eindruck dauerte noch fort, als die winzigen, ſchwarzen und ſchmutzigen Würmlein in Millionen in einem Siebe wimmelten und kaum die Handvoll Maulbeerblätter mit ihren kleinen Mäulern zu bewältigen vermochten. Aber wunderbar ſchnell wuchſen ſie heran, als ſie ſich auf den Binſenlagern, die in der Magnanerie, der großen für die Seidenzucht beſtimmten Halle, neben und über einander aufgeſtellt ſind, ausdehnten und ihre Induſtrie in großartigem Maßſtabe begannen. Ein

by Google

Wagen voll Maulbeerblätter nach dem andern fuhr in den Hof, einer nach dem andern verſchwand, aufgezehrt von den gefräßigen Induſtriellen. Ganze Berge dieſer beliebten Koſt warf man über ſie, ſo daß ſie unter der Wucht verſchwanden. Aber das dauert nur eine Minute. Schnell haben ſie ſich wieder emporgearbeitet; jeder einzelne wählt ſich ſein Blatt und beginnt es mit pedantiſcher Emſigkeit von links nach rechts zu benagen und bewegt das Köpfchen ſo ſchnell dabei, als ob er die Secunde zu verlieren fürchtete. So genährt, wächſt er und verändert ſich überaus ſchnell und nach vierzehn Tagen iſt der kleine, ſchmutzig ſchwarze Wurm eine große, fingerlange, weiß oder goldglänzende Raupe geworden, der man ſchon eine Beſtimmung in der Weltgeſchichte zutraut, Der Magnan erkauft dieſe Größe nicht um einen geringen Preis. Wie alle Individuen und Völker hat er ſeine Kinderkrankheiten durchzumachen und ihre Zahl beläuft ſich bei ihm auf vier, im glücklichſten Falle auf nur drei Kriſen. Nach jeder Krankheit bleibt eine Unzahl von Magnans todt und zuſammengekauert daliegen, trotz der duftigſten Maulbeerblätter, die man über ihre Naſen ſtreut. Ihre geneſenen Brüder ſteigen gemüthlos über die Leichname, um ihr epikuräiſches Leben weiter zu führen. Die Seidenzüchter gehen während der Krankheitstage mit ſehr beſorgten Mienen herum. Aber mit den überſtandenen Krankheiten ſind noch nicht alle Gefahren überwunden. Wenn der Seidenwurm ſchon an den aufgeſtellten Reiſern und Zweigen hinanzuklimmen beginnt, um ſich einen gehörigen Winkel zu ſuchen, wo er ſeinen Sarg aufhänge, in dieſem kritiſchen und entſcheidenden Augenblick kann ein einziges und leiſes Donnerwetter am Himmel die Verpuppung des Wurmes und alle Hoffnungen des Züchters zu nichte machen. Geht aber dieſer kritiſche Augenblick ohne Gefahr und Donnerwetter vorüber, dann bietet die Magnanerie einen in der That herrlichen Anblick dar. Die trockenen Reiſer und Zweige bilden unabſehbare Wölbungen. In dieſen Hallen war es nun andächtig ſtille. Der Lärm, den das ununterbrochene Nahrungsgeſchäft verurſacht hatte und das dem Klopfen des Regens auf ein Schindeldach glich, hatte aufgehört, denn der Magnan aß nichts mehr. Bedächtig kroch er überall die Zweige und Aeſte hinan und ſuchte in den Wipfeln den für Anlage ſeines Cocons geeigneten Winkel. Da war es erſtaunlich, mit welcher Umſicht, Klugheit und Ausdauer er ſuchte, prüfte, maß und wählte. Den unteren Theil um ein Aeſtlein gerollt, ſtreckte er den vordern weit aus und beſchnüffelte mit den Fühlhörnern (?) die ganze Umgebung. Hatte er einmal ſeinen Platz ge-

funden, dann ſpannte er erſt die Seile aus, die das Haus tragen ſollten, dann kauerte und krümmte er ſich zuſammen und machte ſich an die Hauptarbeit. Ohne Unterbrechung ging nun das Köpfchen in der Runde herum und ſpann den unendlichen Faden, der ſich bald zu einem durchſichtigen, ſchleierähnlichen Sarge geformt und zuſammengeklebt hatte. Da drinnen ſieht man ihn mit Emſigkeit ſo fort arbeiten. Die Nacht bricht herein und da es wieder Tag wird, iſt er ſchon hinter dichter Hülle verſchwunden. Wenn man das Ohr nahe hin hält, hört man wohl, daß er darin nicht müſſig ſitzt, aber zu ſehen iſt von ſeinem Wirken und Treiben nichts mehr. Nach wenigen Tagen gleicht der Reiſerwald einem Weingarten. An allen Zweigen hängen die gelben und weißen Cocons, dicht aneinander gedrängt, wie gewaltige Trauben. Dann kommen die Weiber und ſammeln ſie in große Körbe, dann verkauft man ſie nach Lyon, wirft ſie in heißes Waſſer und tödtet ſo die Puppe, die von einem beflügelten Schmetterlingsliebeleben träumt, in der Chryſalide. Dann wickelt man den Faden ab, der vielleicht ſchon in wenig Wochen als Seidenkleid um die Lenden einer femme entretenue in der Rue Laffite oder Chauſſée d'Antin rauſcht. Glücklich die vom Schickſal oder von der Magnanière Auserwählten, welche den Samen für das künftige Jahr zu erzeugen haben, ſie allein erfüllen ihre ganze Entwicklung. Nach wenigen Tagen kriecht der weiße, glänzend beflügelte Schmetterling heraus. Der durchlöcherte Cocon taugt zwar nichts, der Schmetterling aber liebt und zeugt, bis er liebeberauſcht endlich in die Arme des Todes fällt. Er hat ſchön gelebt und iſt ſchön geſtorben. Den Vorzug hat er vor anderen Sterblichen voraus, daß ſeine letzten Tage auch die ſchönſten waren und die liebereichſten.

Die Maulbeerbäume aber, die ihn für ſein Kunſt- und Liebesleben genährt, ſtehen indeſſen traurig da. Ein vorzeitiger, grauſamer, künſtlicher Herbſt hat ſie betroffen und ſie ſtrecken nackte Arme zum Himmel empor. Aber die großmüthige Sonne des Südens kommt ihnen zu Hilfe und bekleidet die Nackten. Sie gibt ihnen einen zweiten Frühling und nach vierzehn Tagen ſind ſie ſo dicht bekleidet, wie zuvor. Allerdings haben die Blätter die erſte volle und ſaftige Friſche nicht mehr; ſie ſind nicht mehr ſo grün, ſondern gelber als die erſten waren und ſcheinen ältlich geboren. Es ſind eben nicht mehr die Kinder der erſten Jugend, nicht mehr die Kinder des erſten treibenden Frühlings. Ein ähnliches Phänomen will man an allen zweiten Dichterwerken bemerkt haben.

Digitized by Google

LXXIII. Ueber Pflanzenäſthetik.

Unter die wichtigſten Anregungsmittel des Naturſtudiums gehört ſicher die äſthetiſche Behandlung der Naturgegenſtände. Humboldt nennt im Kosmos II, 4 die äſthetiſche Behandlung von Naturſcenen in belebten Schilderungen der Thier- und Pflanzenwelt einen ſehr modernen Zweig der Literatur, in welchem er in ſeinen Naturbildern ſelbſt Großes geleiſtet und worin ihm wohl nur Wenige außer Bernardin de St. Pierre und Reinhold Georg Forſter vorangegangen waren. Die Landſchaftsmalerei vernachläſſigte in ihren Compoſitionen nur allzu häufig die naturwiſſenſchaftliche Wahrheit. Selbſt auf den beſten Bildern Claude Lorrains, Ruysdaels, Gaſpards und Nicolas Pouſſins findet der Kenner der Botanik Zuſammenſtellungen von Pflanzen, Baumformen u. ſ. w., welche wohl ſchön, aber nicht naturtreu ſind. Richtiger arbeiteten Everdingen, Hobbema, Cuyp u. A., umfaßten aber nur die Typen eines relativ engen Landſchaftskreiſes. Erſt die neueſte Zeit anerkannte die hohe Wichtigkeit guter Dioramen und Kosmoramen für Anregung des Naturſinnes.

Schleiden widmet in ſeinem trefflichen Werk: „Die Pflanze und ihr Leben" der Aeſthetik der Pflanzen ein beſonderes Kapitel, worin die Grundlinien für eine ſpecielle äſthetiſche Behandlung des Pflanzenreiches gegeben zu ſein ſcheinen. Es käme nun darauf an, daß eine Meiſterhand die Schilderung der Pflanzenphyſiognomie nicht blos mit der ſpeciellen Vegetation, ſondern mit dem geſammten Naturleben in abgerundeten Bildern zu vereinigen wüßte. In gewiſſer Art hat dies Hermann Maſius in ſeinen „Naturſtudien" verſucht und auch überall da erreicht, wo er aus eigener Anſchauung ſchrieb. In ſeinen: „Norddeutſchen Waldbäumen" ſteht, abgeſehen von kleinen naturwiſſenſchaftlichen Verſtößen, der Baum wirklich mit Nothwendigkeit gerade auf der Erde, wo er ſteht; hier weht um ihn das Klima, welches ihn umgibt, als Lebensbedingung; hier kann man ſich ſchwer eine andere Atmoſphäre darüber denken, als die geſchilderte. Der ſpecielle Kosmos der Eiche, Linde, Buche u. ſ. w. gelangt darin wahrhaft zum Ausdrucke und wird, wenigſtens andeutungsweiſe mit dem kosmiſchen Allgemeinleben in Beziehung gebracht.'

Eine ſolche Aufgabe weiter zu verfolgen, von den hochſtämmigen Bäumen, derartig ſchildernd und mit einander in Verbindung ſetzend, bis zum grünlichen oder röthlichen Moosanflug am Stein herabzuſteigen,

Digitized by Google

aus einem Vegetationsdiſtrikt in den andern hinüber zu ſchreiten, ſo endlich den Erdball zu umwandern — die Löſung einer ſolchen Aufgabe liegt nicht in der Macht des Einzelnen: gerade weil außer der wiſſenſchaftlichen Vorbildung und genauen Anſchauung auch ein wirkliches Einleben in jenes zu ſchildernde Leben, in ſeine Wechſelwirkung mit dem geſammten Naturleben nothwendig iſt. Der kosmiſche Charakter würde durch den mikrokosmiſchen überdeckt oder dieſer durch jenen überwältigt werden. Hier kann nur eine wirkliche Literaturrichtung die wichtige Aufgabe vollenden. Die Anfänge ſind alſo zu begrüßen, wo ſie, wenn auch nur ſehr beſchränkt keimen. (Auszug aus „Die Aeſthetik in den Naturwiſſenſchaften" von Aurelio Buddeus in Robert Prutz Deutſchem Muſeum 3. Jahrg. 1853. Nr. 6. S. 212—215. Damals waren die Werke von Dr. W. Kabſch, Pflanzenleben der Erde, 1865; Th. F. Bratranek, Beiträge zu einer Aeſthetik der Pflanzenwelt; Dr. A. Kerner, Pflanzenleben der Donauländer u. v. a. Werke und Aufſätze, die obigen Anſchauungen entſprechen, noch nicht erſchienen.)

LXXIV. Einfluß der Naturwiſſenſchaften.

Obwohl erſt eine geringe Reihe von Jahren verfloſſen, daß die Naturwiſſenſchaften vollſtändig frei und unbehelligt ihre Arbeiten fortſetzen und auch deren Ergebniſſe veröffentlichen können, ſo ſchadet es doch nicht zur bleibenden Erinnerung zuweilen einen geſchichtlichen Rückblick auf die Art und Weiſe zu werfen, wie man dieſelben von Zeit zu Zeit zu beſchränken ſuchte. Gewiſſen Kreiſen, die von der Umkehr der Wiſſenſchaft ſprechen, iſt die ganze neuere Naturwiſſenſchaft ein Gräuel und wenn es auf ſie allein ankäme, würden ſie nicht anſtehen, dieſelbe aus dem Kreiſe der Lehrgegenſtände ganz zu entfernen oder doch wenigſtens ſo bedeutend zu beſchränken, etwa in der Art, wie früher die alten Klaſſiker caſtrirt oder die Ereigniſſe der Geſchichte verfälſcht wurden. Man erinnere ſich an die Aufnahme der Darſtellungen der Erdbildungsgeſchichte von Siegmund und Rhode von der deutſchen ſtrengkirchlichen Partei. Daß auch die politiſche Reaction es unter Umſtänden nicht verſchmäht, gegen die Naturwiſſenſchaften aufzutreten, beweiſt das Verbot von Roßmäßler's naturwiſſenſchaftlichen Vorträgen in Frankfurt und Mainz. Indeſſen haben die Naturwiſſenſchaften bereits einen ſo ungeheuren Einfluß auf das praktiſche Leben gewonnen, daß es dieſes in ſeiner ganzen Grundlage zerſtören hieße, wenn man ſie verbieten oder nur in irgend einer Weiſe hemmen wollte. Es gibt

kaum ein Gewerbe, das nicht irgendwie mit ihnen zuſammenhinge. Der Handwerker, der Fabrikant, der Maſchinenbauer, der Landmann, der Arzt, ſie Alle ſind auf die Naturwiſſenſchaften angewieſen. Man müßte Eiſenbahnen, Dampfſchifffahrt und Telegraph aufheben, die Induſtrie in's Stocken gerathen laſſen, den Aufſchwung der Landwirthſchaft wieder niederdrücken, kurz man müßte das materielle Intereſſe von Grund aus zerſtören, wenn man die Naturwiſſenſchaften unterdrücken wollte. Aber der moderne Staat braucht Geld, ſehr viel Geld, ſchon durch dieſe Nothwendigkeit iſt er darauf hingewieſen, den Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften zu befördern. Selbſt ein Verbot, daß ſich nur auf einzelne, beſonders mißliebige Zweige beſchränkte, wäre unausführbar. Denn in der Naturwiſſenſchaft hängt eben alles zuſammen und gerade derjenige Theil, welcher für Gewerbe, Induſtrie, Landwirthſchaft u. ſ. w. der wichtigſte iſt, die Chemie, liefert zugleich die Bauſteine für eine großartige Weltanſchauung, vor welcher das Vorurtheil nachgerade erliegen muß. (Aus Karl Hagen's Beſprechung von Moleſchott's Kreislauf des Lebens in R. Prutz's Deutſchem Muſeum 3. Jahrgang. 1853. S. 503.)

LXXV. Ein engliſches Erziehungsmittel.

Eines der merkwürdigſten Blätter für die Bildung der Maſſen in London iſt der: „Popular Educator“ (Volksunterrichter). Auf dem Tiſche eines Londoner Zeitungsverkäufers liegt Sonnabend Mittag ein hoher Stoß davon, Montag Morgen iſt nicht eine einzige Nummer mehr da. Die erſte Wochennummer eines Monatsheftes enthielt, und zwar von namhaften Schriftſtellern und aus tüchtigen Federn, ein Stück römiſcher Geſchichte, je eine geologiſche, botaniſche, arithmetiſche, geographiſche, lateiniſche, franzöſiſche, engliſche und eine deutſche Lection, ſämmtlich Stücke eines durchgehenden Curſus und mit erläuternden Holzſchnitten, Paradigmen, Uebungsbeiſpielen reichlich verſehen. Die Wochennummer koſtet einen Penny (5 kr. ö. W.). Die Sprachlectionen gehen durch alle Nummern, die anderen Gegenſtände wechſeln mit Zoologie, Philoſophie, Baukunſt, Perſpective, Muſik u. ſ. w. In Deutſchland wird man viel gegen einen ſolchen Unterricht einwenden. Aber wo ſteht denn geſchrieben, daß der Fachmann ſeine Studien in dem Popular Educator machen ſoll? Schadet es etwa dem jungen Manne, wenn er neben ſeiner praktiſchen Beſchäftigung für einen Penny die Woche eine Ueberſicht über die Wiſſenſchaften und ihre neueſten Leiſtungen erhält? Und wird in einem Volke, das nicht in egyptiſche

Digitized by Google

Kaſten abgepſercht und nicht an die Scholle gefeſſelt iſt, nicht manches ſpielend aufgeleſene Wiſſenskorn dem Einzelnen zu einem Brotbaum werden? (Correſpondenz aus London über das engliſche Unterrichtsweſen in Rob. Prutz's Deutſchem Muſeum, 3. Jahrg. 1853. S. 820.)

LXXVI. Serpentinflora in Türkiſch=Serbien.

An den weſtlichen Abhängen des Kopavnik= und Stolovigebirges findet man prachtvolle, zum Theile unberührte Laub= und Nadelforſte, welche für den einſtigen Waldreichthum des Serpentingebietes am Ibar ſprechen. Von Holzgewächſen, welche ſtreng der Serpentinflora eigen ſind, kommen hier manche nur kümmerlich fort, während andere blos an einzelnen Stellen, wie z. B. der rothfrüchtige Wachholder (Juniperus phoenicea) auf den Lehnen des Stolovi und Kopavnik, der tatariſche Ahorn (Acer tataricum) auf den Vorbergen des Kopavnik trefflich gedeihen. Unter dem Schutze und im Schatten dieſer Holzgewächſe wachſen die meiſten der der Serpentinflora und ſpeciell Serbien eigentümlichen Pflanzen. Perennen, darunter namentlich Alyssum argenteum ſtellen das größte Contingent zur ſerbiſchen Serpentinflora, während die Sommergewächſe nur ſchwach vertreten erſcheinen. Die meiſten kommen blos vereinzelt vor. Eine Ausnahme machen nur einzelne Annuellen: Chenopodium Botrys, Lappago racemosa und Portulaca oleracea, die ſich am Fuße ſanfter und graſiger Abhänge ſtark entwickeln. Nächſt ihnen tritt auf beſchränkteren Standorten, aber dort in großer Menge Milium vernale auf, um zu Ende des Frühlings ſchon ſpurlos zu verſchwinden. In Mitte der eigentlichen Serpentinflora wachſen viele ſogenannte kalkholde Pflanzen, doch iſt ihre äußere Erſcheinung gewöhnlich eine krankhafte. Ihre Blüten ſind ſpärlich, ihre Früchte minder zahlreich. (F. Kanitz, das ſerbiſch=türkiſche Kopavnikgebiet. Mittheilungen der k. k. geogr. Geſellſchaft in Wien. 11. Jahrg. 1868. S. 51.)

LXXVII. Zur Geſchichte der Botanik in Oeſterreich.

In ſeiner neuen Heimat Oeſterreich kaum warm geworden, erhielt und erfüllte Nicolaus Joſef v. Jacquin eine geographiſche Miſſion von großer Bedeutung. Die von Maria Thereſiens Gemal Franz von Lothringen mit beſonderer Vorliebe gepflegten Gärten von Schönbrunn ſollten mit Seltenheiten aus der Thier= und Pflanzenwelt Weſtindiens ausgeſtattet werden. Der Kaiſer übertrug die Ausführung dem jungen

Botaniker, den er in ſeinen Gärten öfter mit Beſtimmung ſeltener Pflanzen beſchäftigt ſah und deſſen wiſſenſchaftlicher Eifer ihm wohlgefiel. Von dem überaus befriedigenden Erfolge dieſer Miſſion datirt die beſondere Pflege, die der öſterreichiſche Hof ſpäter naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen und in weiterer Folge geographiſchen Unternehmungen überhaupt zuwendete. Die Reiſe des genialen Forſchers, ſein vierjähriger Aufenthalt in Amerika, ſeine Verbindung mit den größten Geiſtern ſeiner Zeit und vor allem ſein durch ſtrenge Arbeit unter wechſelnden Erſcheinungen geſtählter Geiſt waren maßgebend für ſeine eigenen Schöpfungen in den ihm nächſtliegenden Fächern. Der botaniſche Garten in Wien iſt eine Frucht der geographiſchen Idee, die ihn beſeelte, ſein Specimen florae austriacae, ſowie ſeine Observationes botanicae athmen den kosmognoſtiſchen Geiſt, der aus dem Ganzen ſchöpft und die Expedition, die ſpäter Joſef II. nach den Nikobaren ſandte, wäre nicht um ihren Erfolg gekommen, wenn man ihr die wiſſenſchaftliche Aufgabe geſtattet hätte, die Jacquin ihr zugedacht.

Ein univerſeller Geiſt wie Jacquin war Balthaſar Hacquet nicht, aber darum nicht minder wirkſam in ſeinem beſchränkteren Kreiſe durch raſtloſen Eifer für die Wiſſenſchaft und unermüdete Thätigkeit. Niemand kannte zu ſeiner Zeit die Ländermonarchie aus eigener Anſchauung ſo gut, wie er und ſchilderte ſie ſo eingehend, wie z. B. ſeine phyſikaliſch-politiſche Reiſe aus den dinariſchen durch die juliſchen, karniſchen, rhätiſchen in die noriſchen Alpen (1785) auch Kärnten betrifft.

Die öſterreichiſche wiſſenſchaftliche Expedition nach Braſilien (1817) wurde nach einem vom Director der kaiſ. Muſeen, v. Schreibers, vorbeſtimmten Plane ausgeführt und hatte neben den naturwiſſenſchaftlichen Fächern, die durch J. Ch. Mikan, J. E. Pohl, J. Natterer und Schott vertreten waren, auch allgemein geographiſche Forſchungen in ihrem Programme. Thomas Ender war als Landſchaftsmaler Johann Buchberger als Pflanzenmaler der Expedition beigegeben, der italieniſche Naturforſcher Raddi und die beiden für die nochmalige Erforſchung Braſiliens ſo bedeutungsvollen Deutſchen Spix und Martius ſegelten mit. Als Frucht dieſer Expedition läßt ſich neben den Schriften der Theilnehmer, unter denen Mikan's Delectus florae et faunae brasiliensis (1820—23), Pohl's Plantarum brasiliensium icones (1827) und deſſen Reiſe im Innern von Braſilien (1832) hervorzuheben ſind, vornehmlich das braſilia-

Digitized by Google

niſche Muſeum in Wien bezeichnen, welches durch Reichthum der Arten und ſorgfältige Behandlung der Schauſtücke lange Zeit als Muſter einer ornithologiſchen Sammlung galt. Thomas Ender hatte an 700 Aquarellbilder braſilianiſcher Landſchaften mitgebracht.

Die botaniſche Ausbeute des ſiebenbürgiſchen Arztes Martin Honigberger im Orient 1815—1833 wurde von Endlicher und Fenzl bearbeitet. 1831 unternahm Karl Freih. v. Hügel ſeine Reiſe durch Südaſien und Auſtralien, in deren Folge die Wiener Sammlungen eine namhafte Bereicherung an Naturalien, insbeſondere aus Kaſchmir und den Gangesländern, erfuhren. Von hohem Werthe für die Wiſſenſchaft hätte die Reiſe des Prager Arztes J. W. Helfer (1835—40) werden können, wenn ſie nicht durch ſeine Ermordung auf den Andamanen einen zu raſchen Abſchluß gefunden hätte. Glücklicher war die Reiſe des Bergrathes Dr. Rußegger, den der Botaniker Theodor Kotſchy begleitete, durch Egypten, Nubien, Kordofan und die Nachbarländer (1836—38). Die Ergebniſſe ſind in ſeinen Reiſen in Europa, Aſien und Afrika (Stuttgart, 1831—50) niedergelegt und ſind noch heute für Afrika-Reiſende ein verläßliches Quellenwerk. Seither wäre es müßig, von dem Einfluſſe der Naturwiſſenſchaften auf die Geographie zu reden . . . . (M. A. Becker, zur Geſchichte der Geographie in Oeſterreich ſeit 1750. S. Mittheilungen der k. k. geograph. Geſellſchaft in Wien. 16. Band. 1873. S. 193—213 und Catalog der additionellen Ausſtellung.)

Mittheilungen aus dem Geſchicht-Vereine.

Die im Landhaushofe befindliche Lapidarmonumenten-Halle des des Geſchicht-Vereines hat wieder nachſtehende Zuwächſe erhalten:

1. CONSAGIONI
SATVRNIONIS
F . ET . VPPIAE
ADIATVLLI . F
FILI
V F

Leſeart: Consagioni Saturnionis filio et Uppiae Adiatulli filiae fili(i) vivi fecerunt (hoc monumentum). Dem Consagion, Sohne des Saturnion, und der Uppia, Tochter des Adiatullus, haben die (ihre) Söhne bei Lebzeiten dieſes Denkmal errichtet.

Der Stein weiſet eine ſehr gute Schrift auf und hat eine Höhe von 60 cm. und eine Breite von 73 cm. Selber wurde im Jahre 1878 auf dem Helenaberge gefunden.

2. CHILONMAGIO
PARENS . SIBI . ET
SVIS . V . F

Leſeart: Chilonmagio Parens Sibi et Suis vivus fecit (hoc monumentum). Chilonmagio, der Vater, hat ſich und den Seinigen bei Lebzeit dieſes Denkmal errichtet.

Höhe des Steines: 36 cm. — Breite: 55 cm. — Gefunden auf dem Helenaberge 1878. Gute Schrift.

3. Q STLACCIVS
L F
BASSVS

Leſeart: Quintus Statilius Laccius (hic situs est). Lubens (monumentum) fecit Bassus. — (Q. St. Laccius) liegt hier begraben. Das Denkmal errichtete freiwillig Bassus.

Höhe: 54 cm. — Breite: 66 cm. — Schlechte, unordentlich geſtellte Schrift. Helenaberg: 1877.

4. BARBIAE . MALVS$^{\mathrm{E}}_{\mathrm{IA}}$
P . BARBIVS . P . F . FIRM̃S
MATRI . ET . SIBI . ET
SVIS . V . F

Leſeart: Barbiae Malusiae Publius Barbius, Publii filius Firmus matri et sibi et suis vivi fecerunt. Publius Barbius, Firmus Sohn des Publius, haben der Mutter Barbia Malusia und ſich und den Ihrigen (dieſes Denkmal) bei Lebzeiten errichtet.

Höhe: 42 cm. — Breite: 72 cm. — Gute Schrift. — Gefunden auf dem Helenaberge, 1878.

5. SECVNDO
CIRRONIS . F
FILI . V . F

Leſeart: Secundo Cirronis filio fili(i) vivi fecerunt. Dem Secundus, Sohne des Cirron, haben ſeine Söhne bei Lebzeiten dieſes Denkmal errichtet.

Digitized by Google

Höhe: 55 cm. — Breite: 62 cm. — Gute Schrift. — Helenaberg, 1877.

6. CN . OCTAVIO
CN . L . TEVCRO
VETILIAI . L . FII
SENECAE . FILI . V . F

Leſeart: Cneo Octavio Cneo Lucio Teucro Vetiliai Lucii filiae Senecae fili(i) Vivi fecerunt. Dem Cneus Octavius, dem Cneus Lucius Teucrus, der Vetilias, Tochter des Lucius, haben die Söhne des Seneca dieſes Denkmal bei Lebzeiten errichtet.

Der Stein hat vorzüglich ſchöne Schrift in tief gegrabenen Zügen, iſt 50 cm. hoch und 70 cm. breit. Gefunden auf dem Helenaberge 1877.

7. LOCO
CONGONETI
ET . MESIAE
PARTI . F
CONIVGI . SVAE
V . F

Leſeart: Loco Congoneti (filius sibi) et Mesiae Parti filiae conjugi suae vivus (hoc monumentum) fecit. — Loco, des Congonetus Sohn, hat ſich und ſeiner Gattin Mesia, Tochter des Partus, dieſes Denkmal bei Lebzeiten errichtet.

Höhe: 45 cm. — Breite: 58 cm. — Der Stein wurde auf der Realität des Hanſelbauer in Rottenſtein bei der Aufackerung einer Wieſe im Sommer 1878 gefunden. G.

Inhalt: Geſchichte der Folter (Tortur). Von R. v. Gallenſtein. — Formen der Hagelkörner. — Kärtneriſche Sagen. 1. „Die neun Brünn" im Möllthale. 2. Von der Stadt Sala am Zollfelde. — Culturgeſchichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei. Geſammelt von Guſtav Adolf Zwanziger. — Mittheilungen aus dem Geſchicht-Vereine.

Redaction: Markus Freiherr v. Jabornegg.
Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom
Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 10. Achtundſechzigſter Jahrgang. 1878.

Schloß Tanzenberg.

Nach topographiſchen, hiſtoriſchen und landwirthſchaftlichen Kennzeichen im Umriß dargeſtellt von M. J.

„Mon métier c'est vivre".
Michel de Montaigne (1533—1592).

Unweit von „Zollfeld", einer Station der k. k. priv. Kronprinz Rudolfbahn, liegt nordweſtlich Schloß Tanzenberg.

Zunächſt dieſes Schloſſes auf dem zur Abendſeite gelegenen Berghang eröffnet ſich den ſpähenden Blicken eine Rundſchau von ſeltener Schönheit.

Nach Norden hin ſehen wir die Burgruine Karlsberg, reich an geſchichtlichen Erinnerungen, auch durch die Treuloſigkeit der Brüder Aufenberg gegen die Herzoge Albrecht und Leopold von Oeſterreich aus dem Jahre 1368 berüchtigt.

Von Karlsberg öſtlich iſt Hörzendorf und darüber Taggenbrunn ſituirt, wo Ludwig, der drittgeborne Sohn des Herzogs Mainhard gefangen ſaß, bis derſelbe nach Salzburg auf die Feſte Werfen gebracht wurde. Jenſeit des Glanfluſſes auf einem ſüdlichen Abhang in Mitte ſchöner Kulturflächen liegt 2609' hoch das Pfarrdorf Sörg in einer Region, welche durch gemäßigtes Höhenklima mit mildem Winter und kühlem Sommer bei wenig Extremen ſich auszeichnet.

Gegen Weſt erblicken wir über die gut beſtockten Waldhänge des Tanzenberger Forſtantheils das Pfarrdorf Pörtſchach mit dem 3209' hohen Ulrichsberg, davon rechts die Burgruine Hardegg.

Oberhalb der terraſſenförmig anſteigenden Töltſchacher Höhe hat Schloß Meiſſelberg ſeine Lage, von wo über Ottmanach der 3331 hohe „Magdalensberg" den Geſichtskreis nach Oſten hin abſchließt.

Zwiſchen den beiden Schlöſſern Tanzenberg und Meiſſelberg lagern die durch dunkle Fichten theilweiſe beſchatteten Römiſchen Ruinen am „Zollfeld". Nach Norikums Eroberung ward die keltiſche Stadt Virunum — Kärntens Pompeji — eine Colonie des Kaiſers Claudius (41—54 n. Chr.) und dürfte muthmaßlich in der Mitte des fünften Jahrhunderts durch Brand von den Hunnen zerſtört worden ſein.*)

Wenden wir uns nach Süd, ſo bemerken wir über Möderndorf Maria Saal und ſeine Kirche mit zwei Thürmen, in deren Nähe durch eine Baumgruppe verdeckt der mehr wie tauſend Jahre alte Herzogsſtuhl, einſt vom chriſtlich geſinnten Herzog Ingo errichtet, mit der Inſchrift in wendiſcher Sprache „MA . SVETI . VERI". — Er hat den heiligen Glauben — ſich vorfindet.

Weiter tritt die Landeshauptſtadt mit dem emporragenden Pfarrkirchthurm, entfernter Viktring in Sicht.

Entlang dem mittägigen Horizont erſtrecken ſich von Weſt nach Oſt zwiſchen Kärnten und Krain gleich einer Scheidewand die „Karawanken" mit ihren Kalkmaſſen, Schneefeldern und zackigen Linien. Ihr blaßröthliches Colorit bildet mit dem dunkelgrünen Vordergrund und mit dem tiefen Blau des Himmels einen ſeltſamen Farben-Contraſt.

Verlaſſen wir nun den Standpunkt dieſes Panorama's mit ſeiner reizenden Scenerie und beſehen wir uns das romantiſch gelegene „Alt- und Neu-Tanzenberg" im Innern, ſo zeigt erſteres das Bild der Alles verſchlingenden Zeit in den Ueberreſten der Burg und des maſſiven Hauptthurmes als letztes Bollwerk aus dem frühen Mittelalter. In dem Steingewände der Eingangsthür macht ſich der gothiſche Spitzbogen bemerkbar, aus deſſen ſchlankem Stamm eine wunderbare Formenwelt erblühte, welche von dem ruhigen Halbkreisbogen des romaniſchen Styls ſo eigenthümlich verſchieden iſt.

Laut des Jahrganges 1828 der „Carinthia" — Einige Blätter aus dem Taſchenbuche des Wanderers, von Heinrich Hermann — ſind von

*) Das Hereinbrechen dieſes wilden aſiatiſchen Volkes gehört bekanntlich zu den Stürmen der Völkerwanderung und ereignete ſich um d. J. 440 n. Chr. Die Hunnen, bewaffnet mit Wurfſchlingen, ſcharfen Pfeilen und Mordäxten, waren gleich häßlich wie ihre kleinen aber dauerhaften Roſſe; zudem in ihrem Treiben ſtets grauſam und beſtialiſch.

dem alten Geſchlechte der „Tanzenberger“, nur wenig geſchichtliche Notizen übrig. — Ob bei dem zweiten Kreuzzug, der vom deutſchen Kaiſer Konrad III. gemeinſchaftlich mit Frankreichs Könige Ludwig VII. im Jahre 1147—1149 unternommen wurde, an welchem auch Kärntens Ritterſchaft an der Spitze des Grafen Bernhard von Sponheim theilnahm, ein „Tanzenberger“ geweſen und vielleicht dabei umgekommen iſt; ob ferner ein zweiter dieſes Namens zu dem glänzenden Hofleben des Herzogs Bernhard (1202—1256) auf den landesfürſtlichen Burgen St. Veit und Himmelberg beigezogen wurde, hat in beiden Fällen den Schein von Wahrheit, iſt aber geſchichtlich nicht nachweisbar. —

„Die Namen zweier Brüder von „Tanzenberg“, wovon einer Domherr zu Gurk war, kommen in einer Urkunde vom Jahre 1246 vor“.

„Nach dem Ausſterben des eigenen Geſchlechts fiel Tanzenberg als offenes Lehen an den Landesfürſten heim und es galt durch lange Zeit als Frohnfeſte, in der Staatsverbrecher gefeſſelt lagen, wo viele der aufrühreriſchen Bauern und der verrätheriſche Anführer der kaiſerlichen Truppen in Kärnten, der berüchtigte Gilg von Salzburg, ihren Verrath mit Gefangenſchaft und Leben büßten.“

Nach dem Wortlaut dieſer Geſchichtsquelle verkaufte Kaiſer Maximilian I. Tanzenberg am 6. October 1515 an Chriſtoph Grafen zu Schermberg nur, wie die Urkunde beſagt, um ſeiner und ſeiner erblichen Länder Nothdurft willen.

Den 13. November 1516 kam Tanzenberg durch Kauf an die Brüder Wolf und Sigmund von Keutſchach, welche von ihrem Ohm dem mächtigen Erzbiſchof Leonhard von Salzburg, unter welchem die Gaſteiner Goldgruben allein dem Erzſtifte eine halbe Million jährlich abwarfen, große Reichthümer ererbt hatten.

Bei der glückreichen Stellung dieſer Emporkömmlinge galt es eine Burg neu zu erbauen, in der auch ein Kaiſerſohn zu wohnen ſich nicht ſchämen durfte. So entſtand Neu-Tanzenberg mit im Lande noch nie geſehener Pracht und wurde nach koſtbarer Ausſtattung jeder architektoniſcher Verſchönerung um das Jahr 1524 in ſeinen Haupttheilen vollendet.

Ein paar Jahrzehnte hierauf errichtete Leonhard von Keutſchach den Marmor-Brunnen, eine römiſche Bildhauerarbeit voll ſchönen Ebenmaßes in ſeinen Verhältniſſen, welcher als Fontaine den inneren Schloßhof ſchmückte.

Dies große Waſſer-Baſſin bildet ein Oktogon, deſſen Außenwände Gruppen aus Rom's Mythen-Geſchichte in Basrelief gearbeitet, wahrnehmen laſſen. Den Centralpunkt des unteren Brunnenbeckens überragen nach perſpektiviſcher Höhe zwei muſchelgeformte Waſſerbehälter als Cascatelle; den größeren tragen drei bärtige Männer, den kleinern darüber drei Knaben, höher ſind Amoretten, zuoberſt ein kleiner Neptun aus Bronze ſichtbar.

Von den mythologiſchen Hauptgeſtalten nennen wir Andromeda und Perſeus; die Entführung der Königstochter Europa; die Göttin der Schönheit und Liebe „Aphrodite“ und dergleichen mehr.

Dieſes Kunſtwerk der Renaiſſance wurde von Tanzenberg i. J. 1804 nach Frieſach übertragen und bildet gegenwärtig eine monumentale Zierde des Hauptplatzes dieſer alten Stadt.

Die Glanz-Epoche von Tanzenberg nahm ihren Urſprung erſt, als dieſes Schloß, das ſeinen Namen nicht vergeblich trug, in den Beſitz der Herren von Keutſchach gekommen iſt.

Genau nach der Sitte des prachtliebenden Zeitalters wechſelten hier Feſtmahle und glänzende Bankete. Kam ein Prinz nach Kärnten, ſo wurde derſelbe auf dem Schloſſe „Tanzenberg“ fürſtlich bewirthet wie Erzherzog Karl (1564) und der nachherige Kaiſer Ferdinand II. (1596) gelegentlich der Huldigungsfeier am „Zollfeld“.

„Aber mit dem großen Rufe“ — ſchreibt der Chroniſt — „zog der Reichthum aus den Prunkgemächern des Schloſſes; fremdes Geld ſollte die Lücken des Vermögens füllen! Ehe man es verſah, brach im Jahre 1637 der Concurs aus und der letzte Keutſchacher kärntneriſcher Linie ſtarb im Irrenhauſe!“

So ſind für immer die munteren Töne ſchmetternder Fanfaren verklungen, die einſt zu fröhlichen Feſten riefen; bloß der Keutſchacher Wappenſchild „die Rübe“ ober dem Schloßthor mit der Jahrzahl 1524 blieb übrig, gleichſam wie eine Warnung für die Nachwelt.

So ändert der Zeiten raſcher Flug gar viel im menſchlichen Leben!

Wir dürfen als Beitrag zur Sittengeſchichte jener Zeit die Sage, welche unter dem Namen „Die Quittung aus der Hölle“ im Volksmunde umlief, nicht verſchweigen. Ihr weſentlicher Inhalt iſt folgender:

Sigmund von Keutſchach, der vorletzte ſeines Geſchlechtes, lebte genußſüchtig in Saus und Braus fort und je mehr ſein Einkommen ſchmolz, deſto unerbittlicher wurde er bei Eintreibung der Pachtzinſe.

Selbſt der Aberglaube ſpielte eine pikante Rolle: Wenn auf dem Schloſſe die hohen Fenſter vom Fackelſchein hell erglänzten und bei heiterem Becherklang das freudige Halloh jubelnder Zecher aus dem großen Ritterſaal ertönte, ſo bekreuzte ſich das unwiſſende Landvolk ſcheu und flüſterte furchtſam: „Herr Sigmund und ſeine Geſellen ſaufen wieder mit dem Gottſeibeiuns".

Vor wie nach iſt der gedankenloſe Menſch das blinde Werkzeug frecher Lüge und Bosheit, und der ſchlichte Spruch „Stets am beſten reuſſiret — Wer auf die Dummheit ſpekuliret" findet zumeiſt ſeine Anwendung.

Zu jener Zeit war auf Tanzenberg der biderbe Max als ehemaliger Kriegskumpan eine persona grata; derſelbe verſtand auf dem Waldhorn ergötzlich zu blaſen, junge Pferde abzurichten, auch die Vorkehrung für den frequenten Jagd-Sport fürſorgend zu treffen.

Zum Lohn dafür übergab ihm Herr Sigmund das Herrenhaus zu Möderndorf mit Benützung des dazu gehörigen Grund und Bodens als zeitliches Pachtlehen.

Einſt kam der Möderndorfer — es war zu Michaeli — auf das Schloß zur Pachtzinszahlung mit hundert Goldgulden, als eben Herr Sigmund an der Gicht ſchwer leidend im Armſeſſel ächzend am Tiſche ſaß, wo zunächſt der afrikaniſche Pavian garſtige Grimaſſen ſchnitt.

Der Keutſchacher in ſeinem Unmuth zog den von Max hinterlegten Geldſack an ſich und rief ſeinem Kellermeiſter zu: „He Zacherer, gib dem Möderndorfer unten Steinbier zu trinken, damit ich derweil den Bettel zählen und den Empfang quittiren kann".

Beide hatten das Herrenzimmer kaum verlaſſen, als bald hierauf der leidende Schloßherr entſetzlich zu ſchreien begann, ſo ſchrill gellend, daß die weiten Räume des Schloſſes davon wiederhallten.

Beſtürzt eilte die Dienerſchaft herbei, ebenſo Max und der Kellermeiſter.

Immer heftiger wurden die Schmerzanfälle, wobei den durch das acute Leiden ſchwer Gefolterten die dämoniſche Laune packte, dem alten Zacherer, welcher den anbefohlenen Burgunder Wein kredenzte, das Venetianer Glas unter Fluchen an den Kopf zu werfen. Inzwiſchen quickte und johlte der Affe, als wollte er ſeines leidenden Gebieters ſpotten. So im Tumult ging Alles drunter und drüber.

Um nicht länger Zeuge dieſes Jammers zu ſein, entfernte ſich Max beſtürzt aus Tanzenberg, ohne auf Geld und Quittung weiter zu denken.

Allmälig wurde das Stöhnen ſchwächer und leiſer, bis der Schloßherr zuletzt das Leben aushauchte. Nicht war es ihm vergönnt, bei Bezähmung des im Menſchen ſchlummernden Dämons ein hohes Alter voll Geſundheit und Geiſtesfriſche zu erreichen.

Nach Vollzug der Funeralien ſollte bald darauf der Möderndorfer dem Sohne des Verſtorbenen als neuen Beſitzer über den Pachtzins und ſeine Solvenz Aufklärung geben. Allein für die Herſtellung des Sachbeweiſes blieb es ſchlimm, weil der alleinige Zeuge bei der Geldübergabe, Zacherer, nicht mehr am Leben war, derſelbe hatte aus Schreck, vor dem teufliſchen Rumor, der am Sarge des Keutſchachers ſeinen Spuk trieb, bereits das Zeitliche geſegnet.

Herr Hanns, der neue Schloßherr, welcher die hinterlegten hundert Goldgulden nirgends vorfand, hielt Maxens Ausſage geradezu für lügenhaft und drohte alles Ernſtes, daß er ihn, ſollte weder Geld noch Quittung zum Vorſchein kommen, von Haus und Hof jagen werde.

Während Max gramerfüllt und tief bekümmert heimwärts ritt, war es ihm ganz unheimlich, als er einen ſchwarz vermummten Reiter im Dunkel der Nacht begegnete, wobei Maxens Sinne ein ſchreckhaftes Traumbild erfüllte. In dieſer phantaſtiſchen Täuſchung überkam ihn die Vorſpiegelung, als überſchreite er die Pforten der Hölle und betrete einen hochroth beleuchteten Ritterſaal, in welchem einige Geſtalten abgeſchiedener Geiſter aus der Nachbarſchaft verſammelt waren, die haſtig zechten und ſchmählich läſterten, den Vorſitz führte Herr Sigmund der Keutſchacher.

Wie Herr Sigmund des Möderndorfer anſichtig wird, langt er alsbald einen Zettel hervor und ſpricht mit hohler Stimme, dabei mit Nachdruck zu Max: „Hier deine Quittung, erbärmlicher Köter, und das Geld ſoll mein Sohn, der Einfaltspinſel, im Katzenloche ſuchen“.

Dieſer emphatiſche Ausſpruch klang wie eine Weiſſagung; der unglückliche Sohn, vom Wahnſinn befallen, ſtarb ſpäter im Irrenhauſe.

Als die Viſion ihr Ende erreichte und Max vom Druck des Alps ſich ermannend aufraffte, ſteckt die Quittung thatſächlich in ſeiner Kleidung.

Auch der Geldſack wurde mit ſonſt abhanden gekommenen Werthſtücken auf dem alten Thurm hoch oben in dem ſogenannten Katzenloche gefunden, unter aufmerkſamer Bewachung des unbändig und wild gewordenen Affen, welchen der Schloßherr, um freie Hand zu bekommen, zuletzt erſchießen mußte.

Dieſe Volksſage aus dem Jahre 1634, welche mit der Dichtung die Wahrheit umſchleiert, enthält, wenn auch voll des lächerlichen Geiſterſpuks, dennoch immer Stoff genug für die Sitten-Charakteriſtik jener Zeit. — — —

Unter Andern geben „Kärntens römiſche Alterthümer" von Jabornegg-Altenfels Zeugniß, daß die Herren von Keutſchach für archäologiſche Forſchungen regen Sinn hatten und mehrere Römer-Denkſteine aus den Ruinen des „Zollfeld" auf ihr Schloß bringen ließen, welche gegenwärtig im Lapidar-Muſeum des kärntneriſchen Geſchichtvereines zu Klagenfurt aufbewahrt werden.

Unſer Gewährsmann vom Jahrgang 1828 der „Carinthia" erzählet weiter: „Tanzenberg verlor ſomit ſeine alten Herren und ſeine Gäſte, aber nicht ſeine Herrlichkeit und Lage".

„Die gräfliche Familie Attems befand ſich vom Jahre 1650 bis 1744 im Beſitze desſelben, vor welcher Periode in den Jahren 1603 und 1604 die gefangenen bayeriſchen Prinzen es ſich zu ihrem Herbſtaufenthalt erkoren".

„Noch die vorletzten Beſitzer, die Freiherrn von Schluga, wohnten auf dieſem impoſanten und mit ſchönen Realitäten umgürteten Landſitze bis in die neueſte Zeit, die über faſt alle, ſo auch über dieſe Schloßmauern den Spruch fällte, daß ſie öde und verlaſſen ſein ſollten".

Dies ward im Jahre 1828, alſo genau vor einem halben Jahrhundert niedergeſchrieben. Seit dieſem Zeitraum haben die Beſitzer mehr als einmal gewechſelt.

Gegenwärtig iſt Tanzenberg vom Jahre 1866 an das Eigenthum Seiner Erlaucht des Reichsgrafen Fugger-Babenhauſen, k. k. Oberſten außer Dienſt.

Als architektoniſcher Bau eines mächtigen Herrenſitzes iſt Neu-Tanzenberg im romaniſchen Styl des ſechzehnten Jahrhunderts auf ſehr maſſivem Souterrain mit weiten Stall- und tiefen Keller-Räumen aufgeführet. Der breite lange Corridor im erſten Stockwerk, deſſen Fußboden aus venetianiſchem Eſtrich (Terrazzo) beſteht, leitet den zugelaſſenen fremden Wanderer vorüber an Rundbögen und hohen Steinſäulen zu den Eingängen vieler ſaalartiger Gemächer des koloſſalen Schloſſes.

In dem großen Ritterſaal von 96 Quadrat-Klafter Flächenmaß, deſſen hohe Fenſter den Ausblick gegen Süd gewähren, iſt die Saal-

Digitized by Google

decke aus dunkelfarbigem Nußbaumholze getäfelt und mit vergoldetem Schnitzwerk zu einem freihangenden Plafond kunſtvoll zuſammengefügt. Die langen Saalwände ſchmückten einſt koſtbare Gobelin-Tapeten. Gegenüber jeder derſelben bemerken wir aus Marmor gemeißelte Herren-Eſſen, wovon der eine Kamin mit Arabesken und ſonſtigem Zierath das heidniſche (polytheiſtiſche) Zeitalter, der andere mit paſſenden Emblemen die chriſtliche Aera (monotheiſtiſche) zur Erinnerung bringt. Beide Kunſtarbeiten feſſeln das aufmerkſame Kennerauge mit gleich großem Intereſſe.

Wenn wir eine ununterbrochene Reihe geräumiger Gemächer, die dereinſt glänzend ausgeſtattet waren, durchſchreiten, erreichen wir in dem öſtlichen Schloßtrakt unter lieblich ſchöner Lage ein geräumiges Zimmer mit erkerartigem Vorbau, unverkennbar das einſtige Empfangszimmer der Schloßfrauen. In demſelben, wo einſt Liebe, Luſt und Leid die Herzen höher ſchlagen ließen, erwachen Reminiscenzen, welche die Anregung zur Frage bringen: „Wo ſind die Zeiten, in denen zarte duftige Minnelieder das Frauenherz durch die Harmonie der Töne ſympathiſch berührten? Wo ſind die lebensfriſchen Erſcheinungen holder Weiblichkeit, die durch Anmuth und Liebreiz voll mächtigen Zaubers den Geheimbund edler Liebe gaben?"

Nur allein die ſchöpferiſche Imagination kann dies beantworten und die Phantasmagorie anſchaulich und ſpannend in die Erſcheinung treten laſſen. — „Nein, du biſt nicht zum Himmel zurückgekehrt, goldene Zeit! Du umgibſt noch jedes Herz in den Momenten, da ſich die Blüte der Liebe erſchließt". (Goethe, Stella.)

Doch wir wollen nicht über der Huldigung des Idealen den realen Boden unter den Füßen verlieren.

Dieſem Empfangszimmer zunächſt befindet ſich das Oratorium zur Schloßkapelle. Tanzenberg iſt mit einer Ringmauer umgeben, innerhalb welcher der Schloßgarten ſich erſtreckt.

Außerhalb des Schloſſes werden wir die eingefriedete Pflanzſchule für Edelobſt gewahr, die den pomologiſchen Garten in allen Stücken ergänzt. In einiger Entfernung ſtehen zur Weſtſeite die neu erbauten Wirthſchaftsgebäude. Dieſe umfaſſen das ſtockhohe Haus zur Unterbringung des Dienſtperſonals mit der Käſerei, abgeſondert davon die in etwas erhöhter und trockener Lage mit der Hauptfront nach Sonnen-Aufgang errichteten Stallungen auf dreißig und mehr Melkkühe, für das Jungvieh und die Arbeitsochſen; endlich am linken Flügel den

Pferdeſtall, die Remiſen, Geſchirr- und Futter-Kammern und die Scheune.

Die nach Beſchaffenheit und Menge vorzügliche Milchausbeute findet durch ſorgſame Bereitung eines hochfeinen ſehr ſchmackhaften Käſes ihre Verwerthung, wobei in der vortrefflich eingerichteten Käſerei mit großer Reinlichkeit nnd Accurateſſe verfahren wird. Bei der erſten Molkerei-Ausſtellung zu Wien im Jahre 1872 wurde dem Tanzenberger Delicateſſen-Käſe die ſilberne Staatspreis-Medaille „für landwirthſchaftliche Verdienſte" zuerkannt.

Durch die verſtändige Pflege und vorzügliche Haltung der wohlgenährten ſchönen Nutzthiere, worunter auch Suffolker Borſtenvieh, und in Anſehung der en detail und en gros rationell betriebenen Gutsverwaltung verdient dieſes ökonomiſche Etabliſſement mit Recht für muſtergiltig in Kärnten angeſehen zu werden.

Geſchichte der Folter.

(Tortur.)

Ein Vortrag des Geſchicht-Vereins-Sekretärs R. v. Gallenſtein, gehalten im natur-hiſtoriſchen Landes-Muſeum.

(Schluß.)

In der franzöſiſchen Geſetzgebung erſcheint die Tortur zuerſt im Jahre 1254; ſie blieb aber dem nördlichen Theile Frankreichs bis zum Beginne des 14ten Jahrhundertes fremd. In der Normandie geſchieht ihrer zuerſt in den Privilegien für die Champagne vom Jahre 1315 Erwähnung. Gegen das Ende des 14ten Jahrhundertes ſchützte ſelbſt der Adel nicht mehr gegen ihre Anwendung und im Jahre 1385 ſtand ſie bereits allgemein als rechtliches Verfahren neben den übrigen Prozeßarten, ja, ſie war thatſächlich ſogar allgemeiner in Uebung als dieſe. Faſt jedes Parlament führte neue, beſondere Arten von Martern ein; im Pariſer Sprengel war z. B. nebſt anderen Folterarten das Einfüllen einer großen Menge Waſſers, während der Körper an Händen und Füßen ſchwebend ausgeſpannt war, eine der häufigſt angewendeten.

Die Franzoſen hatten die Question préparatoire, welche während der Unterſuchung applizirt wurde, um den Angeklagten zum Geſtändniſſe zu zwingen, ihn aber auch, wenn er ſie

ausḫielt, nicht gegen Verurtheilung ſchützte, — und die Question préalable, welche der zum Tode Verurtheilte vor der Hinrichtung ausſtehen mußte, um von ihm Angaben über ſeine Mitſchuldigen oder andere Umſtände zu erpreſſen.

Die Question préparatoire wurde durch das Edikt Ludwigs XVI. vom 24. Auguſt 1780 abgeſchafft, die Question préalable aber erſt während der Revolution aufgehoben. Unter den Männern, welche in Frankreich für die Abſchaffung der Tortur thätig waren, nimmt Voltaire als einer der erſten und feurigſten, unerſchrockenſten Wortführer für dieſen edlen Zweck einen Ehrenplatz ein.

In England beſtand ſchon ſeit der Regierung Heinrichs VIII. (1509—1558) bis zum Jahre 1772 die fürchterliche Peine oder Prisone forte et dure, eine gräßliche Vereinigung von Erdrücken, Durſt und Hunger, und hienebſt auch noch die eigentliche Folter (Rach), welche erſt ſpäter, „als dem gemeinen Rechte Englands entgegenſtehend", anerkannt und abgeſchafft, und in Schottland erſt unter der Königin Anna (1702—1714), förmlich aufgehoben wurde.

Welche furchtbare, hervorragende Rolle die Tortur bei der ſpaniſchen Inquiſition, ſowie beſonders im ſüdlichen Italien (mit Ausnahme des Kirchenſtaates) hatte, iſt allgemein bekannt und vielfältig geſchildert worden.

In den meiſten Staaten Deutſchlands wurde, trotz der energiſchen, menſchenfreundlichen Bemühungen edler Männer, wie des Matthaeus, welcher im Jahre 1715 in ſeinem „Commentarius de Criminalibus" gegen die Tortur auftrat, und des Heinrich Thomaſius in ſeiner „Dissertatio de tortura e foris Christianorum proscribenda" vom Jahre 1705, — die Caroliniſche Halsgerichts-Ordnung erſt in neuerer Zeit durch humaner abgefaßte Strafgeſetzbücher erſetzt; dagegen wurde ſie noch im Jahre 1835 im Schweizer Cantone Schwyz als Geſetzbuch eingeführt.

Im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate iſt die von der Kaiſerin Maria Thereſia im Jahre 1769*) erlaſſene „Peinliche Halsgerichts-Ordnung" — die „Constitutio criminalis The-

*) Datum des Patentes; 31. Dezember 1768.

resiana“ — das letzte rechtsgeſchichtliche Denkmal für den Beſtand des Folter-Inſtitutes.

Das Patent, mit welchem dieſe neue Strafgerichts-Ordnung publizirt wurde, bezeichnet als die Gründe, welche die Monarchin zum Erlaſſe derſelben bewogen haben:

1. Das dringende Bedürfniß, daß für ſämmtliche öſterreichiſche Erblande das gleiche Recht feſtgeſtellt werde, nachdem bis dahin faſt in jedem einzelnen ein anderes Gerichts- und Straf-Verfahren, theils nach der Caroliniſchen, nach der Ferdinandeiſchen, nach der Leopoldiniſchen, theils nach der Joſefiniſchen Halsgerichts-Ordnung eingeführt geweſen, auch hie und da nach alten Landesgeſetzen, ja, in einzelnen Fällen ſogar noch nach dem Römiſchen Rechte vorgegangen worden ſei.

2. Die Unvollſtändigkeit der benannten älteren Strafgeſetzbücher in Bezug auf die Haupt-Materien und beſonders durch den Mangel eines Unterrichtes: „welcher-„geſtalten, mit was Ordnung und Vorſichten jegliche Gattung der „Criminalverfahrungen vom Anfang bis zum Ende rechtsbehöriger-„maſſen auszuführen ſeie“.

3. Der Umſtand, daß die zahlreichen Nachtraggeſetze („Criminal-Novellen“) bisher in keine ordentliche Sammlung vereiniget worden und ſofort den neueintretenden Richtern großentheils unbekannt geblieben ſeien.

Zur Abfaſſung der neuen Halsgerichts-Ordnung wurde von der Kaiſerin ſelbſt eine eigene Hofkommiſſion zuſammengeſetzt, welche unter dem Vorſitze des Grafen Michael Johann von Althann, Vizepräſidenten der oberſten Juſtizſtelle*), ſtand, und „die bis dahin „beſtandenen Criminalverordnungen und Novellen vor Augen haben, „das natürlichſte und billigſte hieraus wählen, die Abgänge „und Gebrechen nothdürftig verbeſſern, ſomit eine neue, auf die ge-„meine Wohlfahrt der Erblande eingerichtete, gleich-„förmige peinliche Gerichts-Ordnung anpaſſen ſollte“.

Die Mitglieder dieſer Hofkommiſſion waren aus den hervorragendſten juridiſchen Capazitäten der Reichshauptſtadt, aus bewährten Juſtizbeamten und Mitgliedern der Wiener-Univerſität gewählt.

Den Strafgeſetzen, welche einen bedeutenden Folianten füllen,

*) Präſes der pro Compilatione Codicis Theresiani a. h. angeordneten Hofkommiſſion.

iſt ein Anhang beigegeben, eine Reihe von Kupfertafeln mit genauen Abbildungen, Ausmaßen und Beſchreibungen der „Peinigungs-Arten, „wie ſelbe in der königl. böhmiſchen Hauptſtadt Prag bei den da- „ſelbſtigen Stadtmagiſtraten und in der k. k. Reſidenzſtadt Wien „bei dem k. k. Stadt- und Land-Gerichte vorgenommen zu werden „pflegen".

Der 38te Artikel der „Thereſiana" handelt von der Tortur, welche alſo definirt wird:

„Die peinliche Frage iſt ein rechtliches Zwangsmittel, „um einen läugnenden Uebelthäter, welcher der verübten That halber „ſtark beſchweret iſt, in Abgang eines vollſtändiges Beweiſes zur Be- „kenntniß zu bringen, oder allenfalls denſelben von dem ihnen zur Laſt „fallenden Verdacht und Inzichten zu reinigen."

„Sie muß", heißt es weiter, „allemal durch rechtliches Beiurtheil „zuerkannt werden, hat aber nicht ſtatt, wenn der Thäter ohne dem „ſchon geſtändig oder überwieſen iſt, wenn das corpus delicti nicht „erhoben, oder wenn keine genügſamen Anzeigungen zur Tortur „vorhanden."

Als erforderlich wird bezeichnet, „daß jedwede Anzeigung zur „Tortur durch zwei Zeugen bewieſen ſei".

Die Tortur ſoll nur in jenen Fällen ſtatthaben, „wo es auf eine Todesſtrafe ankommt"; „in anderen Fällen könne höchſtens die Territion Platz greifen".

Von der Tortur durch das Geſetz befreit waren: Wahnſinnige, Blödſinnige, Taubſtumme, Kinder unter 14 Jahren, Leute über 60 Jahre alt, Gebrechliche, Verwundete ꝛc.; — „auch ſollen", ſagt der Straf-Codex, „die in unſeren Erblanden einverleibten höheren Standes- „perſonen, dann diejenigen, ſo in hohen Würden ſtehen, wie auch Unſere „Räthe, Doctores und geadelte Inſaſſen, außer in Laſter der beleidigt- „gött- und weltlichen Majeſtät, Landesverrätherei und anderen über- „ſchweren Laſtern, nicht torquiret werden".

„Dem Inquiſiten ſoll", heißt es im Geſetze weiter, „die Verord- „nung der Tortur niemals nach ihrem ganzen Inhalte angekündigt, „noch in wie weit die Peinigung zu gehen habe, geoffenbaret, ſondern „einfach bloß das Bevorſtehen der Tortur angezeigt werden; dieſe darf „nur in einem die Leibesbeſchaffenheit des Inquiſiten be- „rückſichtigenden Maße und nur mit nüchternen Leuten, nicht „ohne Zuziehung des Arztes und Wundarztes und nie vor dem Richter

„allein, ſondern ſtets auch im Beiſeyn zweier Beiſitzer und des Aktuars „vorgenommen werden.“

Vor der wirklichen Tortur iſt dem Inquiſiten außerhalb des Peinigungsortes annoch gütlich zuzuſprechen, und er bei nicht fruchtend gütiger Zuredung erſt ſodann in die Marterſtuben zu überbringen, daſelbſt aber neuerdings zur Bekenntniß der Wahrheit beweglichſt zu ermahnen.

Die Peinigungsarten waren:

1. Der Daumſtock;

2. die Bind- und Schnürung;

3. die Folter (mit Aufſpannung und Reckung des Körpers auf der Leiter).

Als eine Spezies dieſes Torturgrades iſt der „trockene Aufzug“, das Aufziehen oder Recken in der Luft „nach öſterreichiſcher Uebung“ mit Anhängung eines 25pfündigen, beim dritten Aufzuge eines 46pfündigen Gewichtes an die Füße, dargeſtellt. Zur Verſchärfung dieſer Folterart diente das „Schnellen“, indem der Freimann das Seil, an dem der Inquiſit hing, ſtraff an ſich zog und plötzlich wieder losließ, was heftiges Schütteln und Schwingen verurſachte und die Schmerzen der Gemarterten außerordentlich erhöhte.

4. Das Feuer (Brennen mit zwei angezündeten „Buſchen“ Unſchlittkerzen, das Bündel (Buſchen) aus acht, ungefähr $2^1/_2$ löthigen, einer ſtarken Mannesſpanne langen Kerzen beſtehend). Für Böhmen, für die öſterreichiſchen Lande bloß die drei erſten Grade.

Die „ſpaniſchen Stiefel“ machten keinen beſonderen Grad, ſondern wurden „an Platz eines anderen, der nicht „anzubringen iſt, nur bei Mannesperſonen gebrauchet“.

„Es ſind aber“, verordnet das Geſetz, „vorbemeldete Tortur„Gradus nach Geſtalt des Verbrechens, der Perſon und der Umſtände „vernünftig zu mäßigen“.

„Ueberhaupt ſoll dem Freimann und ſeinen Knechten kein wider„rechtlicher Forgang geſtattet werden.“

Ein Nachtrag zum Artikel Nr. 38 enthält „Anmerkungen, „welche in Betreff der Tortur zum geheimen Unterricht der Crimi„nal-Richtern zu dienen haben“.

Sie geben eine ſehr ausführliche Beſchreibung der einzelnen Tortur-Grade, Belehrungen über die Handhabung und Anwendung der Folter-Werkzeuge und genaue Angaben der Erſcheinungen und

Kennzeichen, welche am Körper des Gefolterten bemerkbar wurden, wenn der Tortur Grad das vorgeſchriebene Maximum erreicht hatte, welches nicht mehr überſchritten werden durfte.

Wir entnehmen dieſem „Unterrichte" beiſpielweiſe die für den 3ten Foltergrad (die Leiter) angegebenen „Anzeichen", daß dieſe Folterung wirklich in ihrer Vollkommenheit ſeie. — Es ſind dieß folgende: „Wenn, Erſtens, der Körper des Inquiſiten nach und nach ſo ausgedehnet wird, daß die beide Hände ſchon rückswärts umgedrehter nach Proportion des Inquiſiten über dem Kopfe zu ſehen. Zweitens, wenn die Schulterhöhen oder Summum humeri unterwärts geſtellt ſind. Drittens, wenn die Achſelhöhlen oder Cavitas axillaris ganz verloren. Viertens, wenn die Flächſen des großen Bruſt-Muskels, welcher die Achſelhöhle mit-ausmachet, ſammt der allda befindlichen Haut beiderſeits alſo ausgeſpannt iſt, als wenn ſolche zerreißen wollte, und die Haut gleichſam glänzend ſcheinet. Endlichen Fünftens, wenn bei der Achſelhöhle ein Schnapper oder Kracher zu hören, welches ein Zeichen iſt, daß durch die bisherige Anſpannung der Kopf des Armbeines von der Fläche der Articulations-Höhle ſich gehoben habe, nach welchem Schnalzer nicht mehr kann angezogen werden."

Wie im ganzen Thereſianiſchen Straf-Codex findet man auch insbeſondere bei den Vorſchriften über das Verfahren bei der peinlichen Frage, wenn ſchon die Tortur ſelbſt noch in ihrer ganzen Furchtbarkeit und Grauſamkeit aufrecht gehalten iſt, doch unläugbar gleichſam im Kampfe mit der Macht der mehrhundertjährigen Gewohnheit und des Zeitgeiſtes, — das Beſtreben hervorleuchtend, die beibehaltene alte Praxis durch die möglichſt ſchärfſten Unterſcheidungen von den anhängenden Ungerechtigkeiten zu reinigen, zu mildern, was zu mildern auf dieſem Standpunkte möglich war, Willkühr und Uebergriffe hintan zu halten, und insbeſondere die ganze furchtbare Schwere des Geſetzes nur gegen wirklich Schuldige anzuwenden.

Mit vollſter Sicherheit und Ueberzeugung darf man annehmen, daß das edle Herz Maria Thereſiens, die wir überall wirklich als Mutter für ihre Unterthanen ſorgen und wirken ſehen, gewiß gerne von jedem Unglücklichen die Qualen der Folter abgewendet hätte, daß ſie aber, weil ſie in der Gerechtigkeit das Fundament und die Stütze der Reiche erkannte und nur Gerechtigkeit üben wollte,

in ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit dem Umfange ihrer eigenen Kenntniſſe mißtrauend, ihren perſönlichen Gefühlen Schweigen gebot und die Beibehaltung der Tortur genehmigte, weil Männer, auf deren Rechtlichkeit und Gewiſſensſtrenge ſie ſich verlaſſen durfte, für dieſelbe ſich ausſprachen und ſie für nöthig erklärten, und daß ſie, als endlich ein großherziger, vorurtheilsfreier Mann auftrat, der unerſchrocken und überzeugend die Unnothwendigkeit und Verwerflichkeit dieſes furchtbaren Rechtsbehelfes ausſprach und bewies, — in aufrichtigſter Herzensfreude das ſegenvolle Dokument unterzeichnete, welches ihre Länder von den Schrecken desſelben befreite und Gerechtigkeit mit Humanität paarte. —

Dieſer Mann war Joſef Sonnenfels.

Er ward im Jahre 1733 zu Nikolsburg in Mähren geboren und ſtammte aus einer urſprünglich jüdiſchen Familie. Sein Vater ließ ſich und ſeine beiden Söhne taufen; die Mutter aber blieb Jüdin.

Joſef trat nach abſolvirten philoſophiſchen Studien im Alter von 16 Jahren, durch häusliche Verhältniſſe beſtimmt, in den Militärſtand und kam zum Regimente Deutſchmeiſter, welches damals in Klagenfurt in Garniſon lag. Nach fünf Jahren verließ er Kärnten wieder, ſeinem Regimente folgend, welches nach Ungarn verlegt wurde.

Es iſt hier nicht der Platz, eine ausführliche Biographie dieſes für Oeſterreich ſo merkwürdigen Mannes zu bringen.

Es ſei darum nur in engen Umriſſen erwähnt, daß Sonnenfels, des Militärdienſtes überdrüſſig, ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete, ſpäter Profeſſor der politiſchen Wiſſenſchaften an der Wiener Hochſchule und Theater-Cenſor ward, in welcher letzteren Stellung er ein beſonderes lebhaftes Intereſſe für das Bühnenweſen bethätigte*), und im Vereine mit ſeinen Freunden eine gründliche Verbeſſerung und gänzliche Neugeſtaltung der Theater-Zuſtände in der Kaiſerſtadt, wo bis jetzt die Vorliebe für den „Hanswurſt" und die faſt durchgehends nur auf dieſen Charakter berechneten Comödien jeden höheren, künſtleriſchen Aufſchwung ferne gehalten hatte, anſtrebte, und endlich, insbeſondere durch den Beiſtand Kaiſers Joſef II., auch wirklich durchführte.

Nicht minder eifrig war er aber auch bemüht, zur Verbreitung allgemeiner Bildung und Humanität, zur Belebung

*) Als Verfaſſer der „Briefe über die wieneriſche Schaubühne"; 1768.

Digitized by Google

der Vaterlandsliebe durch Herausgabe einſchlägiger Schriften zu wirken.

Die von ihm verfaßten und herausgegebenen Bildungs-Schriften*), beſonders aber die größeren und kleineren Werke über Polizei- und Finanz-Wiſſenſchaft, dann über die Handlungs-Wiſſenſchaft**), in deren Gebieten ihm ſein Vaterland die wichtigſten Aufklärungen verdankt, geben ohne Ausnahme Zeugniß für ſeine vielſeitige Bildung, ſeinen echt menſchenfreundlichen Charakter, ſeinen edlen Freimuth und ſein von wärmſter Vaterlandsliebe begeiſtertes Herz.

Es iſt begreiflich, daß ein Mann von ſolchen Geiſtes- und Herzens-Eigenſchaften die in der „Thereſianiſchen Halsgerichts-Ordnung“ noch vielfach vorkommenden Reſte mittelalterlicher Juſtiz, insbeſondere aber das Inſtitut der Folter, weder vom rechtlichen noch vom Standpunkte der Humanität billigen und vertheidigen mochte.

Sonnenfels ſprach dieß in ſeinen Vorleſungen offen und freimüthig aus, wurde aber dafür von ſeinen Gegnern angeſchuldigt, daß ſeine Lehren indirekten Widerſtand gegen die beſtehenden Geſetze und den Willen der Monarchin enthalten und verbreiten.

Ueber den darauf an ihn ergangenen Befehl, daß er in ſeinen Schriften und Vorträgen das Thema der peinlichen Frage und der Todesſtrafe nicht mehr berühren dürfe, vertheidigte Sonnenfels ſich in einer an die Kaiſerin ſelbſt gerichteten Schrift mit ſolchem Erfolge, daß Maria Thereſia nicht bloß die erhobene Anklage als unbegründet zurückwies und ihn freiſprach, ſondern auch den Auftrag erließ, über die Nothwendigkeit der peinlichen Frage eingehende Unterſuchung anzuſtellen.

*) Wochenſchrift „Thereſe und Eleonore“ — zur Ausbildung des weiblichen Geſchlechtes; 1767.

„Das weibliche Orakel“; 1768.

„Ermunterung zur Lektüre an junge Künſtler.“

„Das Bild des Adels“; 1771.

„Briefe über die Liebe des Vaterlandes“; 1771.

**) „Sätze aus der Polizei-, Handlungs- und Finanz-Wiſſenſchaft“; 1765 bis 1776.

„Schreiben über die Herabſetzung der Intereſſen“; 1766.

„Von dem Zuſammenfluſſe“; 1768.

„Von der Theuerung in großen Städten und dem Mittel, derſelben abzuhelfen“; 1769.

Digitized by Google

Während nun der Referent der niederöſterreichiſchen Regierung neuerlich die Nothwendigkeit der Tortur zu beweiſen ſuchte, legte Sonnenfels dem Hofe einen abgeſonderten Bericht vor, in welchem er mit dem Feuer wahrer Menſchenfreundlichkeit die triftigſten Gründe gegen den Fortbeſtand dieſes grauſamen Rechtsmittels entwickelte und zugleich mit ſtrengſter Logik den rechtlichen Beweis für die Unzuverläſſigkeit der durch die Folter erpreßten Geſtändniſſe und hieraus für die Unzuläſſigkeit der Tortur ſelbſt führte.

Der ſchönſte, glänzendſte Sieg der Humanität krönte die Bemühungen des edlen Menſchenfreundes: Am 1. Jänner 1776 dekretirte Maria Thereſia die gänzliche Abſchaffung der Tortur und die Beſchränkung der Todesſtrafe auf verhältnißmäßig wenige, beſonders verabſcheuenswürdige und ſtaatsgefährliche Verbrechen.

Sonnenfels wurde im Jahre 1779 zum wirklichen k. k. Hofrathe bei der vereinigten öſterreichiſchen und böhmiſchen Hofkanzlei und zum Beiſitzer der k. k. Studien-Hofkommiſſion ernannt, im Jahre 1797 von Kaiſer Franz II. in den Reichsfreiherrnſtand erhoben und ſtarb am 26. April 1817 als Ritter des St. Stefan-Ordens und Präſident der Geſetzgebungs-Commiſſion und der kaiſerl. Akademie der bildenden Künſte in Wien in ſeinem 84ten Lebensjahre.

Forſchen wir in unſerem engeren Heimatlande Kärnten nach dem Beſtande des Folter-Inſtitutes innerhalb ſeiner Grenzmarken, ſo finden wir noch mehrfache, geſchichtliche Zeugniſſe für dieſen.

Der älteſte, ſpeziell kärntneriſche Criminal-Codex, die Halsgerichts-Ordnung Herzogs Ernſt des Eiſernen — eigentlich nur die Beſtätigung der mehrhundertjährigen Rechte, Gewohnheiten, Freiheiten und Geſetze*) — ddo. 27. März 1441, thut keine Erwähnung von der „peinlichen Frage“ oder Anwendung der Folter.

Urkundliche Beweiſe für die Handhabung der Tortur in Kärnten vor der Einführung der Caroliniſchen Halsgerichts-Ordnung ſind bisher nicht aufgefunden worden. Aber zweifellos verbürgen ihren einſtigen Beſtand in unſerem Heimatlande

*) Enthalten in der kärnt. Landeshandveſte, pag. 13—16.

die noch in neueſter Zeit in alten Schlöſſern Kärntens, welche einſt die Sitze der Landesgerichte waren, wie in Albek, Straßburg, Föderaun (Tarvis), Wolfsberg ꝛc. ꝛc., vorgefundenen Folterwerkzeuge und ſonſtigen peinlichen Vorrichtungen. In Wolfsberg heißt der zu dem einſtmaligen Landesgerichtsgebäude (am Fuße des Schloßberges) gehörige uralte Thurm noch heutigen Tages der „Reck-Thurm“ (von „recken“, foltern).

Beſonders häufig ſcheint die Anwendung der Folter im 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhundertes bei dem gerichtlichen Verfahren gegen Hexen und Zauberer üblich geweſen zu ſein, wie aus den in alten Archiven nicht ſelten vorfindigen Prozeß-Akten zu erſehen iſt.

Der kärnt. Geſchicht-Verein beſitzt ſelbſt ein ſolches Dokument, das Original-Protokoll über das „Guetl. und Peinliche Examen des alda (in Klagenfurt) im Reygebey*) in Crimine Magiae verhafften Bartlmä Draſcheter, ſo beſchehen Clagenfurt den 31. Jänner 1721“.

Als Gerichts-Vorſitzender iſt Dr. Franz Joſef Willenberg genannt.

Der der Zauberei und namentlich des Wettermachens angeklagte Inquiſit bezeichnet 17 Perſonen, darunter den Pfarrer zu St. Ilgen und 2 Capläne, mit Namen und ausführlicher Beſchreibung der Statur, Geſichtszüge und Kleidung, als ſolche, welche ihm in den Wetterwolken begegnet ſeien und mit ihm geſprochen haben. — Bei der erſten Begegnung (in den Wolken) ſei auch „ein Herr, wie ein Hauptmann oder „Pfleger, in ſchwarzer Geſtalt, mit **Herndl** am Kopf zuruck-„gewendet“, mitgekommen.

Nachdem der Inquiſit über ſeine Anzeigen weitläufig verhört und ermahnt worden, nicht Unſchuldige in's Verderben zu bringen, ſondern die Wahrheit zu ſagen, und ihm dieß als letzte gütliche Aufforderung bezeichnet worden, — erbietet er ſelbſt ſich, „alle Schmerzen und Martern“ zur Bekräftigung ſeiner Angaben zu erdulden.

Hierauf wurde ihm der Freimann vorgeſtellt und er abermals gefragt, ob er dabei bleibe, die „denunzirten Complizes in „ſeinem Wetter geſehen zu haben?“

*) Das alte magiſtratliche Gefangenhaus am Fleiſchmarkte, jetzt dem Apotheker Beinitz gehörig.

Digitized by Google

Auf erfolgte Bejahung geſchah die „Führung ad locum Torturae und Vorweiſung deren peinlichen Inſtrumenten“.

Nach Wiederholung obiger Frage und neuerlicher Beſtätigung von Seite des Inquiſiten ſind dieſem „gnedigiſt reſolvirtermaſſen „die 18 Zug Bund mit der Schnur ¾ Stund ſucceſſive „gegeben und umb die Warheit dieſer Aggravirung ſeiner Geſpännen „angefragt worden“, — „welicher beſtändig in ſeiner Aggravirung ohne „einiger Cunctir- oder Veränderung verblieben iſt, auf jeden Zug „affirmirend, daß er wahrhafftig alle angegebenen Geſpänne und Com„plices in ſeinem zauberiſchen Wetter geſehen, auch mit Theillen geredet „habe, denen er gar kein Unrecht thue“.

„Nach welichem er ſeiner Bund entlaſſen“ und nochmals ein ausführliches „Examen post Torturam“ an ihm vorgenommen worden iſt.

Nachdem er auch in dieſem ſeine Ausſagen feierlich erhärtete, wurde er wieder „in ſeine vorige Verwahrung“ geführt.

(Auch in dem auszugsweiſe im Archive des Geſchicht-Vereines befindlichen Protokolle über das mit dem Anführer der anno 1737 (gegen die Jeſuiten) aufſtändigen Millſtätter Bauern, Paul Zopf und mit ſeinen Genoſſen im Jahre 1738 vorgenommene peinliche Verhör kommt wiederholt die „Interrogatio in loco Torturae“ — hier, wie es ſcheint, als „Verbal-Territion“ vor.)

Hiemit ſchließt unſer Prozeß-Akt und — dieſer geſchichtliche Rückblick in die Vergangenheit!

Verzeichniß

der dem kärnt. Geſchichtsvereine in den Jahren 1875 und 1876 zugegangenen Geſchenke von großmüthigen Gönnern und Freunden und der vom Vereine gemachten Ankäufe.

A. Druckwerke.

(Fortſetzung.)

40. Von Herrn Franz Baron v Aichlburg, Hörer der Rechte: Chineſiſches Buch über die Seidenzucht. Mit Abbildungen. — 41. Vom Vereine für Hamburgiſche Geſchichte: Zeitſchrift des Vereines

Neue Folge. III. Band. 4. Heft. — 42. Von der akademiſchen Leſehalle in Wien: 5. Jahresbericht. — 43. Von der Kongelige Norske Universitet in Christiania: a. Grundtraehhene i den aeldeste Norshe Proces. Af Ebbe Hertzberg. 1874. — b. die ägyptiſchen Alterthümer in Petersburg, Helſingfors, Upſala und Copenhagen. Von J. Lieblein. Chriſtiania. 1873. — 44. Von Herrn Oswald Niſchelwitzer, Reichsraths-Abgeordneten: Stenographiſche Berichte über die Verhandlungen der deutſchen National-Verſammlung zu Frankfurt a. M. 1848 und 1849. Neun Bände. — 45. Vom hiſtor. Vereine für Schwaben und Neuburg: Zeitſchrift des Vereines. II. Jahrgang. — 46. Vom hiſtor. Vereine für das Würtembergiſche Franken: Zeitſchrift der Vereines. IX. Band; X. Band 1. Heft. — 47. Vom Geſchicht- und Alterthums-Vereine zu Leißnigg in Sachſen: Mittheilungen 4. Heft. — 48. Von Herrn Richard Canaval in Klagenfurt: Chineſiſches Andachtbuch. 1866. — 49. Vom hiſtor. Verein von und für Oberbaiern: a. Oberbaieriſches Archiv für vaterländiſche Geſchichte. 33. 34. Band; 35. Band 1. Heft. — b. 34. und 35. Jahresbericht. — 50. Vom Vereine für Geſchichte von Chemnitz: Mittheilungen des Vereines. I. Jahrbuch für 1873—1875. — 51. Von Herrn Dr. Arnold Luſchin von Ebengreuth, k. k. Profeſſor in Graz: a. Die Wiener Pfenninge. Von Dr. A. Luſchin von Ebengreuth. Wien 1876. — b. Fundtabellen hiezu. — 52. Von Herrn Dr. Ferdinand Biſchoff, k. k. Univerſitäts-Profeſſor in Graz: Urkunden-Regiſter zur Geſchichte Sigmund's von Dietrichſtein. Von Dr. F. Biſchoff. Graz 1876. — 53. Vom kärnt. Landes-Lehrer-Vereine: Kärnt. Schulblatt für 1876. 54. Von der Oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Görlitz: Neues Lauſitziſches Magazin. 52. Band; 1. Heft. — 55. Von Herrn Oskar Göſchen, k. k. Major: a. Verzeichniß der Standes-Erhöhungen und Gnaden-Akte unter der Regierung Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz I. Von Albert Heilmann. — b. Fürſten, Grafen, Herren und Ritterbürtige, welche von 1477 bis 1628 zu Tübingen ſtudirt haben. Von Puſikan. — c. Ueber die Bedeutung der Wappenfiguren. Von Puſikan. Nürnberg, 1877. — d. Vierteljahrsſchrift für Heraldik, Sphragiſtik und Genealogie. Vom Vereine Herald in Berlin. 1876. 3. Heft. — 56. Vom Leſevereine der deutſchen Studenten in Wien: Jahresbericht für 1875/6. — 57. Vom hiſtor. Vereine für den Niederrhein: Annalen des Vereines. 30. Heft.

— 58. Von der hiſtor. Geſellſchaft des Kantons Aargau: a. Jahresſchrift Argovia. 9. Band. — b. Katalog der Bibliothek der hiſtor. Geſellſchaft des Kantons Aargau. 1874. — 59. Vom hiſtor. Vereine für den Regierungsbezirk Marienwerder: Zeitſchrift des Vereines. 1. Heft. 1876. — Vom Vogtländiſchen Alterthumforſchenden Vereine zu Hohenleuben: a. Feſtſchrift zur Feier des 59jährigen Beſtandes des Vereines. 2 Theile. — b. 44—46. Jahres- und Feſtbericht. 1786. — 61. Vom hiſtor. Vereine für Krain: Geſchichte Krain's. Von Auguſt Diemitz. Laibach 1874. 2 Bände. — 62. Vom Muſeum Franzisco-Karolinum in Linz: a. 33. und 34. Jahresbericht. — b. Beiträge zur Landeskunde von Oeſterreich ob der Enns. 28. und 29. Lieferung. — 63. Von Herrn Dr. Friedrich Kenner: Die Fundobjekte aus dem römiſchen Militärbade in Deutſch-Altenburg. Aufgegraben 1875. Von Dr. F. Kenner. — 64. Von Herrn Johann Wenger, Kaufmann in Obervellach: a. Aquila Austriaca. Von J. Palatius. 1679. — b. Aquila Franca. Von J. Palatius. 1679. — c. Aquila Saxonica Von J. Palatius. 1679. — d. Aquila inter lilia francorum Caesarum. Von J. Palatius. 1673. (Sämmtlich Foliobände mit vielen Holzſchnitten im Texte). — 65. Von Herrn P. Beda Schroll: Urkundenbuch des Benediktiner-Stiftes St. Paul. Von P. Beda Schroll. Wien 1876. — 66. Von der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien: a. Sitzungsberichte der philoſoph.-hiſtor. Klaſſe: 55., 56., 77. bis 82. Band. — Regiſter 1874. — a. Archiv für öſterreichiſche Geſchichte. 51. bis 54. Band. — c. Fontes rerum austriacarum. I. Abth. 8. Band. II. Abth. 38. Band. — d. Denkſchriften der philoſoph.-hiſtor. Klaſſe der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften. 23. bis 25. Band. — 67. Von der königl. baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften in München: a. Sitzungsberichte der philoſ.-philolog.-hiſtor. Klaſſe. II. Band, 1874. I. und II. nebſt Supplement-Band 1875. I. Band, 1876. — b. Abhandlungen der hiſtor. Klaſſe. XII. Band 3. Abth. XIII. Band 1. Abth. — c. Almanach der königl. baier. Akademie der Wiſſenſchaften für 1875. — d. Ueber Deutſchlands Weltſtellung. Rede, gehalten von Franz v. Löhrer 1874. — e. Bericht über die 16. Plenarverſammlung der hiſtor. Commiſſion. — 68. Von der k. k. Central-Commiſſion für Bau- und Kunſtdenkmale: a. Perſonen-, Orts- und Sachregiſter zum 1. bis 17. Bande der Mit-

Digitized by Google

theilungen und zum 1. bis 5. Bande der Jahresbücher. 1873. 1. bis 3. Heft. — b. Mittheilungen. Neue Folge. I. Band. 1875. 1. bis 4. Heft. II. Band 1876. 1. bis 3. Heft. — 69. Vom Alterthums-Vereine in Wien: Berichte und Mittheilung. 14. Band. — 70. Von Herrn Paul Baron von Herbert: Wien im Zeitalter der Reformation Von Moriz Smets. Preßburg 1875. — 71. Von Herrn Leopold Beckh-Widmannſtetter in Graz: a. Denkſtein Sigmunds von Wildenſtein im Schloſſe Wildbach in Steiermark. Von L. Beckh-Widmannſtetter. — b. Genealogiſche Studien über das Geſchlecht der Gräfin Suſanne Eliſabeth Kempinski. — 72. Aus Rio de Janeiro eingeſendet: Das Kaiſerthum Braſilien im Jahre 1873. Ein kurzgefaßter Ueberblick der vorwärtsſchreitenden Entwicklung Braſiliens. Rio de Janeiro 1874. — 73. Von Frau Hermine Prettner in Klagenfurt: a. Augsburger Allgemeine Zeitung. Jahrgänge 1806, 1807, 1808, 1848. — b. Allgemeines Geſchichts- und Staats-Wörterbuch. 4 Bände. — c. Der Geſellſchafter, oder Blätter für Geiſt und Herz. Von F. W. Gubitz. 1822. — d. Heſperus, encyclopädiſche Zeitſchrift für Gebildete. Von Ch. K. André. Jahrgänge 1823 bis 1830. — e. J. Hübner's Reales Staats-, Zeitungs- und Converſations-Lexikon. Regensburg 1748. — f. J. Hübners Natur-, Kunſt-, Berg-, Gewerk- und Handlungs-Lexikon. Leipzig 1776. — g. Wilhelm Lewi's Geſchichte des Goldes. Graz. — h. Tagebuch einer zweiten Reiſe über Paris nach London und einigen engliſchen Fabriksſtädten. Von J. C. Fiſcher. 1826. — i. De la Distribution des Maisons de Plaisance. Par J. F. Blondel. Paris 1737. 2 Bände. — k. Atlas novus indicibus instructus. Von Matth. Roth. Wien. 1728. — l. Kärntens geiſtlicher Ehrenkranz. Von F. L. Haſenauer. Villach 1851. — m. Das proviſoriſche Oeſterreich. Von Franz Schuſelka. Leipzig 1850. — n. Ernſte Worte zur Situation Ungarns. Von F. Tabòr. — o. Les propros de Labiences. Par G. Rogeard. Bruxelles. 1865. — 74. Von Herrn Dr. Paul von Bizzaro in Görz: a. Die neueſten Ausgrabungen in Aquileja. Von Dr. P. v. Bizzaro. Trieſt 1875. — b. I Longobardi et la tomba di Gisolfo, del Prof. Arboit. Di P. Doctor de Bizzaro. Udine 1874. — c. La tomba di Gisolfo ed il Dr. P. de Bizzaro. Di Angelo Arboit. Udine 1874. — d. Sull' Sarcofago dissolterato a Cividale nel magio 1874. Di Dr. P. de Bizzaro. Gorizia. — e. Scoperta tomba del duca longobardo Gisulfo a Cividale. —

Digitized by Google

75. Von Herrn J o h a n n T u ſ k a n y, k. k. Bergkommiſſär: Studien über die Grundprinzipien der neueſten deutſchen Berg-Geſetzgebungen. 1875. — 76. Von Herrn Dr. A l o i s H u ſ ſ a in Klagenfurt: a. Piani e memorie dell' antica Basilica di Aquileja. 1852. Folio. — b. Les monnaies d'Athènes. Par E. Beulé. A Paris 1858. — c. Beſchreibung der bisher bekannten böhmiſchen Privatmünzen und Medaillen. Herausgegeben vom Vereine für Numismatik in Prag. — d. Ueber die Ciſtophoren und über die kaiſerlichen Silber-Medaillons der römiſchen Provinz Aſia. Von M. Pinder. Berlin 1856. — Numismata aerea selectiora maximi moduli e museo Pisano olim Corrario. — f. Annali del Litorale con indicazioni di avvenimenti, che pievano alla storia di questa provincia. — g. Beiträge zur phönikiſchen Münzkunde von Otto Blau. Leipzig 1852 und 1855. — h. Mitgabe für das ganze Leben, der Jugend geheiliget von G. Hieronymus Roſenmüller. Leipzig 1823. — 77. Von Herrn R u d o l f W a i z e r, k. k. Steueramts-Kontrollor in Klagenfurt: a. Heimatkunde von Kärnten. Von Fanni Petritſch. Klagenfurt und Villach. — b. Leyer und Schwert. Von Th. Körner. Wien. — c. Ferdinand Stolle's Schriften. 9 Band. Plauen. — d. Akademiſches Liederbuch. 2. Band. Altona, 1795. — e. Abenteuer des Don Quixote. Wien. — f. Gentianen. Gedichte von Ferdinand Alpenheim. Graz 1874. — g. Das Kloſter am Traunſee. Volksſage aus Ober-Oeſterreich von Otto Prechtler. Gmunden 1869. — h. Gothiſch-Hochdeutſche Wortlehre. Von A. Ziemann. Leipzig 1834. — i. Die Selbſtbekenntniſſe Schillers. Von Dr. K. Fiſcher. Frankfurt a. M. 1858. — k. Mittheilungen des deutſchen und öſterreichiſchen Alpenvereines. Von Dr. Th. Peterſen. Jahrgang 1870. Nr. 1 und 2. — l. Diplomatiſche Aktenſtücke aus der Hölle. 2. und 3. Faszikel. Mainz 1861. 3 Hefte. — m. Beiträge zur Geſchichte der Kärntner-Eiſenbahn. Von J. Scheließnigg. Klagenfurt 1862. — n. Maria Thereſia 1740—1780. Von L. Schmued. Klagenfurt 1873. — o. Das 25jährige Jubiläum der Grazer Handelsſchule. Gera 1875. — p. Lehrbuch der Chemie für Realſchulen. Von Fried. Hinterberger. Wien 1854. — q. Schiller als Philoſoph. Von Dr. Kuno Fiſcher. Frankfurt a. M. 1858. — r. Deutſche Volkslieder aus Kärnten. Geſammelt von Dr. V. Pogatſchnigg und Dr. Emanuel Herrmann. Graz 1869. 2 Bändchen. — s. Facillima artis arithmeticae methodus. Von J. B. Lechner. Augsburg 1792. — t. Lolla Ruckh. Von Thomas Morre. Deutſch von

Fried. Baron de la Motte Fouqué. 1. Theil. Wien 1826. — u. Das Mädchen des Gomez Arias. Von Calderon. Gotha 1825. — v. Verhandlungen des öſterreichiſchen Alpenvereines. Von Paul Grohmann und Ed. v. Moiſiſovics. 1. Heft. Wien 1864. — w. Torquato Taſſo Von Goethe, fortgeſetzt von J. D. Hoffmann. Leipzig 1834. — x. Stahlfederzeichnungen aus Alt-Karlsbad. Von Dr. Bürg-Simoni. Karlsbad 1873. — y. Der Kondukteur. 1873. — z. Ch. A. Tiedge's Werke. 2.—5. Bändchen. Graz 1826. — aa. Antologie aus Koſegarten's Gedichten. 1. und 2. Bändchen. Hildburghauſen 1829. — bb. Die Ligourianer. Von Johannes Nordmann. 1., 2.–4. bis 10. Lieferung. — cc. Karte von Pommern und Poſen. — dd. Salonzeitung. 3 Jahrgänge. — 78. Von der königlichen ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Peſt: a. Monumenta Hungariae historica. 13 Bände. Budapeſt. — b. Magyar történelmi tár. XXI. XX. XIX. Budapeſt. — c. Töröh Magyarkori Történelmi emlèkek. Budapeſt 1873. — d. Archivum Rákóczyanum. 4 Bände. Peſt 1873—1875. — e. Monumonta comitialia regni Hungariae. 2 Bände. Budapeſt 1874—1875. — f. Értekezérek atörbénelmi tudomániok körébel szerkegti Frankl Vilmos. 1873. 6 Hefte; 1874. 7 Hefte; 1875. 5 Hefte. Budapeſt. — g. Jegyzege A. M. Tud. Akadémia által Kiadott Könyvernek. Jelentékenijen Leszallitott Árahon. 1875. Budapeſt. — 79. Vom Herrn Karl Röſchnar in Klagenfurt: Alphabete orientaliſcher und occidentaliſcher Sprachen. Zuſammengeſtellt von Fried. Ballhorn. Leipzig 1850. — 80. Von Herrn Guſtav Ritter von Gröller, k. k. Linienſchiffs-Kapitän: a. Memoire sur l'avechèment des traveaux d'amélioration executés aux embouchures du Danube par la commission européenne. Leipzig 1873. — b. Ein Band dazu gehöriger Karten und Pläne. Elefanten-Format.

Inhalt: Schloß Tanzenberg. Nach topographiſchen, hiſtoriſchen und landwirthſchaftlichen Kennzeichen im Umriß dargeſtellt von M. J. — Geſchichte der Folter. (Tortur.) Von R. v. Gallenſtein. (Schluß.) — Verzeichniß der dem kärnt. Geſchichtsvereine in den Jahren 1875 und 1876 zugegangenen Geſchenke von großmüthigen Gönnern und Freunden und der vom Vereine gemachten Ankäufe.

Redaction: Markus Freiherr von Jabornegg.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 11. Achtundſechzigſter Jahrgang. 1878.

Der Kaiſer Leopold-Erbſtollen in Bleiberg.

Unter dieſem Titel hat die Generaldirection der Bleiberger Bergwerks-Union „zur Erinnerung an das Verdurchſchlägerungsfeſt des Kaiſer Leopold-Erbſtollens mit dem Romuald-Geſenke am 18. Auguſt 1878" eine Broſchüre veröffentlicht, welche an die Feſttheilnehmer vertheilt wurde, die Geſchichte, ſowie die geologiſchen und bergmänniſchen Verhältniſſe des Erbſtollens in bündiger Weiſe ſchildert, in hübſcher Ausſtattung bei J. und F. Leon hier erſchienen und mit einer Kunſt- und drei techniſchen Beilagen verſehen iſt, auf die wir zum Schluſſe zurückkommen werden. Wir entnehmen der Feſtbroſchüre, als hochwichtig für die Geſchichte des Kärntner Bergbaubetriebes, nachſtehende Daten.

Am 17. Juni d. J. wurde der Kaiſer Leopold-Erbſtollen im Bleiberger Bergreviere mit dem tiefſten Geſenke des äußeren Bleiberger Baues, dem „Romuald-Geſenke" in Verbindung gebracht. Im Jahre 1787 hielten die Bleiberger Gewerken Franz Anton Holenia und Joſef Sebaſtian Pobeheim in Verbindung mit dem k. k. Montanärar für die Entwicklung der weſtlichen Kreuther-Gruben, ſowie für die Ausbeutung der öſtlichen Tiefbaue im äußeren Bleiberge die Anlage eines Erbſtollens für nothwendig, deſſen gemauertes Mundloch im ſogenannten Windiſchen Graben im Weſten zwiſchen Kreuth und Labientſchach angeſteckt wurde. Die abſolute Höhe des ſich von Weſt nach Oſt erſtreckenden Bleiberger Gebirgsthales, welches von den Nordgehängen des Dobratſch oder der Villacheralpe im Süden und den

Südabhängen des Bleiberger Erzberges im Norden gebildet wird, beträgt im Mittel bei 885 Meter = 2800 Wiener Fuß.

Der Beginn des Erbſtollenbaues fällt in das Jahr 1790 und übernahm das Montanärar $^{9}/_{24}$, v. Pobeheim $^{8}/_{24}$ und Holenia $^{7}/_{24}$ Antheile. Später traten die Gewerken Spiridion Mühlbacher und F. Ritter von Jacomini für gewiſſe Antheile ein. Dieſes Beſitzverhältniß blieb bis zur Bildung der Actiengeſellſchaft „Bleiberger Bergwerks-Union", welche 1868 in den alleinigen Beſitz des Erbſtollens gelangte.

Der erſte Zweck des Erbſtollens war die Unterfahrung der ſogenannten „Anna-Verhaue" und der weſtlichen Erzzüge im Kreuther Reviere, welche am 20. Auguſt 1817 mit einer Erbſtollenlänge von 1359·4 Metern erreicht wurde. Hierauf wurden von der Erbſtollens-Theilhaberſchaft mit den öſtlich an die Anna-Maſſen angrenzenden Gruben: Joſefi-, Ramſer-, Oswaldi-, Allerheiligen-, Anton- und Chriſtof-, ſogenannte Kübelſturzverträge abgeſchloſſen, vermöge welcher ſich die Erbſtöllner verbindlich machten, gegen Entrichtung des 10. Kübels von den in dieſen Gruben gewonnenen Erzen den Erbſtollen auf ihre Koſten bis an die öſtliche Grenze der Chriſtofi-Schermmaſſen zu verlängern. Dieſer Zielpunkt wurde Ende März 1835 erreicht und maß zu dieſer Zeit der Erbſtollen in öſtlicher Erſtreckung 2510·44 Meter.

Nach Abſchluß dieſer Betriebsaera verblieb dem Bleiberger Erbſtollen noch ein weites Feld für die Löſung ſeiner Aufgabe zur Unterfahrung der Hauptgruben des äußeren Bleiberges offen. Nach fünfjähriger Betriebsſiſtirung, hervorgerufen durch die Unentſchloſſenheit der Theilhaber in Folge des rieſigen Koſtenaufwandes, welcher für die in Ausſicht genommenen weiten Ziele zu gewärtigen ſtand, wurde hauptſächlich durch die Initiative des k. k. Montanärars am 19. September 1840 der Erbſtollen-Feldortsbetrieb wieder aufgenommen. 1852 erfolgte der Durchſchlag des Erbſtollens mit der Grube Göttliche Vorſicht und 1855 mit der Grube Kaſtl.

Die reichen Erzzüge des Friedrich-Romuald-Grubenfeldes ließen den vollſtändigen Ausbau des Erbſtollens äußerſt wünſchenswerth erſcheinen und blieb es der 1868 gegründeten Geſellſchaft „Bleiberger Bergwerks-Union" vorbehalten, das große Werk zu gewältigen. Die Bildung dieſer Geſellſchaft iſt als ein Segen für die zeitgemäße Umſtaltung und raſche Entwicklung des Bleiberger-Bergbaues anzuſehen und muß ihr beſonders die Bevölkerung des Bleiberger Thales dankbare Anerkennung zollen, da es nur durch die Zuſammenfaſſung der

Digitized by Google

einzelnen Beſitztheile, d. i. der früheren Gewerkſchaften, möglich wurde, die bekannten Wohlthaten für Bruderladszwecke, Arbeitsentlohnungen u. ſ. w. im Bleiberge Bergreviere zu ſchaffen.

Seit dem Beſtande der Bleiberger Bergwerks-Union, d. i. ſeit 10 Jahren, wurde der Erbſtollen in einer Geſammtlänge von 1080·43 Meter ausgefahren, alſo nahezu ein Viertel ſeiner Geſammtlänge, ungerechnet alle Nebenverzweigungen. Als Hauptbeſtandtheil des Erbſtollens gilt deſſen Lichtſchacht im äußeren Bleiberge, der Kronprinz Rudolfsſchacht, ſo genannt in Folge des Beſuches des Kronprinzen im Juli 1873, deſſen Abteufung 1869 begonnen und 1874 bis auf das Niveau des Erbſtollens vollendet wurde.

Die erſte feierliche Einweihung des Erbſtollens, der bereits eine Länge von 34 Metern erreicht hatte, fand am 15. November 1790 ſtatt und erhielt dieſer Grubenbau in erſter Taufe den Namen „Kaiſer Leopold-Erbſtollen“ nach dem damals regierenden Kaiſer von Oeſterreich, welcher auch ſpäter für die Geſammtheit ſeiner Erſtreckung beibehalten wurde.

Am 19. März 1874 erfolgte ein plötzlicher Waſſereinbruch bei gleichzeitiger Zerſtörung einer kurzen Stollenſtrecke, wodurch die Belegmannſchaft im Erbſtollenvororte durch volle 33 Stunden von der Außenwelt abgeſchnitten wurde. Um die glückliche Rettung dieſer Mannſchaft machte ſich vorzugsweiſe der Zimmerer F. Biedner mit eigener Lebensgefahr verdient und erhielt dafür das ſilberne Verdienſtkreuz.

Zur bleibenden Erinnerung an den Erbſtollenausbau wurde am 18. Auguſt d. J. am Stollenulme des Erbſtollens, unweit der Verdurchſchlägerungsſtelle deſſelben mit dem Romualdgeſenke eine Gedenktafel mit folgender Inſchrift angebracht:

„Der Kaiſer Leopold-Erbſtollen wurde am 17. Juni 1878 mit dem Romuald-Geſenke in Verbindung gebracht. Erbſtollenlänge 4864 Meter. Rudolfsſchachttiefe 121·5 M.

Bleiberger Bergwerks-Union.

Verwaltungsrath:	Aufſichtsrath:
Romuald Holenia, Präſident.	Joſef Mayer.
Joſef B. Egger.	Ferdinand Seeland.
Anton v. Ehrfeld.	Johann v. Veſt.
Anton L. Moritſch.	
Paul Mühlbacher.	

Direction:

Hermann Hinterhuber, Generaldirector.
Edmund Makuc, Werksdirector.

Zum geologiſchen Theile der Abhandlung übergehend, bewegt ſich der kärntneriſche Bleibergbau in den Schichten der Trias, welche ein ausgedehntes Gebiet mit der Hauptrichtung Weſt-Oſt bedecken. Als tiefſtes Triasglied, das im Bleiberger Reviere unmittelbar auf Schichten der marinen Steinkohlenformation auflagern und zahlreiche Brachiopoden- (Spirifer u. a.) und Pelecypoden-Reſte enthalten, treten in den Kärntner Alpen die Werfner Schichten auf. Selbe bilden den chorologiſch gleichbleibendſten Triashorizont unſerer Alpen und liegen meiſt unmittelbar auf rothen Sandſteinen, welche in den oberen Lagen Quarzeinſchlüſſe weiſen.

Als nächſt höhere Schichtenablagerung erſcheint über den Werfner-Schichten der Muſchelkalk, deſſen Trennung in „unteren" und „oberen" Muſchelkalk ſchwierig erſcheint. Die tieferen Lagen des Muſchelkalkes zeichnen ſich durch hohen Thonerdegehalt, dunkelgraue Farbe und Dünnſchichtigkeit in den kärntneriſchen Bergbaurevieren aus und finden ſich darin manche Ammonitiden.

In der mediterranen Triasprovinz unterſcheidet man für die karniſche Stufe a) die Caſſianer Schichten, b) die Raibler Schichten und c) die Schichten der Dolomite und des Dachſteinkalkes. Als Aequivalent für die Caſſianer Schichten findet man im kärntneriſchen Bleierzreviere mergelige Geſteinsarten und Dolomite, auf welche die ſcharf ausgeprägten charakteriſtiſchen, ſehr foſſilreichen Raibler Schichten folgen, welche vorwiegend Zweiſchaler enthalten.

Das häufige Auftreten der Muſchelgattung Megalodus kennzeichnet das Gebiet der Raibler Schichten und des Hallſtätter Kalkes, welcher in ſehr mächtiger Zone die Bleierzlagerſtätten in ſich ſchließt und von Verſteinerungen Megalodus carinthiacus, Corbula Rosthorni, Carnites floridus, Nautilus Wulfeni, Chemnitzia eximia, Nerinea prisca u. a. führt.

Die Hallſtätter Kalke werden von dem mehr als 1000 Meter mächtigen Hauptdolomite (Dachſteinkalk und Dolomit) überlagert, welcher an der Berührung mit den thonigen Schiefern bituminös wird und dann Stinkſtein genannt wird. Das geologiſche Alter des karniſchen Dachſteinkalkes iſt nicht feſtzuſtellen, da die verſchiedenen Megalodus-Arten und deren Verbreitung eine geordnete Reihenfolge der verſchiedenen Kalkformationen zu unterſcheiden nicht zulaſſen. Der Hauptdolomit bildet das Hangende des erzführenden Hallſtätter Kalkes und es brechen in demſelben keine Bleierze ein.

Digitized by Google

Außer Megalodus und Korallen ſind im Kärntner Dachſteinkalk Avicula exilis und Turbo solitarius ſehr verbreitet.

Nach der allgemeinen Betrachtung der geologiſchen Verhältniſſe der Triasformation, in welcher ſich der Kärntner Bleierzbergbau derzeit ausſchließlich bewegt, ſei bemerkt, daß der Kaiſer Leopold-Erbſtollen in ſeiner weſtöſtlichen Erſtreckung diagonal nahezu parallel mit dem Hauptſtreichen der Bleiberger Erzzüge, vom Mundloche an gerechnet, durchfahren hat:

a) Die Werfner Schichten (Buntſandſtein) in einer ſcheinbaren Mächtigkeit von 95 Meter.

b) den Muſchelkalk (mergelige Gebilde) in einer Länge von 890 M.

c) bituminöſe Dolomite an verſchiedenen Theilen ſeiner Erſtreckung in einer Länge zuſammen von 544 Meter.

d) die Raibler Schiefer in einer Länge zuſammen von 213 Meter und

e) den Hallſtätterkalk in einer Länge bis zur Verdurchſchlägerungs-ſtelle d. i. bis zum Romuald-Geſenke von 3122 Meter.

Der erzführende Kalk iſt meiſt kryſtalliniſch, jedoch ſelten in erkennbaren Zuſammenſetzungsſtücken. Er iſt meiſt von lichter Farbe und an den ſcharfen Rändern und dünnen Bruchſtücken durchſcheinend. Das pecifiſche Gewicht desſelben iſt 2·4 bis 2·9 und zeigt verſchiedenen Magneſia- und Kieſelſäuregehalt. Der Gehalt an kohlenſaurer Magneſia wechſelt von 2·5 bis 40 Procent. Die Dolomitiſirung iſt alſo in ſehr ungleichen Verhältniſſen eingetreten und erſcheint der erzführende Kalk dadurch gewiſſermaſſen als eine zuſammengeſetzte Varietät des Kalkſpaths und Rauten- oder Bitterſpaths, welche ſo in einander übergehen, daß man deren Zuſammenſetzung aus der Geſteinsſtructur unmöglich erkennen kann, wohl aber am ſpecifiſchen Gewichte.

Der Bleiberger erzführende Kalk zeigt in ſeiner Lagerung die merkwürdigſten Verhältniſſe. Er iſt theils unregelmäßig geſchichtet, d. i. aus unbeſtimmt eckigen Stücken, theils plattenförmig zuſammengeſetzt und dieſe beide Arten wechſeln auf die mannigfaltigſte Weiſe. Im äußeren Bleiberge beobachtet man eine deutlich plattenförmig zuſammengeſetzte Kalkzone mit ſüdweſtlichem, ziemlich flachem Einfallen (30°), welche ſich in weſtlicher Richtung mehr horizontal lagert und endlich das entgegengeſetzte nordöſtliche, ziemlich ſteile (70°) Einfallen in Kreuth gewinnt. In der dem Erzberge gegenüber liegenden Villacher Alpe (Dobratſch) beobachtet man nur unregelmäßige Lagerungsgebilde.

Die Geſtaltung des erzführenden Kalkes iſt mit Rückſicht auf ſeine Maſſentheilung nicht als das Product einer gewöhnlichen Schichtenbildung, ſondern als das Product eines Kryſtalliſationsproceſſes zu betrachten. Die plattenförmige Zone des Hallſtätter Kalkes iſt für den Bleiberger und Kreuther Bergbaubetrieb von größter Bedeutung, da die plattenförmige Zuſammenſetzung mit dem Erzvorkommen in unmittelbarem Zuſammenhange zu ſtehen ſcheint. Die Flächen, welche die plattenförmigen Zuſammenſetzungsſtücke theilen, werden in Bleiberg „Flächen" genannt, was als identiſch mit Zuſammenſetzungsflächen, nicht mit Schichtungsklüften aufzufaſſen iſt; ebenſo ſind die Blätter oder „Gangkreuzklüfte", welche die triadiſche Gebirgsmaſſe durchſchneiden, als Folge des Kryſtalliſationsproceſſes und nicht als ſpätere Zerklüftungen aufzufaſſen.

Die Erzlagerſtätten im Bleiberger Erzberge ſind ſchwer zu definiren, inſoferne ſie nach gewöhnlichen Begriffen weder als „Lager" noch als „Gänge" aufzufaſſen ſind. Dieſelben ſind nichts weniger als ebenflächig begrenzte Körper, ſondern unförmliche, d. i. regelmäßig begrenzte, mit Erz ausgefüllte Räume. Im äußeren Bleiberge ſind vorerwähnte Erzlagerſtätten dennoch wirkliche Gänge, nach gewöhnlicher Vorſtellung für dieſe Art des Erzvorkommens, in Kreuth wirkliche Lager, wenn man nicht die Erzmittel allein, ſondern das an Ganglagerarten zuſammennimmt, was thatſächlich zu den Erzlagerſtätten dort auch gehört. Im Allgemeinen tragen die Bleiberger Erzlagerſtätten das Gepräge gleichzeitiger Bildung an ſich.

An Mineralien, welche den Gegenſtand der Gewinnung bilden, brechen in Bleiberg außer ſilberfreiem Bleiglanz noch reich ein: Zinkerze (Blende und Galmei) und Gelbbleierz (Wulfenit). Seltenere Mineralien des Bleiberger Vorkommens ſind: Plumbocalcit, Ilſemannit, Angleſit, Ceruſſit, Markaſit, Liparit, Anhydrit, Selenit, Bitterſpath, Kalkſpath (hie und da in ſchönen großen Skalenoëdern kryſtalliſirt), Schwerſpath u. m. a.

Das große durchgeführte bergmänniſche Werk zerfällt in vier Betriebsperioden. Die erſte bewerkſtelligte den Erbſtollen-Ausbau in einer Länge von 1359·4 Metern, d. i. bis zum Maxer Kunſt- und Förder-geſenke. Am 20. Auguſt 1817 wurde der Erbſtollen mit dieſem Geſenke in Verbindung gebracht. Dieſe Betriebsperiode dauerte etwa 28 Jahre und ergibt ſich für dieſelbe eine durchſchnittliche jährliche Vortriebsleiſtung von 47 Metern oder monatlich 3·9 Meter. In der zweiten

Betriebsperiode, welche 18 Jahre, von 1817 bis 1835 umfaßte, wurde der Erbſtollen in öſtlicher Richtung um weitere 117·7 Meter vorgetrieben, d. ſ. im Jahre 65, im Monat 5·4 Meter. Nach Abſchluß dieſer wichtigen Periode machte ſich bereits der Einfluß des Erbſtollens auf die durch denſelben entwäſſerten Gruben geltend. Man hatte zu den Erzlagerſtätten auf größere Teufen, ohne großen Koſtenaufwand für die Zuſumpfhaltung der Wäſſer, Zutritt erlangt, die theilweiſe ſiſtirten Erzbaue kamen wieder in lebhaften Betrieb, eine früher nie gekannte Regſamkeit wurde entfaltet und ſozuſagen die Blütezeit des Kreuther Bergbaubetriebes fällt in dieſe Zeit. Der Bau, beziehungsweiſe die Reconſtruction mehrerer Waſſerſäulenkünſte wurde durch das neu gewonnene Druckgefälle bei den Gruben Max, Ramſer und Antoni durchgeführt und überhaupt für mehrere maſchinelle Grubeneinrichtungen Veranſtaltung getroffen. Während man damals im weſtlichen Bergreviere an den Erbſtollenserfolgen zehrte, erreichten die Baue im äußeren Bleiberge die Thalſohle und mußte ſich der größte Theil der Bleiberger Knappen wegen Mangel an Bergbauangriffspunkten in das eine Stunde vom Dorfe Bleiberg entfernte weſtliche Kreuther Revier zur Arbeit ſtellen.

Nach Abſchluß dieſer zweiten Betriebsperiode wurde die Erbſtollensfortſetzung durch fünf Jahre, von 1835 bis 1840, ſiſtirt. Am 19. September 1840 begann durch die Initiative des k. k. Montan-Aerars die dritte Betriebsperiode, welche bis 1873, alſo 33 Jahre dauerte. In dieſe Zeit, nämlich 1868, fällt die Gründung der Actiengeſellſchaft Bleiberger Bergwerks-Union. Der Erbſtollen wurde in dieſen 33 Jahren um 1506·5 Meter vorgetrieben, d. ſ. pro Jahr 35, pro Monat 3 Meter.

Die vierte und letzte Periode beginnt 1874 und dauert bis Mitte Juni 1878, in welcher kurzen Zeit von vier und einem halben Jahre 821·1 Meter bewältigt wurden, was im Durchſchnitte pro Jahr 182·4, monatlich 15·2 Meter ergibt. Innerhalb des letzten Decenniums wurde ſomit nahezu ein Viertel der ganzen Erbſtollenslänge ausgefahren, welche ohne Nebenverzweigungen 4864 Meter beträgt. Zugleich wurde der für einen raſchen Fortſchritt ungeeignete und überhaupt unpaſſende Querſchnitt von 11 Wiener Fuß Höhe und 4 Wiener Fuß Breite auf 8 Fuß Höhe und 6 Fuß Breite umgewandelt und Gußſtahl für Arbeitsgezähe, Dynamit als Sprengmaterial eingeführt.

Die Verdurchſchlägerung des Erbſtollens mit dem Rudolfsſchachte erfolgte am 29. Juni 1876. Dieſe bedeutende Leiſtung in der letzten

Digitized by Google

Betriebsperiode des Erbſtollens entſprach auch genau den Betriebs-voranſchlägen des für die Unionsverhältniſſe ausgearbeiteten Betriebs-planes. Entſprechend dem letzteren entſtand die großartige Kraftwaſſer-leitung von dem nördlichen Gehänge des Dobratſch in einer circa 500 Klafter langen Communicationsröhrentour auf die Südſeite des Blei-berger Erzberges, ſammt den Waſſerleitungen vom ſogenannten Flitſchl-boden zu den einzelnen Hauptgruben nach Bleiberg und Kreuth, ferner der Rudolfsſchacht, deſſen Ausbau die Anlegung von Betriebsorten auf dem Erbſtollenshorizonte und dadurch die Vollendung deſſelben ermög-lichte, welche am 17. Juni d. J. erfolgte.

Der Kaiſer Leopold-Erbſtollen iſt als die Pulsader des Bleiberger Bergbaues aufzufaſſen, indem derſelbe die Concentration der Förderung auf einem gemeinſamen Horizonte mit der Communication in den Tag-ſchacht „Rudolfsſchacht" nun ermöglicht und durch bewerkſtelligte reiche Erzaufſchlüſſe der Hoffnung auf eine gedeihliche zeitgemäße Verjüngung Altbleibergs Raum gibt. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, daß durch die neugeſchaffenen und vermehrten Kraftverhältniſſe die beſtehenden Hauptſchächte geſenkt, ferner moderne Werkseinrichtungen für Auf-bereitung und Hüttenweſen geſchaffen werden, kurz die gewonnene Grundlage für eine neue Betriebsaera auch ausgenützt wird.

Das Lichtbild des Taggebäudes des Rudolfsſchachtes mit einem Theile des dahinter gelegenen Erzberges bildet die Titel-Kunſtbeilage, welcher auch die geognoſtiſch colorirte kleine Kozenn'ſche Karte von Kärnten, eine Karte des Bleiberger Erbſtollens mit den derzeit beſtehenden Grubentiefbauen, ſowie eine Tabelle über die hydrographiſchen Verhältniſſe des Bleiberger Bergrevieres vor und nach dem Ausbaue des Erbſtollens beigegeben ſind. Sowohl Text-, als die Kunſt- und die techniſchen Beilagen machen die Feſtabhandlung zu einem höchſt werthvollen Beitrage zur Bergbaugeſchichte Kärntens.

Am 18. Auguſt d. J. wurde zugleich mit dem Geburtsfeſte des Kaiſers von der Bleiberger Bergwerks-Union ein gelungenes Feſt ver-anſtaltet. Der Feſtort war ſchon am 17. Abends reich mit Fahnen, Blumen und Fichtenreiſig zum Empfange der Feſtgäſte geſchmückt, welche im Taggebäude des Rudolfſchachtes eine daſelbſt aufgeſtellte Geſteinsſammlung des Bleiberger Revieres und kartographiſche Arbeiten beſichtigten, welche einen Einblick in die Verhältniſſe des geſchaffenen großen Werkes gaben. Feuerwerk, Zapfenſtreich, Böllerknallen und ein heiteres Beiſammmenſein mit Zithervorträgen füllten den Abend aus.

Sonntag um 5 Uhr Morgens weckte die Muſik der Bergkapelle die Schläfer, welche um 6 Uhr die Fahrt von Bleiberg nach Kreuth antraten, um von dort den Erbſtollen in ſeiner ganzen Länge vom Mundloche bis zum äußeren Bleiberge zu durchfahren, wobei ſie durch auf die Geſchichte des Ausbaues Bezug nehmende Transparente, verheißungsvolle Erzanbrüche und ein feines Frühſtück, wozu ſich auch ein Faß Pilsner Bier im feſten Felſen vorfand, überraſcht wurden und die Enthüllung der Eingangs erwähnten Gedenktafel ſtattfand.

Die uniformirte Bleiberger Knappſchaft rückte nach der Grubenausfahrt in der Stärke von etwa 300 Mann mit der Bergmuſikkapelle an der Spitze vor das Amtshaus und defilirte vor den Feſtgenoſſen, unter denen ſich auch der k. k. Bezirkshauptmann von Villach, Herr J. Eizinger als Vertreter Sr. Majeſtät des Kaiſers befand, worauf ſich Alle in feierlichem Zuge zur Kaiſermeſſe in die Kirche begaben. Auf dem Vorplatze des Amtsgebäudes fand ſodann durch Herrn k. k. Bezirkshauptmann Eizinger die Vertheilung des ſilbernen Verdienſtkreuzes mit der Krone an die Vorhäuer Johann Schneeweiß, Jacob J. Perchtold sen. und Sebaſtian Grutſchnig ſtatt. Generaldirector H. Hinterhuber erſchien bereits mit dem ihm kurz vorher verliehenen Ritterkreuze des Franz Joſefs-Ordens geſchmückt.

Beim Feſtdiner wurden Toaſte auf Se. Majeſtät den Kaiſer, auf die Actiengeſellſchaft Bleiberger Bergwerksunion, auf die k. k. Behörden, auf den Verwaltungs-, und den Aufſichtsarzt der Geſellſchaft, auf den Beamtenkörper und das Gedeihen des Bleiberger Bergbaues, nebſt vielen anderen heiteren Trinkſprüchen ausgebracht. Nach dem Feſtmahle zerſtreuten ſich die Feſtgäſte in alle Winde, welche ſicher eine angenehme Erinnerung an das vom ſchönſten Wetter begünſtigte und vollſtändig gelungene Bergfeſt mitgenommen haben.

Culturgeſchichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei.

Geſammelt von Guſtav Adolf Zwanziger.

LXXVIII. Steppe und Wüſte.

Dr. Guſtav Radde aus Tiflis ſprach in der Sitzung der k. k. geograph. Geſellſchaft in Wien am 27. Mai 1873 über Steppen und Wüſten. Er führte aus, daß der Begriff Steppe ein ſehr

dehnbarer ſei, weit dehnbarer, als jener der Wieſe und der Prairie. Die botaniſchen Phyſiognomien der Steppe wechſeln bedeutend und ſchon die Uebergangsformen der Steppe zur Wüſte bedingen in den Sand- und Steinſteppen ſehr namhafte Variationen, welche kaum noch an die ſchwarzerdigen pontiſchen Steppen erinnern. Alles was waldlos iſt, ob Ebene, ob Hügelland, gleichgiltig ob in Meereshöhe oder 5—7000′ über dem Spiegel desſelben (wie in Hocharmenien), gleichgiltig ob auf den Tertiärkalken Rußlands lagernd oder auf den Laven und Obſidianen, welche der Ararat einſt über das armeniſche Hochland warf, alles was waldlos iſt und benutzbar, entweder durch ſeßhafte oder durch vagabundirende Bewohner, das iſt Steppe. Die Wüſte iſt nicht nutzbar. Eilenden Schrittes durchzieht ſie der Menſch, getrieben vom länderverbindenden Handel. Das Weſen der Wüſte iſt die Oaſe. Der Hauptgrund für die Bildungen der Steppe und Wüſte liegt im Untergrunde des Bodens. Hält dieſer den geringen wäſſerigen Niederſchlag, welcher im Jahre von 3—14 Zoll ſchwankt, ſo iſt die Steppe geſichert. Läßt er dieſes geringe Waſſerquantum durch, ſo iſt die Wüſte bedingt. Zur Frühlingszeit erreicht die pontiſche, ſchwarzerdige Steppe den größmöglichſten Grad ihrer Pracht. Unabſehbare Tulpengebiete, untermiſcht mit der Zwergmandel, Amygdalus nana, dem einzigen Holzgewächs der ſüdruſſiſchen Steppe, Ornithogalum-, Iris-, Muscari-Gruppen, überall die Wurzelblätter von Salvia austriaca und S. Aethiopis ſchmücken ſie, während Herden von Springmäuſen (Dipus), Haſenmäuſen (Lagomys) und Murmelthieren (Arctomys) ſie beleben. (Mittheilungen der k. k. geograph. Geſellſchaft in Wien. 16. Band. 1873. S. 239—240.)

LXXIX. Pflanzenleben im Gran Chaco.

An der Mündung des aus dem Herzen des Gran Chaco kommenden Rio negro ſcheint die Pflanzenwelt dem Silberbache den Ausfluß in den ſchnellſtrömenden und weniger klaren Paranà verwehren zu wollen. Da drängen von allen Seiten große und kleine Bäume, Sträucher, Gräſer, Kräuter und vor allem Schlingpflanzen heran, unter ſich tauſendfach verſchlungen und alles übrige, ſelbſt die höchſten Bäume überwuchernd. Die Bäume waren thatſächlich von den Blüten der Schlingpflanzen bedeckt, man ſah nichts als ein Meer von blauen weißen und rothen Blumen, aus denen zur Abwechslung einige dunkelgrüne Blätter hervorſahen, die ganze Triebkraft der tropiſchen Natur

trat hier zu Tage. Aus dem Gran Chaco bringen die Indianer Brennholz, Palmen und Gras in Bündeln auf den Markt von Corrientes. (Aus der la Pata Monatſchrift in Mittheilungen der k. k. geograph. Geſellſchaft in Wien. 16. Band. 1873. S. 280.)

LXXX. Pflanzengeographiſche Fragen.

Folgende pflanzengeographiſche Fragen lagen dem internationalen geographiſchen Congreß in Paris 1875 vor, welche ſtets von bleibendem Werthe ſind: 41. Geographiſche Verbreitung der Thier- und Pflanzenarten während der Tertiärzeit, daraus abzuleitende Folgerungen in Bezug auf die Klimatologie des Erdballes während dieſer Periode, ſowie auf die Vertheilung von Waſſer und Land. Geographiſche Beziehungen zwiſchen den Faunen und Floren der Tertiärzeit und den Faunen und Floren der gegenwärtigen Epoche. 42. Geographiſche Verbreitung der Thier- und Pflanzenwelt während der Diluvial- und Alluvialzeit nebſt obigen Folgerungen. Ueber Ausſterben und Wanderungen. 43. Kann man durch Unterſuchung ihrer Fauna und Flora beſtimmen, welche Theile der Erde früher mit Neuſeeland verbunden waren? 44. Einfluß der unſerer jetzigen geologiſchen Periode vorausgehenden Zuſtände auf das in unſerer Epoche von den Pflanzenarten eingenommene Gebiet. 45. Einfluß des Klima's der geographiſchen Breite und Höhe auf die Vegetation. 46. Welches iſt der Antheil der verſchiedenen Urſachen der Samenverſtreuung bei der geographiſchen Verbreitung der Pflanzenarten. 47. Vom Menſchen und der Cultur des Bodens als Urſache der Verbreitung einer großen Anzahl von Gattungen über die ganze Erde oder über große Strecken, Pflanzen, welche den Menſchen auf ſeinen Wanderungen am häufigſten begleiten. 48. Arten, Gattungen und Familien, welche für die großen natürlichen Gebiete charakteriſtiſch ſind. 49. Pflanzen, welche in den natürlichen Gebieten im Großen gezogen werden. 50. Veränderungen, welche das Ausroden der Wälder, das Urbarmachen, die Brache und der Anbau des Bodens für die Floren mit ſich bringen. 51. Praktiſche Schlußfolgerungen, welche man aus dem Studium einer Flora und der Vergleichung derſelben mit der Flora anderer Länder für den Ackerbau und die Acclimatiſirung ziehen kann. Angabe der Nutz- und Zierpflanzen, deren Acclimatiſirung nach dieſen Beobachtungen mit Vortheil verſucht werden kann. 52. Welche Urſachen bewirken, daß die durch zufällige Umſtände in ein Land oder an einem Orte eingeführten Pflanzen-

Digitized by Google

gattungen gewöhnlich wieder verſchwinden? Welche Verhältniſſe können, im Gegentheil, das Einheimiſchwerden der zufällig daſelbſt eingeführten Gattungen bewirken? 53. Botaniſche Sammlungen und Beobachtungen auf Reiſen. (Mittheilungen der k. k. geograph. Geſellſchaft in Wien. 17. Band. 1874. S. 367—369.)

LXXXI. Das Zuſammentreffen von pflanzengeographiſchen mit Völker- und Culturgrenzen.

Wie für die Pflanzenkunde jene Gegenden der Erde beſonders wichtig ſind, wo die Arten eines Himmelsſtriches in jene eines anderen übergehen, ebenſo iſt es für die Unterſuchungen hinſichtlich der geiſtigen und geſchichtlichen Ausbildung der menſchlichen Geſellſchaft mit jenen Ländern der Fall, wo die Grenze einer Geſittung mit der einer andern Volksthümlichkeit zuſammentrifft. Meiſtens, ja faſt immer, findet dieſer Uebergang in den Gebirgen ſtatt und da dieſe mit wenigen Ausnahmen zugleich die Scheidelinien der Pflanzenformen ſind, ſo trifft oft das Eine mit dem Andern zuſammen. Beſonders reich an Ergebniſſen ſind jene Vereinigungspunkte der letzteren, wo das Hochgebirge gegen Süden in eine Ebene ausläuft und die Sonnenſtrahlen eben ſo ſehr durch die dichteren Luftſchichten der Niederung an Wärme zunehmen, als durch ihre mehr ſenkrechte Stellung. Ein ſolches Land iſt in Europa das nördliche Italien, wo die nördliche Pflanzenwelt mit der ſüdeuropäiſchen der Halbinſel aneinandergrenzt. Hier iſt es auch, wo der germaniſche Stamm ſich an den romaniſchen anſchließt. Eine ähnliche Stellung in größerem Maßſtabe findet in Aſien ſtatt, wo die höchſte Erhebung der Erde ſich in eine Ebene verflacht, an welche ſich eine mächtige Halbinſel anſchließt, nämlich im nordweſtlichen Indien, wo indiſche Geſittung zuſammentrifft mit jener der rauhen Gebirgsvölker Mittelaſiens: da wo die jedes Leben ſchonende Lehre der vielglaubenden Hindu's übergeht in die Gewohnheit an Raub und Mord der im Deismus nur auf das materielle Leben angewieſenen wilden Stämme. Dieſes Land iſt das Becken von Kabul, der weſtlichen Quelle des Indus, ein Land, welches vor mehr als zwei Jahrtauſenden Wichtigkeit durch Alexander des Großen Zug erhielt, in welchem vor nicht langer Zeit das gräßliche Schauſpiel des Hinſchlachtens einer ganzen Heeresabtheilung gegeben wurde und welches bis in die neueſte Zeit ein tief verſchloſſenes Geheimniß war, von den böſen Geiſtern der Raubgier und der Glaubenswuth bewacht. (Baron Hügel in den Sitzungsberichten der k. k. Akad. d. Wiſſ. Phil.-hiſtor. Kl. Band I, 1848. S. 81.)

LXXXII. Die Pflanzenwelt des Uſſurilandes.

Der ruſſiſche Reiſende N. Przewalski gibt intereſſante allgemeine Schilderungen der Vegetation des Uſſurilandes im Amurgebiete. Wie bei dem großen Waſſerreichthum zu erwarten ſteht, iſt der Pflanzenwuchs ein ungemein üppiger und zeichnet ſich durch große Mannigfaltigkeit der Formen aus. Beſonders charakteriſtiſch iſt das Gemiſch von nördlichen und ſüdlichen Pflanzenformen, denen man hier begegnet. So wächſt z. B. die heilige Lotusblume der Inder (Nelumbium speciosum) in üppiger Fülle am Ausfluß des Sungatſchi aus dem Hankaſee und wird ſelbſt auf dem ganzen Uſſuri bis zu ſeiner Mündung (48·5° n. Br.) angetroffen. Auch Euryale ferox, eine andere indiſche Waſſerpflanze, gehört dieſer Flora an. Außer den ſüdlichen Formen beherbergt die Flora der Uſſuriländer noch Arten von Amur, von N. W. Aſien, ſogar von Kamtſchatka, dem nördlichen Amerika und aus Japan. So mannigfaltig aber auch hier die Flora ſich geſtaltet, ſo ſtellt ſich merkwürdiger Weiſe doch eine große Einförmigkeit heraus, was die Vertheilung der Arten anbelangt. Es findet nämlich faſt gar kein Unterſchied in der Flora des nördlichen und ſüdlichen Theiles dieſes großen Ländergebietes ſtatt, welches ſich durch 6 Breitengrade hinzieht.

Die Urwälder am Uſſuri beſtehen aus folgenden Laubholzbäumen: Linden (Tilia mandschurica, T. cordata), Ahorne (Acer spicatum u. a. A.), dem Korkbaum (Phellodendron amurense), Nußbäumen (Juglans mandschurica), der Maackia amurensis, verſchiedenen Prunus-Arten, Aprikoſen (Armeniaca vulgaris?), Beerenäpfeln (Pyrus baccata, P. ussuriensis), Aralia mandschurica, Dimorphanthus mandschuricus, Eſchen (Fraxinus mandschurica, chinensis), Eichen (Quercus mongolica), Hopfenbuchen (Ostrya mandschurica), Pappeln (Populus tremula, P. suaveolens), Ulmen (Ulmus campestris, U. montana, U. suberosa), Erlen (Alnus incana, Alnaster viridis) und Birken (Betula alba und R. daurica). Dies ſind die vorzüglichſten Repräſentanten der Laubholzwaldungen im Uſſurithale und ſeinen Nebenthälern. Nadelholz wird hier gar keines angetroffen. Nadelholzwäldern begegnet man erſt höher im Gebirge, wo in den Bergwaldungen Föhren (Pinus mandschurica, P. silvestris), Tannen (Abies sibirica), Lärchen (Larix daurica, L. japonica), Fichten (Picea obovata, P. ajanensis), Wachholder (Juniperus arborea) und Eibe (Taxus baccata) auftreten.

Digitized by Google

Charakteriſtiſch für die Wälder des Uſſurilandes und beſonders der Laubholz= und gemiſchten Wälder iſt ein dichtes Unterholz aus verſchiedenen ſchönen Sträuchern, wie Sauerdorn (Berberis amurensis), Pfaffenkäppchen (Evonymus Maackii), Maximowiczia chinensis, Actinidia calomicta, Cissus brevipedunculata, Celastrus flagellaris, Faulbaum (Rhamnus daurica), Schmetterlingsblütlern (Lespedeza bicolor, Caragana altagana), verſchiedenen Spiraea- und Brombeerarten (Rubus crataegifolius, R. idaeus), Roſen (Rosa cinnamomea, R. rugosa), Schwarzdorn (Crataegus sanguinea, Cr. pinnatifida), Pfeifenſtrauch (Philadelphus tenuifolius, Ph. Schrenkii), Deutzia parviflora, Panax sessiliflorum, Eleutherococcus senticosus, Hartriegel (Cornus sibirica), Traubenhollunder (Sambucus racemosa), Schneeball (Viburnum Opulus), Beinholz (Lonicera Xylosteum), Alpenroſen (Rhododendron dahuricum), Holler (Syringa amurensis), Haſelnüſſen (Corylus mandschurica, C. heterophylla), Weiden (Salix pyramidalis, S. viminalis, S. stipularis). Endlich Vitis amurensis, der Weinſtock vom Amur. Dieſer Wein wächſt in allen Wäldern des Uſſurilandes im Ueberfluſſe. Die Trauben reifen Anfang September, ſind kaum größer als Heidelbeeren (Vaccinum Myrtillus) und von ſaurem Geſchmack. Jedoch ſchmecken ſie ſüdlicher beſſer. Dieſer Wein wächſt beſonders in den Wäldern der Flußufer ſehr üppig, bald an der Erde hinkriechend und dieſelbe mit einem dicken grünen Teppich überziehend, bald an den Bäumen ſich hinaufziehend und in üppigen Feſtons herabhängend. Es iſt unmöglich, ſagt der Verfaſſer am Ende ſeiner Betrachtungen über den Vegetationscharakter, den Eindruck je zu vergeſſen, den der Anblick eines Urwaldes am Uſſuri hinterläßt. Ganz Sibirien iſt gleichfalls von Urwäldern bedeckt, doch die Wälder, welche ſich dort über einer dichten Decke von Mooſen und Flechten erheben, tragen einen einförmigen Charakter und erfüllen die Seele mit Schwermuth. Hier hingegen in den Uſſuriwildniſſen begegnet man überall einer mannigfaltigen, friſchen und üppigen Vegetation, einem ſeltſamen Gemiſch nördlicher und ſüdlicher Formen. Die erhabene Ruhe dieſer Wälder iſt noch nicht durch den Menſchen geſtört worden. Es ſei denn, daß ein vereinzelter Zobelfänger einmal den Wald durchſtreift oder ein nomadiſirender Eingeborner ſein Filzzelt hier aufſchlägt. Doch kann das eben nur zur Vervollſtändigung des Bildes einer wilden jungfräulichen Natur beitragen. (Mitthlgn. der k. k. geogr. Geſ. in Wien. 15. Bd. 1872. S. 45—47).

Digitized by Google

LXXXIII. Der Weihrauchbaum im Somalilande.

Der Luboubaum, woraus das Olibanum oder der Weihrauch gewonnen wird, kommt nur auf den Kalkbergen der Somali- und arabiſchen Küſte fort. Ausgezeichnet iſt die ſchöne und abſonderliche Geſtaltung dieſes Baumes, deſſen ſteifer Stamm mit gekräuſeltem Blätterſchmuck an der glatten Fläche des Marmorfelſens mittelſt einer knolligen weißen Wurzel haftet und ſelbſt die Gipfel der Hügel ziert. Es gibt vier verſchiedene Arten des Baumes, welche zweierlei Harz liefern. Das arabiſche gilt für ſchlechter als das afrikaniſche. Der Baum wurde wahrſcheinlich vor langer Zeit zugleich mit dem Myrrhenbaume nach Arabien verpflanzt. Die Harzgewinnung dauert vom Mai bis September. Der Baum kann wiederholt geritzt werden, ohne Schaden zu nehmen, vorausgeſetzt, daß bald darauf Regen eintritt. Obwohl die Bäume wild wachſen, werden ſie doch von den Somalis ſorgfältig gepflegt. Die Somalis theilen die Harzwaaren in zwei Klaſſen, ſüße und bittere. Süße ſind Gummi arabicum aus wenigſtens 3 Acacia-Arten, Maſtix, Lubon und Mayeti, bittere Myrrhen, Bodthai u. a. (Capitän Miles, das Somali-Gebiet. Mittheilungen der k. k. geogr. Geſellſchaft in Wien. 15. Bd. 1872. S. 184.)

LXXXIV. Eine zweite Cyrtandraceae in Europa.

Bisher war von dieſer den Gesneraceen nahe verwandten tropiſchen und ſubtropiſchen Pflanzenfamilie nur Ramondia pyrenaica Rich. aus den Pyrenäen bekannt, die merkwürdiger Weiſe Prof. Pančič auch in den Gebirgen des ſüdöſtlichen Serbiens fand. Prof. Griſebach entdeckte eine nahe verwandte, Gloxinien-artige Pflanze im Schipka-Balkan bei Kaloſer in Rumelien, die ſeither verſchollen war und von Gr. Haberlea rhodopensis genannt wurde. Victor Janka aus Peſt machte 1872 eine Reiſe in die Türkei zum Zwecke der Auffindung dieſer ſchönen, verloren gegangenen Pflanze, die ihm auch gelang, ſobald er die wirkliche Lage der Stadt Kaloſer erfahren hatte, die weit vom Rhodope-Gebirge entfernt iſt. Ende Mai iſt die Haberlea eine Zierde der Felſen längs des Akdere-Fluſſes und iſt in allen Regionen von unten bis zur Laubholzgrenze an Felſen verbreitet. Aehnliche Beziehungen der Flora der Pyrenäen mit jener von Südoſteuropa bietet auch das Vorkommen der Carex pyrenaica in den Karpathen des Banates und ſüdlichen Siebenbürgens dar, wie auch Gentiana pyrenaica, die

aber außer den Pyrenäen und den nordöſtlichen Karpathen Ungarns auch im Kaukaſus wächſt. (Mittheilungen der k. k. geogr. Geſellſchaft in Wien. 15. Bd. 1872. S. 289.)

LXXXV. Flora der Bucht von Buccari.

Die nördliche Spitze des Hafeneinganges führt den Namen Punta Skorica und iſt überall felſig. Nach innen hin zeigt ſie ſich nur wenig grün von ſpärlichem Buſchwerk, Brombeeren, Wachholder (Juniperus phoenicea), dem aſchgrauen, zwiſchen den weißlichen Kalkſteinen verſchwindenden Helichrysum angustifolium, der wie mit Seidenhärchen überzogenen Onosma stellulatum und andern Sträuchern und Kräutern. Am Fuße einer verfallenen Strandbatterie in der Valle piccola di Sercica wuchert zwiſchen den Klippen eine Menge verwilderte Mesembryanthemum, die mit ihren dreikantigen, ſaftig grünen Blättern einen grellen Kontraſt zu der fahlen Färbung der ſturmgepeitſchten Mauertrümmer bilden. Ein Thälchen iſt durch Mauern in Terraſſen zum Anbau von Culturgewächſen abgetheilt, dient aber jetzt nur dem wild umherrankenden Brombeergeſtrüpp, den blaublütigen Kugeldiſteln (Echinops ritro), dem grauen Salbei, dem ſchmalblätterigen Helichryſum, der blütenreichen Centaurea alba und cristata und anderen Kräutern zum Standorte. Hie und da blickt ein roſiges Cyclamen zwiſchen dem mageren Geſteine hervor, das einzige Bild von Friſche in der kahlen Felſeneinöde. Am Fuße des am Rande zackigen Kalkhöhenrückens Monte Babni iſt die Vegetation wie überall auch ſehr ſpärlich, doch zeigen ſich in Menge außer den niedrigen Wachholdergebüſchen Schwarzdorn (Prunus spinosa), Brombeerſträucher und namentlich die kleine weißblütige Satureja montana. Der Bosco Artac iſt ein üppiger Wald von jungen Eichen. In dieſem Wäldchen wachſen auch zahlreiche Blüteneſchen (Ornus europaea), Terebinthen (Pistacia Terebinthus), Ulmen, ferner die goldblütigen Ginſter, der Spindelbaum (Evonymus europaeus) die durch ihre glatten Blätter ausgezeichnete Ruta divaricata, das klimmende Geisblatt, wilde Roſen, Crataegus monogyna, die friſchgrüne Aronia rotundifolia und, beſonders in der Umgebung kleiner, im Schutze des Waldſaumes angelegter Weingärten, der Bergahorn, Acer monspessulanum. Den Fuß des Bosco Artac nehmen ganz friſchgrüne Wieſen ein, die einen wohlthuenden Gegenſatz zu der herrſchenden Kahlheit bilden. Der eigentliche Meeresſtrand, an den ſchmale Wieſen mit niedrigen gelblichen Erdabrutſchungen ſtoßen,

beſteht aus kleinen Steinchen und größeren Felsblöcken, in deren Riſſen und Spalten ſich die ſaftigen Mesembryanthemum, die viel veräſtelte korallenartige Statice cancellata, die im Winde ſchwankende gelbblütige Artemisia saxatilis, die in dichten Büſchen gedrängte Plantago subulata und andere Kräuter, welche den friſchen Seehauch lieben, eingeniſtet haben. Am Fuße des Berges Ceſta liegt in maleriſcher Baumumgebung und von Epheu bedeckt die Ruine eines Bauernhauſes. Löwenmaul, Wermuth, das zart violettblaue Verbascum phoeniceum und die Judenkirſche Physalis Alkekengi mit ihren orangerothen Fruchtkelchen wuchern jetzt in ſeinem Innern mit den ſchwanken Trieben der Reben an den Fenſtern der verödeten Wohnung. (Aus Erzherzog Ludwig Salvator's nicht im Buchhandel erſchienenen Monographie der Bucht von Buccari und Porto Ré. S. Mittheilungen der k. k. geogr. Geſellſchaft in Wien. 15. Bd. 1872. S. 400 bis 410.)

LXXXVI. Die Pflanzenwelt Japans.

Die Pflanzenwelt des Landes bildet ein lachendes Bild. Schon im Februar, März und April bedecken Blumen den Boden, ja im Süden kommen ſchon gewiſſe Früchte vor. In jenen Monaten ſtanden am Ufer der Bai von Yeddo Büſche der Camelia japonica, man möchte ſie Bäume nennen, denn ſie maßen 25—30 Fuß in vollſter Blüte und bildeten im Vereine mit den grünen Weizen- und Reisfeldern einen lieblichen Contraſt zu den mit Schnee gedeckten Gebirgen. Im Mai wetteifert die Thätigkeit der Menſchen mit der ſchaffenden Urkraft der Natur und ein lachendes Grün erfriſcht und entzückt das Auge, das im Juni tiefer und voller ſich färbend, den Sommer verkündet. Das Bambusrohr, die Palme und die Banane breiten ihre zierlichen Zweige aus, die Orangen und tauſend andere ſüß duftende Pflanzen erfüllen die Luft mit ihren Wohlgerüchen. Im Juni wird die erſte Ernte eingebracht, die gleich darauf eintretende Regenzeit bereitet den Boden für die zweite Saat, im October erfolgt die zweite Ernte. Herbſtblumen laſſen die Natur faſt wie im zweiten Frühlingskleide erſcheinen und der ſpät eintretende Winter geſtattet derſelben eine kurze Ruhe, aus der ſie im nächſten Frühjahre zu neuer Thätigkeit erwacht. Manche Früchte und Gemüſe erreichen eine fabelhafte Größe, ſo weiße Rüben drei Fuß Länge und manche ſüdlichen Pflanzen und Früchte ſind durch die ſorgfältige Gartenkunſt der Japaner einheimiſch gemacht. Die große Liebe der Japaner für eine ſchöne Natur begnügt ſich nicht mit den herrlichen

Digitized by Google

Gehölzen von Kaſtanien, Eichen und der wundervollen japaniſchen Kiefer, zwiſchen denen bunte Blumen blühen, ſondern ſelbſt in den bevölkertſten Städten ſchafft man noch etwas Vegetation in der Nähe der Wohnung. Sogar das kleinſte Haus hat ein Gärtchen, ſei es auch nur einige Quadratfuß groß mit Zwergpflanzen. (W. Heine, Japan und ſeine Bewohner. Mittheilungen der k. k. geograph. Geſellſchaft in Wien, 16. Band. 1873. S. 100.)

Der Sommer 1878

war im Allgemeinen warm, aber naß und unfreundlich, was dem Landmanne große Sorge und Mühe bereitete.

Im Monate Juni variirt zu Klagenfurt der Luftdruck zwiſchen den Extremen 729·3 mm. am 7. und 710·4 mm. am 15., während das Luftdruckmittel 722·96 mm. d. i. um 1·25 mm. mehr als normal erreicht.

Die Juniwärme ſpielt zwiſchen der geringſten Temperatur von 12·2° C. am 7. und der größten Hitze von 27·5° C. am 30. Im Monatmittel reſultiren 17·64° C. d. i. um nur 0·03° C. weniger, als das ſäkulare Mittel verlangt.

Bei 9·5 mm. Dunſtdruck und 64·3% relativer Feuchtigkeit iſt die mittlere Bewölkung 5·9. —

Die Summe der Juniniederſchläge erreicht nur 75·6 mm. d. i. um 30 mm. weniger, als das Normale von 105·6 mm. fordert. Deſſen ungeachtet verzeichnen wir 16 Tage mit Regen und 4 mit Gewittern; d. h. es waren ſehr viele Tage mit Regen, aber keiner mit ausgiebigem Niederſchlage. Der Wind bläſt vorherrſchend aus Nordweſt.

Der Ozongehalt der Atmoſphäre erreicht 7·8 d. i. um 0·5 mehr als normal.

Der Spiegel des Klagenfurter Grundwaſſers ſteigt

im k. k. Militärſpitale auf *)	—
im Rettungshauſe auf	427·488 m.
bei Graf Ferd. Egger auf . .	426·774 m.
bei Seeland auf	426·809 m.
in Lindenhain auf	426·936 m.
im Friedhofe auf.	426·244 m.
im botaniſchen Garten auf . .	426·513 m.

*) Im Juni war der Meßapparat defekt, daher die Daten fehlen.

Die magnetiſche Deklination iſt 11° 6·5′, die Tagesvariation 8·8′.

Im Juli ſind die Luftdrucksextreme 714·4 mm. am 24. und 729·5 mm. am 18., während das Luftdrucksmittel 721·81 mm. d. i. 0·47 mm. weniger als normal beträgt.

Die Juliwärme ſinkt am 5. auf 11·5° C. herab, ſteigt aber am 23. bis auf 29·0° C., d. i. auf die größte Hitze des Sommers. Die Mittelwärme iſt 18·92° C., d. i. um 0·04° C. weniger, als das Normale verlangt.

Bei 10·6 mm. Dunſtdruck und 67·1% relativer Feuchtigkeit iſt die Bewölkung 6·7 und die Summe des Niederſchlages erreicht die anſehnliche Ziffer von 218·7 mm.

Der Juli hatte nicht weniger als 19 Regentage, darunter 12 mit Gewittern. In der Zeit vom 21. bis 27. herrſchte täglich ein Gewitter. Der Niederſchlag überragt das Normale um 95 mm.

Seit 1814 war für den näſſeſten Juli zu Klagenfurt

im Jahre 1856 mit 284·5 mm.
" " 1833 " 270·7 "
" " 1844 " 238·5 "
" " 1828 " 227·4 "
" " 1878 " 218·7 "

Waſſer gemeſſen, daher der heurige Juli ſeit 64 Jahren in Bezug der Niederſchlagsmenge den 5. Rang einnimmt; und der naſſe Juli

des Jahres 1840 mit 205·7 mm.
" " 1874 " 205·2 "

hinter dem heurigen Juli ſteht. Die Juligewitterzahl 12 wird nur von den Jahren 1848, 1855 und 1873 übertroffen, wo 13 Gewitter verzeichnet ſind, während das Julinormale nur 7·9 verlangt.

Der herrſchende Wind zog aus Nordweſten.

Der Grundwaſſerſpiegel ſteigt fort und erreicht

im k. k. Militärſpitale die Seehöhe von 430·930 m.
im Rettungshauſe . . . . 427·629 m.
bei Graf Ferd. Egger . . . . 426·908 m.
bei Seeland . . . . 426·924 m.
in Lindenhain. . . . . 427·045 m.
im Friedhofe . . . . 426·685 m.
im botaniſchen Garten . . . . 426·629 m.

Der Landwirth war durch die vielen Regentage in der Feldarbeit ſehr gehindert und manche ſchöne Wieſen- und Feldfrucht mußte verderben. Der Ozongehalt der Luft erreicht die hohe Ziffer 8·15, d. i.

um 1·51 mehr als normal, was für die Geſundheitsverhältniſſe günſtig erſcheint. Die magnetiſche Deklination zeigt im Monatmittel 11° 6·5′ und die Tagesvariation 8·8′. —

Im Monate August exiſtirt niederer Luftdruck von 721·20 mm. d. i. um 1·48 mm. zu geringer. Die Extreme bewegen ſich zwiſchen 727·8 mm. am 18. und 714·4 mm. am 24.

Die Auguſtwärme war dagegen ſehr hoch und das Monatmittel von 19·23° C. überragt das Normale um 1·39° C., während die Wärmeextreme zwiſchen 27·7° C. am 16. und 11·8° C. am 26. ſpielen.

Bei 12·0 mm. Dunſtdruck und 73·8% relativer Feuchtigkeit exiſtirt eine Bewölkung von 5·4, und der Wind bläſt vorzugsweiſe aus Nordweſt.

Obwohl wir 16 Regentage, darunter 4 mit Gewittern und 3 mit Wetterleuchten, verzeichnen, ſo erreicht doch die Niederſchlagsmenge nur 83·1 mm. Waſſer, was um 30·6 mm. unter dem Julinormale iſt, d. h. es regnete recht oft, und nie ausgibig, was für den Landmann und den Touriſten gleich ärgerlich iſt.

Das ſtädtiſche Grundwaſſer ſteigt noch immer und erreicht im k. k. Militärſpitale die Seehöhe von *)

im Rettungshauſe	427·871 m.
bei Graf Ferd. Egger	427·206 m.
bei Seeland	427·181 m.
in Lindenhain	427·265 m.
im Friedhofe	426·772 m.
im botaniſchen Garten	426·851 m.

Der Ozongehalt der Luft beträgt 7·6, d. i. um 1·3 mehr als normal. Die magnetiſche Declination iſt 11° 6·5′, die Jagesvariation 7·2′.

Ziehen wir aus den 3 Sommermonaten das Mittel, ſo haben wir für den diesjährigen Sommer 721·99 mm. Luftdruck, d. i. um 0·23 mm. weniger, als normal.

Die Sommerwärme von 18·60° C. überragt dagegen das ſäkulare Mittel um 0·44° C., welches glückliche Reſultat der Auguſt zu Stande brachte.

Die Summe der Sommerniederſchläge von 377·4 mm. ſteht um 33·6 mm. höher, als das ſäkulare Mittel bedingt.

*) Wegen außergewöhnlichem Waſſerbedarf für Kriegsſpitalszwecke wurden vorläufig die Beobachtungen eingeſtellt.

Digitized by Google

Ebenſo zeigt die Sommerbewölkung von 6.0 ein um 1·4 zu viel getrübtes Bild des Himmels, und die große Zahl der Regentage 51 überragt die Normalziffer von 34·6 um 16·4; — die der Gewittertage 23 iſt um 3·9 höher als die normale von 19·1. — Glücklicher Weiſe brachten die vielen Gewitter dieſes Sommers wenig Hagel.

Der Luftozongehalt des Sommers 7·8 ſteht um 1·1 über dem Normale, daher günſtig.

Das Mittel der magnetiſchen Deklination betrug 11° 6·6′; die Tagesvariation aber 7·9′.

Am 4. Juli zog in Nordweſt von Klagenfurt ein heftiges Gewitter mit Hagelſchlag vorüber, welches in Krumpendorf und Krappfelde Schaden anrichtete.

In Reichenau ſenkte ſich in der Nacht vom 16. auf 17. Juni die Schneelinie bis 1580 m. Seehöhe herab, und brachte bis in dieſe Region eine 0·126 m. tiefe Lage neuen Schnee's. Auf dem Luſchariberge herrſchte am 16. Juni 1·8° C., in Stelzing am 7. Juni 4·8° C., und im Bade Vellach am 7. Juni 4·0° C. Lufttemperatur.

In Hausdorf gab es am 1. Juli einen Wolkenbruch, am 21. und 24. Gewitter mit Hagel von 1·0 bis 2·5 Centimeter großen Körnern. Ebenſo wüthet in St. Georgen am 24. Juli ein Gewitter von 2 Uhr bis 11 Uhr Abends mit Hagel und gab es da 3 Feuersbrünſte durch Blitzſchlag. Auch Reichenau berichtet über Hagelwetter am 24. Juli.

Zu Maltein war am 23. Juli 10 Uhr Abends ein Wolkenbruch, wobei zwei Mühlen und eine Brücke fortgeriſſen wurden.

In Pontafel bebte am 19. Juli 12 Uhr 15 Minuten Mittags die Erde in weſtöſtlicher Richtung und zwar 4—5 Sekunden lang. Dem Beben ging ein ziemlich ſtarkes dumpfes Geräuſch voraus. Die Cataſtrophen von Windiſch-Griffen und Oberhof im Mettnitzthale ſind nicht weniger betrübend, als die des Lieſcha- und Barbaragrabens bei Prevali in der Nacht vom 25. auf 26. Juli. Drei Ungewitter und ein Wolkenbruch um Mitternacht zerſtörten da ein Wohnhaus, ruinirten und verſchlämmten Mühlen, Sägen, Wäſchen und machten die Bergſtraße unfahrbar.

Am 7. Auguſt um 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags iſt Gewitter mit Wolkenbruch im Mettnitzthal und Zeltſchach. Am 7. Auguſt 3 Uhr 15 Minuten ſchlägt der Blitz in die Beobachtungs- und Telegraphenſtation am Dobrač und zerſtört den Telegraphenapparat.

Am Luſchariberg ſchlägt der Blitz am 11. Nachmittags in den Blitzableiter der Kirche, ſchmilzt die Wetterſpitze auf $^1/_2$ Zoll Länge, zerreißt die Leitungsſchiene und fährt ins Oratorium, wo viele Fenſterſcheiben zertrümmert wurden. In Berg herrſcht am 19. Abends 7 bis 9 Uhr ein gewaltiger Orkan, welcher vom Kirchengerüſte Planken über 100 Meter weit fortträgt und das Gerüſt der Gefahr des Einſturzes nahe bringt. Ebenſo herrſcht in Reichenau am 19. ein Gewitter mit heftigem Sturm aus Nord. — F. Seeland.

Claſſification von Tiefſee-Fiſchen.

An den Director des k. k. zoologiſchen Hof-Cabinets, Herrn Dr. Steindachner, iſt aus Nordamerika das Erſuchen um die wiſſenſchaftliche Beſtimmung der Fiſche gelangt, welche bei der im Jänner und Februar ausgeführten amerikaniſchen Tiefſee-Erforſchungs-Expedition erbeutet worden ſind. Unter dieſen Fiſchen finden ſich die merkwürdigſten, abnormſten Formen, ihre ſyſtematiſche Einreihung, welche von den öſterreichiſchen Gelehrten, als der erſten Autorität, in Anſpruch genommen worden iſt, wird manche Schwierigkeit bieten.

Einer von den Fiſchen wurde im Karaibiſchen Meere aus einer Tiefe von 1920 Faden (5760 Fuß) heraufgebracht („Deutſche Zeitung", 23. Juli l. J.). Gewöhnlich werden aber weit geringere Tiefen als die vorerwähnte angegeben, in welcher animaliſches, wenigſtens Leben höherer Ordnung, der herrſchenden abſoluten Finſterniß wegen, welche für beträchtliche Tiefen vindicirt wird, angeblich noch gedeihen könne. Die Erfahrung, welche die Amerikaner zu Anfang dieſes Jahres bei Gelegenheit ihrer Tiefſee-Erforſchungs-Expedition machten, lehrt jedoch unbeſtreitbar, daß die beſtimmte Angabe weit geringerer Tiefen, z. B. 400 M. u. dgl. nicht ſtichhältig ſei. Die Einrichtung der Natur kümmert ſich eben nicht um die Theorien der Menſchen.

Die neuen Granatfunde in Lölling.

Bekanntlich ſpielt der Granat in den kryſtalliniſchen Schiefern der Saualpe eine bedeutende Rolle. Erſtlich iſt er der Hauptgemengtheil des Eklogites, welcher in zwei mächtigen Zügen über die Saualpe ſtreicht, dann iſt er dem Turmalinfelſe, dem Gneiße und Glimmerſchiefer acceſſoriſch vergeſellſchaftet. Er findet ſich ebenſo in dem Amphibolite, und vorzugsweiſe in dem Thonglimmerſchiefer, welcher über den Eiſenſtein

Digitized by Google

führenden Urkalklagern des Hüttenberger-Erzberges liegt. Man findet da den gemeinen dodekaedriſchen Granat ſo innig mit dem Muttergeſteine verwachſen, daß es ſchwer fällt, einen Kryſtall mit reinen Flächen herauszuarbeiten, wie in einem Steinbruche an der Semlacherſtraße hinter Veidlbauer und ober Stubner*) ſchön zu ſehen iſt. An letzterem Orte kann man den granatführenden Schiefer ganz verwittert ſehen und die loſen Granatkörner herausklauben, welche meiſt ſelbſt ſehr verwittert ſind.

Die Granate, von welchen hier die Rede iſt, ſind aber meiſt nur klein und erreichen ſelten mehr als 1 bis 1½ Centimeter Größe.

Neueſtens aber wurden von mir jene Granatfunde verfolgt, welche in dem ſogenannten Puſygrabenbache ſchon vor längerer Zeit eine intereſſante Rolle ſpielten. Es wurden da ſchon früher nach Sage und Literatur als Rarität hübſche Granaten von Fauſtgröße gefunden, aber nur ſporadiſch, wie ſie eben der über die Schichten des Muttergeſteins ſtürzende Bach brachte.

Es gelang mir auch, an der Stelle, wo das Puſybächlein in den Löllingbach mündet, die Schichten des Muttergeſteines, das Bett des letzteren überſetzend, zu konſtatiren; und zwar in einem ſehr feſten Schiefer, welcher große Granatindividuen in Glimmer, Quarz und Feldſpat porphyrartig eingeſchloſſen enthält. Der Granat iſt aber ſo innig mit den genannten Gemengtheilen verwachſen, daß an die Gewinnung eines freien Kryſtalles im unverwitterten Zuſtande gar nicht zu denken iſt. Nun ließ der Zufall höher oben am Berggehänge die gänzlich verwitterten Ausbiſſe dieſes Geſteines finden. Man ſtieß nämlich beim Lehmgraben ſüdlich vom Wohnhauſe und in der Kellerruine des untern Grabner auf die Schichten und fand da in zähem Lehme Granatkryſtalle von ſeltener Größe und ſämmtlich in der Form des Rhombendodekaeders (∞ O).

Der genannte Thonglimmerſchiefer, welcher hier das hangendſte Löllinger Urkalklager (Rußhube)**) überlagert, iſt im Contacte mit asbeſtreichem Serpentine, in blauen zähen Lehm verwandelt, welcher viel Glimmer und Quarz enthält. Nahe den hellgrünen Streifen von Chlorit, ganz nahe dem unverwitterten Serpentine, fand ich ſchöne Granatkryſtalle und Quarzfragmente von Lehm umhüllt.

Das Profil der Lehmgrube zeigt noch deutlich die Schieferung und Schichtung des Muttergeſteines, welches nordweſtlich ſtreicht und

*) Mein Hüttenberger Erzberg pag. 48.

**) Mein Hüttenberger Erzberg pag. 9.

Digitized by Google

in SW einfällt, ſo daß man an der Identität dieſer Schichten mit jenen, welche unten über den Löllingbach ſtreichen, nicht zweifeln kann. In dem angrenzenden Serpentine, welcher unverwittert iſt, finden ſich keine Granaten, wohl aber iſt in dem ganzen Gebiete großer Quellenreichthum.

Bricht man einen Granat, ſo findet man, daß das unverwitterte Innere ſchöne dodekaedriſche Spaltbarkeit in durchſcheinenden colombinrothen Tafeln enthalte. Die Oberfläche des Kryſtalls iſt aber an den Dodekaederflächen peripheriſch mit einer 2 bis 3 mm. dicken Rinde von höchſt feinſchuppigem Chlorite ſo feſt umhüllt, daß dieſer nur durch Pouſſiren oder Schleifen weggefegt werden kann, worauf die meiſt rauhe Granatfläche blosgelegt wird.

Es ſcheint hier eine Metamorphoſe des Granates in Chlorit vor ſich zu gehen, ſo daß ſucceſſive Chlorit an Stelle des langſam verwitternden Granates tritt und ſchließlich die Pſeudomorphoſen des Chlorites nach Granat vorliegen*). Wir kennen ähnliche, aber ganz vollendete Pſeudomorphoſen von Chlorit nach Granat aus Michigan, Lake superior in Nordamerika. An unſerer Localität wurden bis nun nur Perimorphoſen des Chlorits nach Granat gefunden. Merkwürdig iſt die bedeutende Größe und die vollkommene Ausbildung der Individuen.

Ein herrliches Rhombendodekaeder, welches Herr Baron Albert Dickmann dem kärntiſchen Landesmuſeum ſchenkte, hat eine Höhe von 115 mm. und die größte Dicke von 95 mm.

Nahe gleich große hübſche Exemplare habe ich theils an Ort und Stelle ſelbſt erobert, theils acquirirt.

Jedenfalls iſt mit dieſer Localität wieder eine neue intereſſante Fundgrube für Mineralſammlungen erſchloſſen, deren ja die mineralreiche Saualpe ſchon ſo viele zählt. F. Seeland.

*) Niedzwiedzki beſchreibt ein 5 Centimeter großes Kryſtallfragment mit einer 4 mm. ſtarken Chloritrinde ganz gleicher Form von der Saualpe und betont die Umwandlung des Granats in feinſchuppigen Chlorit.

Inhalt: Der Kaiſer Leopold-Erbſtollen in Bleiberg. — Culturgeſchichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei. Geſammelt von Guſtav Adolf Zwanziger. — Der Sommer 1878. — Claſſification von Tiefſee-Fiſchen. — Die neuen Granatfunde in Lölling.

Redaction: Markus Freiherr v. Jabornegg.
Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 12. Achtundſechzigſter Jahrgang. 1878.

Auszug aus dem Vortrage des Herrn Gymnaſialdirektors L. Schmued

im naturhiſtoriſchen Muſeum am 7. Dezember 1877,

über die inneren Verhältniſſe der deutſch-öſterreichiſchen Länder im 16. und 17. Jahrhunderte.

In einem Muſeumsvortrage des Jahres 1876 über die Ausbreitung des deutſchen Elementes in den öſterreichiſchen Alpenländern wurden die Verhältniſſe auseinandergeſetzt, in Folge deren die Zuſtände in Oeſterreich ſich in vieler Hinſicht ganz anders geſtalteten, als jene im übrigen Deutſchland, und gezeigt, daß insbeſondere die Herzoge mächtiger, vom königlichen Einfluſſe minder berührt erſcheinen, als in den meiſten deutſchen Gebieten. Zunächſt wurde in dieſer Hinſicht das ſeltene Auftreten der deutſchen Kaiſer in Oeſterreich als Urſache hervorgehoben, welche weſentlich dazu beitrug, die Gewalt der Herzoge aus dem Hauſe Babenberg zu vermehren. Nur vorübergehend, gleichſam im Fluge erſcheinen einzelne der deutſchen Könige auf öſterreichiſchem Boden und Jahrzehnte vergehen, ehe einmal ein ſolcher Fall eintritt. Dieſe Fälle laſſen ſich leicht aufzählen. Und wenn die deutſchen Herrſcher ihren Fuß auf öſterreichiſchen Boden ſetzten, geſchah es wahrlich nicht, um ihre Hoheitsrechte auszuüben, die Macht des Herzogs herabzudrücken, ſeine Stellung zu verdunkeln; vielmehr mußten ſie in der Regel froh ſein, die Herzoge mächtig und zugleich bereit zu finden, ihnen beizuſtehen,

Digitized by Google

was dem Anſehen der letzteren gewiß nicht abträglich war. So war es begreiflich, daß in dem Gebiete der Babenberger, aber auch in jenem ihrer Zeit- und Standesgenoſſen, der Traungauer und Sponheimer, der Einfluß des deutſchen Königs wenig von der Bevölkerung empfunden wurde, dieſe vielmehr raſch den Herzog als denjenigen kennen lernte, von dem Gnade und Vortheil, aber auch Unheil und Unglück ausgehen konnte.

Ein weiterer und noch gewichtigerer Umſtand, die Gewalt der Herzoge zu fördern, war die Einheit der Regierung, wie ſie wohl ſonſt kein deutſches Herzogthum aufzuweiſen hatte; eine Einheit, welche durch Jahrhunderte ununterbrochen fortdauerte und um welche das öſterreichiſche Herrſcherhaus vielfach von ſeinen Feinden beneidet wurde. Dieſe Einheit äußert ſich darin, daß ohne des Friedericianiſchen Privilegiums zu bedürfen, welches, wie die neuere Geſchichtsforſchung nachwies, gefälſcht und im vierzehnten Jahrhunderte gemacht wurde, die Herzoge faſt keine reichsunmittelbaren Enclaven als ſelbſtſtändige Ländergebiete im ganzen Umfange ihrer Herrſchaft duldeten und die Gelüſte, welche einzelne Communen hatten, reichsunmittelbar zu werden, ſehr bald unterdrückt wurden.

Wie wurde dagegen ſchon frühzeitig Lothringen zerſtückt, wie auch im zwölften Jahrhunderte Sachſen, und gegen Ende desſelben das große Herzogthum Bayern, von welchem die Markgrafen von Steiermark, die Herzoge von Meran und viele Bisthümer, wie Salzburg ꝛc. losgelöſt und als ſelbſtſtändige Fürſtenthümer hingeſtellt wurden! (1180.)

Ein weiteres Moment dieſer Einheit beſtand auf lange Zeit darin, daß die meiſtens ſo ſchädlichen Ländertheilungen unterlaſſen wurden. So lange die Babenberger herrſchten, waren ſolche Theilungen überhaupt in Deutſchland nicht üblich. Aber bald nach dem Erlöſchen dieſes Hauſes beginnen ſie in einzelnen Fürſtenhäuſern aufzutreten und gediehen in's Unendliche. Die nothwendige Folge davon war, daß die einzelnen Herrſcherlinien ſich häufig feindlich gegenüberſtanden und namenloſe Leiden über ihre Unterthanen brachten; die Macht ihrer Familien aber ſchwächten.

Dieſe Einheit der Regierung wurde auch ſpäter von den Habsburgern durch faſt ein Jahrhundert ſtreng beibehalten. Die Könige Rudolf und ſein Sohn Albrecht hielten conſequent daran feſt. Ebenſo Herzog Albrecht II. und ſein Sohn Rudolf der Stifter. Albrecht II. erließ zwar im Jahre 1355 eine Hausordnung, in welcher er allen Mitgliedern

ſeines Hauſes die Herzogswürde einräumte und ſie ſo gleichſam zu Mitbetheiligten an dem Rechte der Erbfolge machte; allein die Herrſchergewalt ſollte nur Einer haben; die Länder ſollten ungetheilt bleiben.

Deſſen Sohn Rudolf der Stifter erwarb im Jahre 1363 Tirol und blieb nicht minder dem Grundſatze der ungetheilten Gewalt treu bis zu ſeinem Tode (1365), ſo daß dieſelbe 70 Jahre unter den Habsburgern beſtand. Erſt unter Rudolfs Brüdern Leopold III. und Albrecht III. fand die erſte Theilung ſtatt, und das Haus Habsburg ſpaltete ſich in die Leopoldiniſche und Albertiniſche Linie.

Schon nach drei Jahrzehnten ſtanden ſich dieſe beiden Linien feindlich gegenüber. Kaiſer Karl IV. aus dem Hauſe Luxemburg, der größte Feind des Hauſes Habsburg, ſoll, als er die Kunde davon erhielt, die merkwürdigen Worte geſprochen haben: „Lange genug haben wir das Haus Habsburg zu demüthigen verſucht und es nicht vermocht, jetzt ſchwächt es ſich ſelbſt.“

Wir übergehen die Kriege, die Aufſtände und alles Elend, welches in Folge deſſen über Oeſterreich hereingebrochen iſt, und die Blüthe des Landes auf hundert Jahre zerſtörte. Es konnten ſich Räuberbanden bilden, welche ſengend und mordend umherzogen, und das Schlimmſte dabei war, daß der Adel ſich dem Raubgeſindel anſchloß, auf ſeinen Burgen ſelbſt Räubereien betrieb und die Vorüberziehenden ausplünderte, insbeſondere aber ſich gegen die Städte und wehrloſen Klöſter wendete, und ſeine ſchwere Hand ſie fühlen ließ; ja ſogar die Herzoge ſelbſt bekriegte. Es kam ſo weit, daß der Kaiſer den Frieden von ihnen mit Geld erkaufen mußte; daß die Gemahlin Kaiſer Friedrich III. auf der Reiſe angehalten und ihr Wagen ausgeplündert wurde, und daß der Sekretär des Kaiſers, der Biſchof von Paſſau, auf der Reiſe nach Wien gefangen genommen, und nur gegen ein großes Löſegeld, das der Kaiſer zahlen mußte, freigegeben wurde. Sein Anſehen hätte nichts vermocht.

Dieſe Zuſtände einerſeits, welche die Unterthanen zur Verzweiflung bringen mußten, anderſeits die Schwäche und Geldbedürftigkeit der Fürſten hatte zur natürlichen Folge, daß erſtere darauf bedacht ſein mußten ſich ſelbſt zu helfen. Die Landſtände, d. i. der Adel und die hohe Geiſtlichkeit, wobei auch die Städte einen kleinen Antheil nahmen, die Bauern aber ausgeſchloſſen waren, vereinigten ſich zu gemeinſamem

Digitized by Google

Vorgehen*). Dadurch gewannen dieſelben ein großes Gewicht und in allen Regierungsangelegenheiten eine maßgebende Stimme und zwar nicht nur bei der inneren Verwaltung der Länder, ſondern auch bei der Bewilligung**) von Geld und Soldaten, ja ſogar bei der Fürſtenhuldigung, indem ſie dieſelbe auf ſo lange verweigerten, bis der Fürſt eidlich die geſtellten Forderungen der Stände zugeſtanden hatte.

In Salzburg, welches zwar damals nicht öſterreichiſch war, deſſen Zuſtände aber inſoferne doch hier in Betracht kommen, als dieſes Land jetzt einen Theil Oeſterreichs bildet, waren zu jener Zeit andere Verhältniſſe. Der Adel hatte dort ſchon lange keine maßgebende Stimme mehr, indem die Erzbiſchöfe den größten Theil des landtäflichen Beſitzes an ſich gezogen hatten. Allein dort regte ſich das Streben nach Reichsunmittelbarkeit nach dem Beiſpiele anderer Städte in Deutſchland. Um ein ſogenanntes Städteprivilegium zu erlangen gehörte eben nicht viel, es koſtete nur einen Betrag an die Caſſe des Kaiſers. Allein die darin gewährten Freiheiten aufrecht zu erhalten, dazu gehörte ſchon mehr. Die Stadt Salzburg nun hatte ein ſolches Privilegium erhalten, allein die Macht, ſich im Beſitze deſſelben zu behaupten, beſaß ſie nicht. Die Bürger fanden keine Stütze, weder beim Adel des Landes noch bei den Bauern, und der Erzbiſchof Leonhard aus dem Hauſe Keutſchach wußte ſich als ein kluger Wirth durch ſeine ſtets wohlgefüllte Kaſſe beim Kaiſer große Geltung zu verſchaffen. Denn ebenſo wie der damalige Biſchof von Gurk, der wohlbekannte Cardinal Mathäus Lang, bei dem Kaiſer beſtändig Geld begehrte, ſo war Erzbiſchof Leonhard ſtets bereit dem Kaiſer Geld vorzuſtrecken, natürlich auf nimmer Wiedererhalten. Der Kaiſer pflegte auch deshalb zu ſagen, er habe zwei Pfaffen, wovon er den einen nicht füllen, den anderen nicht leeren könne. In dieſer Weiſe hatte Erzbiſchof Leonhard einen großen Rückhalt an dem Kaiſer und da beſchloß er den Freiheitsgelüſten der Städter ein für allemal ein Ende zu machen und führte dies in einer äußerſt harten Weiſe durch. Er lud den Bürgermeiſter der Stadt ſammt den vornehmſten Mitgliedern

*) In Tirol bekamen auch die Bauern, jedoch erſt ſpäter, unter Friedrich mit der leeren Taſche, eine Stimme.

**) Die Stände waren oft ſchwierig in dieſem Punkte; ſelten daß die Hälfte deſſen gewährt wurde, was der Herzog forderte. Es mußte ſchon gut gehen und viel auf dem Spiele ſtehen, wenn ſie ein Viertel bewilligten; gewöhnlich gaben ſie nur ein Sechſtel, ein Achtel! freilich in dem Bewußtſein, daß das Gewährte nicht immer zu dem Zwecke verwendet wurde, zu welchem ſie es gaben.

Digitized by Google

des Rathes zu Tiſch auf die Burg. Sie erſchienen in leichter Hofkleidung mit ſeidenen Strümpfen und in Schuhen. Als ſie verſammelt waren, trat der Erzbiſchof mit ſeinen Hellebardiren in den Saal, ließ ſie ergreifen, feſſeln und da es Winter war, auf Schlitten werfen, welche bereit ſtanden, um ſie zur Hinrichtung führen zu laſſen. Ein Theil wurde nach Mühldorf, ein Theil nach Radſtadt dirigirt. Den erſteren begegnete, und zwar vielleicht nicht durch Zufall, der Biſchof von Chiemſee, Berthold Pürſtinger, der Sohn eines Webers aus der Vorſtadt Stein, der wiederholt als vermittelndes Element zu Gunſten der Bürger und Bauern auftritt; den anderen der Abt von St. Peter. Dieſe Beiden geboten dem begleitenden Nachrichter ſtille zu halten und die Gefangenen zurückzuführen, welchem Gebote auch Folge geleiſtet wurde. Der Biſchof und der Abt wandten ſich inzwiſchen an den Erzbiſchof und machten ihm eindringliche Vorſtellungen, denen derſelbe inſoferne Gehör gab, als er die Gefangenen zwar frei ließ, aber ſie mußten das Freiheitsprivilegium der Stadt herausgeben und einen Revers unterſchreiben, in Folge deſſen es mit der Reichsunmittelbarkeit der Stadt auf alle Zeit ein Ende hatte. Mehrere der Gefangenen aber ſtarben bald darauf theils an der erlittenen Erkältung, theils an dem ausgeſtandenen Schrecken.

Noch ein Verſuch der Salzburger Bürger (1523) wurde durch den Cardinal Matthäus Lang im ſogenannten „lateiniſchen Kriege“ raſch unterdrückt, und hatte nur zur Folge, daß die Bürgerſchaft froh ſein mußte, mit der Zahlung einer ſehr hohen Summe davon zu kommen.

Unter dem Sohne Kaiſer Friedrich III., nämlich Max I., wurden die Zuſtände in Oeſterreich theilweiſe beſſer. Kaiſer Max bildete Streifcorps, welche die Räuber bekriegten und die Burgen der Raubritter niederwarfen. Sein „Landfriede“ war eine wahre Wohlthat für die öſterreichiſchen Länder. Auch wurde der Adel geſetzlich für die Ruhe im Innern des Landes ſowohl verantwortlich gemacht, als auch zur Vertheidigung nach Außen, insbeſondere gegen die Einfälle der Türken verpflichtet. Bisher wurde im Innern wohl immer luſtig Krieg geführt, da ſich die Adeligen unter einander befehdeten; allein nach Außen gab es keinen Schutz für das Land, und dies kam den Türken zu Statten, welche plünderten und mordeten. Jetzt wurde genau beſtimmt, wieviel jeder Soldaten ſtets bereit halten mußte und dieſe Kriegsbereitſchaft mußte auf das erſte Signal dem Feinde entgegen rücken. Auch war Max der erſte, welcher die ſeinem Scepter unter-

Digitized by Google

worfenen Länder zu gemeinſamer Hilfe verband; denn bisher kümmerte man ſich in Oeſterreich, wenn die Türken in Steiermark oder Kärnten einfielen, ebenſo wenig, als ein Einfall der Ungarn in Niederöſterreich die Steierer oder Oberöſterreicher in ihrer Gemüthsruhe ſtörte. Jetzt mußte jeder Feind des einen Landes zugleich als ein Feind des anderen angeſehen und abgewehrt werden. Hiedurch wurde das erſte Band um die Länder der öſterreichiſchen Krone gelegt.

Zum Verſtändniſſe der damaligen Verhältniſſe iſt es übrigens nöthig zu wiſſen, daß man unter Inneröſterreich damals Niederöſterreich und Oberöſterreich, Steiermark und Kärnten verſtand; Oberöſterreich war Tirol; Vorderöſterreich war Elſaß, Breisgau und die Niederlande, welche Max durch ſeine Vermählung mit der burgundiſchen Marie erworben hatte. Dieſe Länder gewiſſermaßen zu verbinden, hatte er die Abſicht, Innsbruck zur Hauptſtadt ſeines Reiches zu machen. Das Land, welches geographiſch das höchſte über der Meeresfläche unter ſeinen Ländern war, ſollte auch das oberſte ſeiner Regierung werden, weil es ſeinen Vorderlanden am Rheine, ſowie den Niederlanden am nächſten lag. Auch wollte er Tirol zum Churfürſtenthume erheben, was ihm aber nicht gelang, ſo wenig wie der Gedanke, ſeine deutſchen Erbſtaaten zum Königreiche zu erheben.

In Innsbruck errichtete er eine Hofkanzlei, welche ſpäter in Wien bis zum Jahre 1848 beſtand; ferner die Raitkammer oder den Rechnungshof. Verwaltungsbehörden oder Hofkammern wurden zu Wien, Graz und Innsbruck errichtet. Endlich wollte er die Stände ſeiner Erbländer zu gemeinſamen Berathungen zuſammenbringen. Allein auch dies gelang ihm nie. Er berief ſie zu dieſem Zwecke ſtets nur an einem Orte zuſammen, aber auffallender Weiſe nie nach Wien, ſondern nach Admont, Wels, Innsbruck, ja ſogar einmal nach Salzburg, welches nicht einmal ihm gehörte. Die Stände jedoch konnte er nur ſelten dahin bringen, gemeinſam die Angelegenheiten zu berathen. Faſt immer zogen ſie es vor, etwa wie heutzutage die Delegationen, in abgeſchloſſenen Commiſſionen die Angelegenheiten ihrer Länder zu beſprechen. Gewiß, es wäre manches ſpäter anders gekommen, und ein Glück wäre es für die Länder geweſen, wären ſie in die Abſicht des Kaiſers eingegangen.

Maxens Nachfolger war ſein Enkel Karl V. Die Stände bereiteten eine Geſandtſchaft vor, um Karl, welcher damals in Spanien war, zu bitten, für die öſterreichiſchen Länder eine eigene Regierung einzuſetzen. Die Reiſegelegenheiten jener Zeit waren ſehr unvollkommen und ſo kam

Digitized by Google

es, daß jene Deputation der Stände erſt nach langwieriger Reiſe nach Barcelona gelangte, wo ſich damals der Hof befand. Auch dort wurden ſie nur nach einigem Zögern zur Audienz vorgelaſſen. Sie wollten die Huldigung nach der bisher üblichen Weiſe von der Beeidigung der vorgelegten Bedingungen abhängig gemacht wiſſen. Allein es war zu ſpät; der Kaiſer hatte bereits eine Huldigungs-Commiſſion in Oeſterreich eingeſetzt, welche beauftragt war, die Huldigung unbedingt zu fordern. *)

In Wien beſtand zu jener Zeit noch eine von Max I. eingeſetzte Regierungs-Commiſſion aus mehreren Großen des Landes und geiſtlichen Herren. Dieſe, das alte Regiment genannt, machte ſich durch Beſtechlichkeit und Uebergriffe ſo verhaßt, daß die Wiener gewaltſam eine andere Regierung, den Landrath, einſetzten. An die Spitze Wiens trat zugleich der Siebenbürger Dr. Martin Capinius, ein Rechtsanwalt von großem Rufe, der dreimal bereits Dekan an der Univerſität geweſen war. Die alte Regierung flüchtete nach Wiener Neuſtadt, „die allezeit getreue“ und waltete von dort aus ihres Amtes. Der Landrath ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, von dem neuen Landesfürſten anerkannt zu werden!

Als nun Ferdinand nach dem Theilungstractate von 1522 nach Oeſterreich kam, da ſpielte ſich in Wiener Neuſtadt eine Trauerſcene ab. Er ging nicht nach Wien, ſondern blieb zuerſt in Linz, wo er die Hochzeit mit Anna von Ungarn feierte. Dann zog er nach Wiener Neuſtadt und berief dahin die beiden Parteien, namentlich das alte Regiment und den Landrath vor Gericht.

Auf freiem Felde wurde am 10. Juli 1522 auf einem hohen Gerüſte der Thron des Fürſten aufgeſchlagen. Ferdinand erſchien umgeben von ſeinen Großen. Leider ſtand damals an der Seite desſelben ein übelberüchtigter Mann, ein Spanier, Namens Graf Salamanca, deſſen Einflüſterungen den jungen Fürſten zu manchen nicht wohlwollenden Schritten vermochten, der ſelbſt aber ſeinen Einfluß zu ſeiner Bereicherung mißbrauchte.

Die Parteien erſchienen; von Seite der Neuſtädter Commiſſion Schaidpöck; von Seite der Wiener Dr. Campus. Nachdem die Sachwalter am 10. und 11. Juli geſprochen hatten, am 14. und 16. Juli Replik und Duplik erfolgt war, geſchah am 23. Juli der Urtheilsſpruch.

*) Von der Uebung, daß die Huldigung von der vorausgegangenen Beeidigung der landſtändiſchen Poſtulate abhängig gemacht wurde, kam es ab. Hiefür wurde zuerſt gehuldigt, und dann erſt eine Beeidigung der im allgemeinen üblichen Anforderungen geleiſtet.

Digitized by Google

Er war hart genug: Von den Wiener Landrathsmitgliedern wurden die Herren von Puchheim und Eizing, Dr. Martin Siebenbürger. (Capinius), Rinner und vier Mitglieder des Bürgerausſchuſſes zum Tode verurtheilt; andere zum Kerker, zur Verbannung, zur Vermögens-Confiscation.

Große Beſtürzung bemächtigte ſich der Wiener, darauf waren ſie nicht gefaßt. Sie hatten nicht gedacht Rebellen zu ſein und Dr. Gampus vergaß in ſeiner Beſtürzung um Gnade zu flehen. Dies wurde vom Erzherzoge als Starrſinn betrachtet. Das Todesurtheil wurde vollzogen

In der Folge zeigte ſich Ferdinand milder als im Anfange. Er war eben als ein Fremder nach Oeſterreich gekommen, deſſen Sprache, Leute, Weſen er nicht kannte. In Spanien war zu gleicher Zeit der furchtbare Aufſtand der „Communen“ noch nicht vollſtändig niedergeworfen. Der Fürſt mochte in dem Gebahren der Wiener etwas ähnliches ſehen. Dazu kam, wie erwähnt, der üble Einfluß des Grafen Salamanca, dem der zweiundzwanzigjährige Fürſt gar zu arglos traute. Als dieſer, der bald den Spitznamen des „Herzogs“ erhielt, ſpäter entlaſſen war, geſtaltete ſich das Verhältniß Ferdinands zu ſeinen Unterthanen beſſer. Er war nicht blutdürſtig, ſondern zur Milde geneigt. Als er die Sprache, öſterreichiſches Weſen und die heimiſche Zutraulichkeit kennen gelernt und ſich in ſelbe gefunden hatte, wurde er recht beliebt und dieß nicht bloß in Wien, ſondern auch in Prag, trotzdem, daß er ſelbes für den allerdings ganz unmotivirten Aufſtand von 1547 ſtrenge beſtrafte.

Mittheilung aus dem kärnt. Geſchicht-Verein.

Am 22. Oktober l. J. iſt ein Römerſtein, der ſeit Langem in Verluſt gerathen zu ſein ſchien, ganz zufällig wieder an's Tageslicht gekommen. Anläßlich der Renovirung der Auslage-Verkleidung der Edlen von Kleinmayr'ſchen Buchhandlung am alten Platz in Klagenfurt ward derſelbe ſichtbar, in der Mauer jenes Hauſes, etwa 2½ Meter über dem Erdboden mittelſt Mörtel eingefügt.

Dieſer Stein, welcher an ſeinem unteren Rande faſt ½ Schuh dick, nach oben zu beinahe ſchneidig zugeſchürft iſt, hat eine Höhe von 55 cm. bei einer Breite von 65 cm.

Die Inſchrift in ſehr gut ausgeführten und faſt durchaus wohl erhaltenen römiſchen Buchſtaben iſt folgende:

TI · IVL · BL
AESATIL
HOSPITI · ET
CLODIAE · Q · F·
SEVERA · VXORI
H · V · F ·

Die Schrift iſt eingerahmt von einer Doppellinie, zwiſchen welchen beiden Rahmlinien die Steinfläche ſich etwas wulſtförmig erhebt.

v. Jabornegg-Altenfels hatte Kenntniß von der Inſchrift unſeres Römerſteines, und ſie iſt unter Nummer CCCXCVII, Seite 144, in ſeinen: „Kärntens röm. Alterthümer“ aufgeführt mit dem Beifügen, daß der Stein verloren gegangen iſt. Da er den Stein alſo ſelbſt nicht geſehen hat, zitirt er die Inſchrift nach älteren Inſchriftenſammlungen. Unter den Vorgängern des v. Altenfels, welche ich gleich näher erwähnen werde, fällt vor Allem auf, daß ſie alle, wie v. Altenfels, die unrichtige Leſeart: „Sever*ae*“ haben, während der Augenſchein zweifellos beſtimmt „Sever*a*“ zeigt. Ebenſo haben alle am Schluſſe der zweiten Zeile zwei L, obgleich die zweite Zeile auf dem Steine offenbar nur mit einem L (aesatil) ſchließt. Schon dieſe beiden Thatſachen geſtatten den Schluß, daß von den uns bekannten Kompilatoren, welche von unſerer Inſchrift Erwähnung machen, keiner das Original geſehen habe. Wir wollen nun dieſe Wahrſcheinlichkeit etwas näher betrachten, weil ſie uns auf die richtige Leſung führen wird.

Der älteſte, von dem wir wiſſen, daß ihm unſer Römerſtein bekannt war, iſt der durch ſeine „Cosmographia“ und „Astronomia“ im 16. Jahrhundert berühmt gewordene deutſche Profeſſor Peter Bienewitz, nach der Sitte der Zeit latiniſirt: Petrus Apianus, deſſen im Jahre 1534 erſchienenen: „Inscriptiones“ 2c unſere Inſchrift aufgeführt enthält. Seine Leſeart, auf welche v. Altenfels ſich beruft, konnte ich zum Vergleiche nicht heranziehen, weil mir die „inscriptiones“ des Apian hier nicht zur Hand ſind. Dieſelbe ſcheint aber von der der folgenden Inſchriftenſammler in keinem weſentlichen Punkte verſchieden geweſen zu ſein, weil v. Altenfels eine derlei Verſchiedenheit, wenn ſie vorhanden wäre, wohl hätte berückſichtigen müſſen bei der Feſtſtellung ſeiner Leſeart, welche ich im Folgenden anführen werde. Nachdem die

Digitized by Google

thatſächlichen Irrthümer der Späteren ſchon bei Apian vorzukommen ſcheinen, darf wohl angenommen werden, daß ſchon Apian entweder nur nach einer ihm vorgelegenen fremden Abſchrift oder doch jedenfalls nur oberflächlich kopirte. — Wolfgang Lazius, der Medicus et Rom. Regis historicus, iſt der nächſtfolgende, der von unſerer Inſchrift wußte. Er führt dieſelbe in ſeinen: „Reipubl. Romanae in exteris provinciis . . . . commentariorum libri XII" 1598 und zwar: „In Claudiae ruinis et locis proximis, in Clagenfurto Carinthiae folgendermaßen auf:

TI · IVL · BL · AESATIL · L ·
HOSPITI · ET · CLODIAE ·
Q · F · SEVERAE · VXORI ·
H · V · F ·

Er bringt alſo das irrthümliche Sever*ae*, ferner das nicht vorhandene zweite L am Schluſſe der zweiten Zeile (nach der Ordnung des Originals), und einen im Original nicht vorhandenen Punkt nach BL. — Gruter pag. 790 Nr. 10 hat, wie er ſelbſt anführt, nach Lazius kopirt. Doch errathet er richtig das Nichtvorhandenſein des Punktes nach BL und lieſt daher: „BLAESATILL". — Aber Karl Mayer: „Statiſtik und Topografie des Herzogthumes Kärnten" 1796, Seite 225, der von dem Stein ſagt, daß er „nicht mehr gegenwärtig" ſei, kehrt vollſtändig zur Zitation des Lazius zurück. — A. Alb. Muchar: „Das römiſche Noricum, I. Th., der im XVIII. Kapitel, „über den Einfluß der Römerherrſchaft", beiſpielsweiſe einige Inſchriften Kärntens bringt, beruft ſich auf Gruter, deſſen Copirung er wiedergibt. Auch Frh. v. Ankershofen hat den Stein nie geſehen; er bemerkt aber Handbuch I. Th. Seite 573 anmerkungsweiſe die abweichenden Notirungen Gruter's und Mayer's.

v. Altenfels, am a. O., bringt bezüglich des keltiſchen Namens, auf den Gruter als BLAESATILL gerathen hatte, nicht willkürliche Neuerungen. Er fügt aus Eigenem ein n in die zweite Silbe ein, welches keiner ſeiner Vorgänger hatte und gibt dem Schluſſe des Wortes ein us hinzu, wogegen das Original weder einen Punkt noch ein ſonſtiges auf ein us hinweiſendes Abkürzungszeichen hat.

v. Altenfels zitirt unſere Inſchrift folgendermaßen: „Tiberius Julius Blaesantillus, hospiti et Clodiae, Quinti filiae Severae uxori hoc vivus fecit". Nun iſt es allerdings richtig, daß, weil nach BL

inſchriftlich kein Punkt exiſtirt, dieſe beiden Buchſtaben am Schluſſe der erſten Zeile mit den folgenden Buchſtaben der zweiten Zeile ein Wort zuſammen bilden.

Dieſe Zuſammengehörigkeit wird auch weſentlich dadurch beſtätigt, daß der Buchſtabe. welcher die zweite Zeile beginnt, genau erſt unter den zweiten Buchſtaben der erſten Zeile gereiht iſt, und alſo die zweite Zeile, die geſchehene Abtheilung des Wortes bezeichnend, im Gegenſatze zu allen anderen folgenden Zeilen um eine Buchſtabenbreite kürzer beginnt. Aber Blaesa*ntillus* ſteht, wie ſchon bemerkt, nicht inſchriftlich, ſondern der Augenſchein ergibt „Blaesatil“, wobei das I etwas über die Höhe der übrigen Buchſtaben emporragt. Noch wäre gegen v. Altenfels zu erinnern, daß die Abkürzung TI · nicht ſowohl auf „Tiberius“ als vielmehr auf „Titus“ weiſet. Weit wichtiger aber iſt, daß kein Grund vorliegt, Titus Julius Blaesatil im Nominativ anzunehmen. Denn da, wie geſagt, Sever*a*, nicht aber Sever*ae*, geleſen werden muß, ſo bezeichnet wohl dieſer Nominativ das Subjekt des Satzes d. h. jene Perſon, welche den Denkſtein geſetzt hat. Dagegen iſt der Name TI · IVL · BLAESATIL im Dativ zu leſen, worauf auch ſchon das folgende „hospiti“ hinweiſet, welches das den Ti. Jul. Blaesatil bezeichnende Prädikat iſt. v. Altenfels, der das richtige Subjekt: Severa wegen des irrthümlich angenommenen Auslautes: „Sever*ae*“ nicht kennt, und Ti. Jul. Blaesa-n-til-lus als Subjekt annimmt, gelangt hiedurch in eine dreifache Unverſtändlichkeit, nämlich, daß der Gaſtfreund namenlos, die Clodia unbeſtimmt, und die „Severae uxori“ räthſelhaft bleiben. Dem Geſagten zu Folge ſtellt folgende Leſeart den richtigen Sachverhalt dar:

Tito Julio Blaesatil hospiti et Clodiae —
Quinti filia Severa — uxori hoc viva fecit.

In deutſcher Ueberſetzung:

Dem Gaſtfreunde Titus Julius Blaesatil und
ſeiner Gattin Clodia, hat Severa, des Quintus
Tochter, dieſes Denkmal bei Lebzeiten geſetzt.

Die Trennung der zwei zuſammengehörigen Worte: „Clodiae uxori“ durch die 3 Worte „Q. F. Severa“ hat nur die zufällige Urſache, daß der Steinmetz für: „uxori“ in der 4. Zeile offenbar keinen Platz mehr fand, aber auch zu einer abermaligen Abtheilungszeile die Steinfläche keinen Raum bot. Dafür aber brachte er das „Q. F.“ in

jener 4. Zeile ganz gut unter, und mußte dann das dazu gehörige „Severa“ am Beginn der nächſten Zeile folgen laſſen, bevor er die unterbrochene natürliche Wortfolge mit „uxori“ wieder aufnehmen konnte. Solche Syntax-Licenzen ſind auf Inſchriften nicht ungewöhnlich. Die „Severa“ iſt es, welche als Quinti filia näher bezeichnet wird: denn im Contexte von Inſchriften pflegen Frauennamen regelmäßig durch die Angabe einer Familienbeziehung erläutert zu werden.

Die Zeit der Errichtung des Denkſteines fällt ſelbſtverſtändlich in die Zeit des Beſtandes des röm. Virunum's. Näher aber läßt ſich jene Zeit dermalen mit einiger Zuverläſſigkeit nicht beſtimmen, bis eine eingehende Vergleichung der Inſchriftencharaktere auf den vaterländiſchen Römerſteinen hiezu die Grundlage vorbereitet haben wird. Nur noch einige Worte über die Schickſale unſeres Römerſteines in den letzten 4 Jahrhunderten.

Apian gibt die Inſchrift, wie v. Altenfels a. a. O. bemerkt, mit dem Beiſatze an: „in oppido Clagenfurt in foro“. Es ſcheint alſo, daß unſer Stein ſchon in der 1. Hälfte des 16. Jahrh. in Klagenfurt und zwar auf dem „alten Platze“ ſich befand. Aus den Worten des Lazius a. a. O. „in Claudiae ruinis et locis proximis, in Clagenfurto Carinthiae“ erfahren wir über den Ort des Steines nichts näheres. Aber Karl Mayer a. a. O. bemerkt, daß der Stein im Hauſe „zur goldenen Gans“ nicht mehr ſei. Er war alſo dort wohl früher, nämlich vor 1796.*) Mayer erwähnt, daß jenes Haus „zur goldenen Gans“ „nun ganz neu hergeſtellt, 3 Stockwerke hoch, ein Gaſthaus“ ſei. Es kann alſo wohl angenommen werden, daß unſer Stein von dem genannten Hauſe zur Zeit dieſes Umbaues weg gebracht wurde. Und da der Familie Edlen von Kleinmayr wohl bekannt iſt, daß der in Rede ſtehende Römerſtein ſchon vor der Etablirung der von Kleinmayr'ſchen Buchhandlung im jetzigen Hauſe daſelbſt und zwar am Platze, wo er jetzt gefunden wurde, angebracht war, ſo können wir annehmen, daß er aus dem Hauſe „zur goldenen Gans“ in das Haus der Edlen v. Kleinmayr'ſchen Buchhandlung gelangt iſt. Die Familie von Kleinmayr hat den hier beſprochenen Stein dem kärntneriſchen Geſchicht-Vereine geſchenkweiſe überlaſſen, in deſſen Monumentenhalle er jetzt aufgeſtellt iſt. Janku.

*) Nach dem Zeugniſſe Valvaſors: „Beſchreibung des Erz. Herzogth. Kärndten“ iſt derſelbe Stein, deſſen Inſchrift V. übrigens nicht minder fehlerhaft anführt anführt, ſchon zu ſeinen Zeiten (1688) „auf dem Platz“ von Klagenfurt zu ſehen geweſen.

Digitized by Google

Volksſagen vom Ulrichs- und Diexerberg.

Von Franz Ivanetič.

Im St. Ulrichsgraben kommen Golderze vor. Sie werden bewacht von kleinen Bergmännchen, die ein grünes Kleid und rothe Käppchen tragen. In Lölling wurde einſt von einem Bergmanne ein ſolches gefangen und von ihm mit dem Bedeuten in Gewahrſam gebracht: „Ich laſſ' dich nicht früher aus, als bis du mich in eine Goldgrube geführt haſt, aus der ich ſoviel Gold herausnehmen kann, als ich benöthige; auch mußt du mich hernach auf dem rechten Wege in's Freie führen". Das Bergmandl ging in den Vorſchlag ein, führte den Mann in den Ulrichsgraben und erhielt dadurch ſeine Freiheit wieder. — Zur Nachtzeit umfliegen die Gſchüttſtellen der Felder die „Lichtmandeln". Einſt ſah ein Bauer auf dem Diexerfelde ein ſolches Männlein „hin und her irren". Er blieb ſtehen und beobachtete es. Da näherte ſich ihm das „glühende Männlein" und ſprach: „Setz ich den Markſtein dorthin, ſo iſt es nicht recht, und ſetz' ich ihn daher, ſo iſt es auch nicht recht, wo ſetz' ich ihn alſo ein?" „Setz' ihn dort ein, wo du ihn genommen haſt", war die Antwort des Bauers und das Mandl verſchwand. — Im Diexerberge und auf der Grebenzalpe ſind ſilberne Kugeln und Kegel begraben. — Der nächſt Diex gelegene, wegen ſeiner weiten Rundſicht beſtbekannte „Zauberkogel" wird von den dortigen Leuten als ehemaliger Wohnſitz von „Rieſenmenſchen" bezeichnet. Dieſe waren derart ſtark und kräftig, daß ſie im Stande waren auf ihrem Rücken Pflug und Düngerkarren vom Felde bergauf nach Hauſe zu tragen. — Der wilde Mann läßt ſich oft in den nächtlichen Stunden in den Thalungen (Gräben) von St. Ulrich als „blaſender Poſtillon" hören. Geſchieht dieß in den Nächten des Frühjahres, ſo iſt Hoffnung auf ein gutes Jahr vorhanden. Treten die Leute mit den Feurſpänen in's Freie, um ihn zu ſehen, ſo wird im Nu alles ſtille und ruhig, man vernimmt weder Wagengeraſſel, noch „Horntöne". — In St. Ulrich hörte ich noch folgende Sagen erzählen: In den höchſten Steinwänden der Alpengebirge wohnt ein kleines, zwerghaftes Weſen mit einem ſehr großen Kopfe und feurigen Augen, „Haſelkind" genannt, das einen giftigen, Menſchen und Thieren Verderben bringenden Athem aushaucht. — Der Capelacher Wald bei Teinach deckt zwei alte ver-

Digitized by Google

ſunkene Städte, die eine von dieſen hieß: „St. Martin im Feuchtenholz". Vor Zeiten hörte man Samstag Nachmittag beim ſogenannten Kreuz, das an der Stelle der verſunkenen Kirche ſteht, ein ſchönes Glockengeläute.

Noch zu löſende Aufgaben der Botanik in Kärnten.

Von Guſtav Adolf Zwanziger.

Es dürfte vielfach die Meinung verbreitet ſein, daß nach der Herausgabe von Ed. Joſch, Flora von Kärnten, Klgft., 1853, einem dürren Standortsverzeichniſſe ohne jede nähere Angabe über die phyſikaliſche, chemiſche und geognoſtiſche Beſchaffenheit der Fundſtellen, für die Botanik in Kärnten nichts mehr zu leiſten ſei, wenn auch noch manche Fundorte und wenige Entdeckungen ſeltenerer Pflanzen nachzutragen wären. Wie ich ſchon 1872 in der „Carinthia" Nr. 7" S. 198 am Schluſſe der Beſprechung von Ludwig Freiherrn von Hohenbühel's Lebensſkizze des für die Erforſchung der Flora Kärntens durch Unterſtützung Wulfen's verdienten Hofrathes Franz Mygind bemerkte, iſt dieſe Meinung eine ſehr irrige, ſondern wie dort geſagt wurde, ſind die in Kärnten noch zu löſenden Aufgaben der Botanik von rieſenhaftem Umfange, da die wiſſenſchaftlichen Anforderungen der Jetztzeit viel höher geſtiegen und ſchwieriger zu erfüllen, ſowie die Zeiten längſt vorüber ſind, in denen man bei jedem Alpenausfluge noch ganz neue unbeſchriebene Pflanzenarten zu finden hoffte und wenn das nicht der Fall war, unbefriedigt nach Hauſe ging. Auch die kleine Nachleſe von neuen in Kärnten ſeither entdeckten und beſchriebenen Alpenpflänzchen wurde dort erwähnt, welche hier wiederholt und vermehrt folgt: Draba Pacheri Stur, Oxytropis carinthiaca Fisch. Oost., Serratula Vulpii Fisch. Oost., Taraxacum Pacheri C. H. Schultz, Hieracium Pacheri C. H. Schultz, Androsace Pacheri F. Leybold, zu denen Achillea Jaborneggi Halacsy (Ach. moschata × Clavenae) kommt. Zu den für Kärnten neuen, theils in den Nachträgen zur Flora Kärntens von Dav. Pacher und Baron M. v. Jabornegg im Jahrbuche des naturh. Landesmuſeums, in der „Carinthia" und der „Kärntner Gartenbauzeitung" veröffentlichten Funden gehören: Ranun-

Digitized by Google

culus Seguieri Vill., Aethionema saxatile R. Br., Polygala forojuliensis Kern., Centaurea nervosa W., Horminum pyrenaicum L., Euphorbia saxatilis L., Asplenium Seelosii Leyb., Woodsia glabella R. Br. u. a. m.

Bei der etwaigen Bearbeitung einer neuen Flora von Kärnten kann es ſich alſo nicht darum handeln, einen vermehrten und berichtigten Joſch nach dem alten Schimmel zu liefern, ſondern dieſelbe ſollte auf der Höhe der Zeit ſtehen und die Standortsangaben alles Wiſſenswerthen, Geſteinsunterlage, Expoſition, Höhe des Vorkommens, auswärtige Verbreitung u. ſ. w. enthalten im Sinne von Sendtner's „Vegetationsverhältniſſe von Südbaiern", München, 1854, 8°, und Franz Unger's „Ueber den Einfluß des Bodens auf die Vertheilung der Gewächſe", Wien, Rohrmann, 1836. 8°, nach vierjährigen Beobachtungen der Flora von Kitzbüchel in Tirol. Was man auch dagegen ſagen mag, die Eintheilung Unger's in bodenſtete, bodenholde und bodenvage Pflanzen entſpricht weit mehr den natürlichen Thatſachen, als Thurmann's hygrophile, xerophile, pſammophile und peliſche Pflanzen, wie er ſelbe in ſeinem Essai de Phytôstatique aufſtellt, wenn auch Thurmann's Anſchauungen vieles Richtige enthalten und es gewiß zu ſein ſcheint, daß für viele ſogenannte Kieſelpflanzen nur der Kalkgehalt der Erde oder des Waſſers ein tödtliches Gift iſt, während manche Pflanzen unbedingt Kalk zur Friſtung ihres Lebens benöthigen, andere Kalkpflanzen dagegen aber auch auf nicht kalkhältigem Boden ihr Gedeihen finden können. Zur Darſtellung der Verhältniſſe des Pflanzenvorkommens nach den Bodenarten eignen ſich am beſten ſolche Karten, wie ſie H. Hoffmann im 8. Berichte der oberheſſiſchen Geſellſchaft für Natur- und Heilkunde zu Gieſſen 1860 als Beilagen zu ſeinen vergleichenden Studien zur Lehre von der Bodenſtetigkeit der Pflanzen von den Umgebungen von Gieſſen und Kiſſingen mit der Verbreitung von Dianthus carthusianorum und Prunella grandiflora gibt, zu welchem Zwecke im Anfange nur häufige Pflanzen verwendet werden ſollten.

Die Einleitung ſollte eine pflanzengeographiſche Schilderung des Landes bringen mit vollſtändiger Berückſichtigung des chemiſchen oder phyſikaliſchen Einfluſſes des Bodens und der Geſteinsunterlage auf die Pflanzendecke, der klimatiſchen Verhältniſſe, der Expoſition, Nord, Süd, Oſt, Weſt, wozu ſich ebenfalls ähnliche Karten, wie oben angegebene eignen, der Vergeſellſchaftung mit bezeichnenden

Pflanzen, der unteren und oberen Höhengrenzen, worüber nur wenige Beobachtungen in Hermann und Adolf Schlagintweit's Unterſuchungen über die phyſikaliſche Geographie der Alpen und in Johann Prettner's Klima von Kärnten (Jahrb. XI) und wofür als Muſter zur Eintragung z. B. Kotſchy's Skizze der Elbrus-Alpen, nördlich von Teheran, in den Mittheilungen der k. k. geograph. Geſellſchaft in Wien 1861 S. 65—110 mit Bergzeichnung des Totſchal und Tacht Soleiman, eingeſchriebenen Nummern und ſich darauf beziehenden Pflanzennamenverzeichniſſen, Schimper's geographiſche Mooskarte in der Synopsis muscorum europæorum, 1te Aufl., die leider in der zweiten aus unbekannten Gründen wegfiel u. a.

Eine ſorgfältige Vergleichung mit den Nachbarfloren von Salzburg, beziehungsweiſe Ober- und Niederöſterreich, Steiermark, Krain, Küſtenland, Venetien und Tirol fehlt bisher gänzlich. Folgende Werke wären hier zu benutzen: die bekannten Floren von Hinterhuber, Sauter und Storch für Salzburg, Duftſchmid für Oberöſterreich, Neilreich für Wien, beziehungsweiſe Unteröſterreich, ſehr wichtig, Maly für Steiermark, Freyer und Fleiſchmann für Krain, Pirona für Friaul, Hausmann für Tirol, ſammt den dazu erſchienenen, in verſchiedenen Fachzeitſchriften zerſtreuten Nachträgen von den Autoren ſelbſt oder Andern und den Werken Sendtner's Vegetationsverhältniſſe von Südbaiern und oben erwähntes Werk Unger's über Kitzbüchel hinſichtlich der Höhengrenzen.

Eine Vergleichung der Höhengrenzen von Kärnten mit Salzburg und Oberöſterreich, pflanzengeographiſch ausgedrückt, des Nordabfalles der nördlichen und des Südabfalles der karniſchen und weſtlichen juliſchen Alpen, ſowie der Karawanken, des nördlichſten Aſtes der ſüdlichen Kalkalpen, würde ſehr intereſſante Ergebniſſe liefern und zeigen, um wie viel mehr, der ſüdlichen Lage angemeſſen, dieſelben in Kärnten höher hinaufrücken als in Salzburg. So wachſen, um nur ein Beiſpiel anzuführen, in faſt gleicher Höhenlage mit Klagenfurt mitten in der Stadt Salzburg am Oſtabhange des Kapuzinerberges, unmittelbar ober den Häuſern der Linzergaſſe, die ſchönſten Alpenroſen (Rhododendron hirsutum L.), die Felſen-Kernera (Cochlearia (Kernera) saxatilis Lam.), Felſen-Baldrian (Valeriana saxatilis L.), Alpenmaßliebchen (Bellidiastrum Michelii Cass.) und andere Kalkvoralpenpflanzen in Menge, die man hier erſt am Fuße der Karawanken bei Ferlach antrifft.

Dr. Guſtav Pernhoffer's Verſuch einer Darſtellung der pflanzengeographiſchen Verhältniſſe der Umgebungen des Curortes Wildbad Gaſtein in den Verhandlungen des zool.-bot. Vereines in Wien, 6. Jahrg. 1856 S. 3—20 wäre, da die Flora des benachbarten Kärntens faſt vollſtändig übereinſtimmt, zum Vergleiche mancher Höhenvorkommen ſehr geeignet. In Gaſtein reichen viele Pflan en im Mittel um mehr als 600′ höher hinauf als in Südbaiern, in Kärnten als auf der Südſeite der Centralalpen, alſo wahrſcheinlich noch höher, wie auch der Getreideanbau im oberen Möllthale noch in hohen Lagen beweiſt, der in Gaſtein nur bis 3500′ reicht, während bei Heiligenblut noch bis 5000′ und 5100′ Getreidefelder an günſtigen Orten vorkommen, alſo 1000—2000′ höher wie in den höchſten Lagen der auf Salzburger Gebiet liegenden Nordabdachung der Tauernkette. S. J. Prettner's Klima von Kärnten S. 39 und G. A. Zwanziger's Vegetationsverhältniſſe von Heiligenblut. (Verhandlungen des zool.-bot. Vereines in Wien, 12. Bd. 1862, S. 194).

Daran ſchließt ſich Franz Keil's: Ueber die Pflanzen- und Thierwelt der Kreuzkofelgruppe nächſt Lienz in Tirol in den Verhandlungen der k. k. zool.-bot. Geſ. in Wien, IX. Band, 1859, S. 151—166, die vielfach auf Kärntner Gebiet übergreift.

Von Beſchreibungen könnte, außer bei beſonderen und eigenthümlichen Formen, um Koſten zu erſparen, abgeſehen werden. Sollten aber ſolche, wie es freilich ſehr zu wünſchen wäre, durchgeführt werden, ſo wären die Angabe der Blattſtellung, die Reihenfolge der Sproſſen und des Aufblühens nicht außer Acht zu laſſen. Bei der Verbreitung ſollte auch ſtets geſagt werden, wo eine Pflanze nicht vorkommt, da eben das Fehlen einer ſonſt gemeinen Pflanze an gewiſſen Orten von größtem Intereſſe iſt, ſowie auch örtliche Abweichungen in Tracht, Blütenfarbe u. ſ. w. zu bemerken wären. Am Nordfuße des Dobratſch bei Bleiberg wächſt z. B. kein blaues, ſondern nur weiß blühendes Leberkraut, Hepatica triloba Chaix. Am Kreuzbergl fehlt die gewöhnliche blaublumige Form entweder ganz oder erſcheint im höchſten Grade verkümmert.

Die Gattungen Ranunculus Sectio Batrachium, Viola, Rubus *), Rosa, Hieracium, Mentha, Salix u. a. bedürfen einer vollſtändigen

*) Wohl am beſten nach W. O. Focke's Synopsis Ruborum Germaniae, welche die Artenzerſplitterung nicht in's Maßloſe treibt, ſondern die Brombeeren nach Grundtypen zuſammenfaßt.

Digitized by Google

Umarbeitung, da Koch's Werke hierzu nicht ausreichen. Ueberhaupt iſt ſehr zu bedauern, daß von Koch's veraltetem Taſchenbuch der deutſchen und Schweizer Flora zwar ſtets neue, aber unveränderte, höchſtens durch Druckfehler bereicherte Auflagen erſcheinen und kein Botaniker ſich daran macht, dasſelbe nach den neueſten Erfahrungen und Entdeckungen umzuarbeiten, da auch die neueſte von Ernſt Hallier beſorgte Auflage ebenfalls unbrauchbar iſt und trotz der Verſicherung des Titels auf die neueren Entdeckungen in zu geringem Maße Rückſicht nimmt. Eine ſolche Zerſplitterung, wie L. Reichenbach aus dem alten Scleranthus perennis*) über 100 und Prof. Alexis Jordan in Lyon aus Draba verna gegen 200 Species machte, dürfte wohl übertrieben ſein und an Opiz's Methode erinnern, wo das Fehlen eines Haares ſchon eine neue Art begründete, wie andererſeits Neilreich's Verfahren, der eine Menge Hieracien in einen Topf zuſammenwirft, ebenſoſehr; das Eine wie das Andere iſt des Guten zu viel gethan.

Auf Uebergänge, Baſtarde u. ſ. w. ſollte wohl geachtet werden, welche am beſten dazu beitragen, die Entſtehung der Arten aufzuklären, wobei Kerner's Arbeiten nicht überſehen werden dürfen. So z. B. wäre in der Satnitz Gelegenheit geboten, auf Baſtarde zwiſchen Anemone trifolia und An. nemorosa zu fahnden. Blüht auch erſtere ſpäter, ſo treffen ſtellenweiſe die Blütenzeiten doch zuſammen.

Für die Zuſammenfaſſung der pflanzen-geographiſchen Züge im großen Ganzen empfehlen ſich als Vorarbeiten am beſten Lokalfloren, wie ſie bisher nur von wenigen Gegenden Kärntens vorliegen, ſo von Kokeil für die Umgebung von Klagenfurt (Jahrb. I, 1852), von Prof. R. Graf für das untere Lavantthal von Wolfsberg bis Lavamünd (Jahrb. I, 1852), von Pfarrer Paul Kohlmayer für die Koralpe (Jahrb. II, 1853), Kanning in der Gegend (Jahrb. III, 1854), den Reißkofel (Jahrb. IV, 1859), das Maltathal (Jahrb. VI, 1864), von Ed. Häckel über die Vegetationsverhältniſſe von Malnitz (zool.-bot. Geſ., 18. Bd., 1868, S. 931), mit Nachträgen von Emil Berroyer (ebendaſelbſt 19. Bd., 1869, S. 725 und 24. Bd. 1874, S. 163), von G. A. Zwanziger über Heiligenblut in den Verhandlungen der zool.-bot. Geſ., 12. Bd., 1862.

*) Von dieſen neuen Scleranthus-Arten kommen nach J. Wiesbauer S. J. in Kärnten vor: Scl. brachyodon Rchb., obsoletus Rchb. und stenoleucus Rchb., alle drei bei St. Andrä im Lavantthale. (S. Skofitz, öſt. bot. Zeitſchrift, XXVI. Jahrg., 1876, S. 152.)

S. 194), das obere Gailthal (Leſſachthal) von Kötſchach bis Luggau (Jahrb. VIII, 1868) und Raibl (Jahrb. X, 1871). Ausgezeichnete Vegetations-Schilderungen gab M. Baron Jabornegg im Feuilleton der Klagenfurter Zeitung 1863, Nr. 283 von der Petzen; 1865, Nr. 141—142, die Heideriche und Alpenroſen in unſeren Alpen; 1871, Vegetationsbilder aus den Kärntner Alpen. I. Nr. 99—101. Die Stou-Gruppe in den Karavanken. II. Nr. 120 bis 122. Ein Blick in die Flora der höchſten Centralalpen. III. Nr. 145 — 146. Das Raibler-Thal. IV. Nr. 271 — 275. Die Unholden bei Oberdrauburg. V. Nr. 296—299 und 1872 Nr. 1—5. Die Wälder der Berge und Thäler Mittelkärntens; 1873, Wanderungen in den kärntneriſchen Alpen. I. Nr. 98 bis 100. Das Hochkreuz in der Draßnitz. II. 105—107. Die Alpe Baba am Loibl-Uebergange. III. 123 — 125. Der Eiſenhut und in der Carinthia, 1869, Nr. 8, S. 143. Vegetationsbilder aus den kärntneriſchen Kalkalpen. (S. 149. Die Formation der immergrünen Geſträuche. S. 153 Alpenwieſen), ſo wie in dem von der kärntn. Landwirthſchafts-Geſellſchaft herausgegebenen Werke: „Die Alpenwirthſchaft in Kärnten", bisher die Gruppen: 7: Gebiet der Görtſchitz, 8: der Lavant, 1: Leſſachthal, 2: Südliches Gebiet der Gail und 4: Canalthal. Einige Pflanzenangaben finden ſich auch in Prof. Robert Latzel's Ausflug nach dem Bodenthale in der „Klagenfurter Zeitung", 1872, Nr. 226—228.

Phänologiſche Arbeiten ſind vorhanden von J. Prettner. Verſuch zur Beſtimmung thermiſcher Conſtanten der Belaubung, Blüte und Fruchtreife einiger Lignoſen nach 20jährigen Beobachtungen zu Klagenfurt. (Jahrb. VIII.); Verzeichniſſe der in den Jahren 1869 und 1870 in den Alpenanlagen des botaniſchen Gartens zur Blüte gekommenen alpinen und ſubalpinen Pflanzen von L. v. Hueber (Jahrb. IX und X) mit den Daten über Entfaltung der Blüte, der poſitiven Mitteltemperatur, d. i. Summa ſeit 1. Jänner, des höchſten und niederſten täglichen Thermometerſtandes und der Blütezeit im Freien. Eine Schilderung des Jahresganges der Vegetation in Klagenfurt gab G. A. Zwanziger in den botaniſchen Frühlings-, Sommer- und Herbſtberichten in der Carinthia 1871. Der Winterbericht iſt noch ausſtändig, doch theilweiſe erſetzt durch die „Winter-Botanik" im Feuilleton der Klagenfurter Zeitung Nr. 49—51 vom

28. Februar und 2. März 1873. Auch K. Fritſch's viele phänologiſche Schriften wären zu berückſichtigen.

Joſch's pflanzen-geographiſche Studien über Inneröſterreich, das iſt Steiermark, Kärnten und Krain (Jahrb. IX), entſprechen dieſem Titel nur ſehr wenig. Dieſelben berückſichtigen mehr die politiſchen Landesgrenzen als die natürlichen Gebirgszüge uud die dadurch bedingte Pflanzenverbreitung und die 10 Schemata ſind kanzleimäßig abgefaßte Tabellen, bei denen man nicht weiß, welchem pflanzen-geographiſchen Zwecke ſie dienen ſollen. Was ſoll man ſich unter Pflanzen, die Kärnten (Schema VIII) oder Krain (Schema IX) allein eigen ſind, denken, wo in dem einen Lande nördliche, in dem andern ſüdliche Arten mit den wirklich monotypiſchen, wie Kraut und Rüben durcheinander gemengt ſind? Ein Laie müßte nach dieſen Schemas glauben, daß, um nur einige Arten zu nennen, Anemone vernalis, Linnaea borealis nur in Kärnten, Silaus pratensis, die zufällig vielleicht nicht in Kärnten, wohl aber im weit nördlicheren Salzburg wächſt, Orlaya grandiflora, Laurus nobilis, Stratiotes aloides, Lasiagrostis Calamagrostis, die in Raibl und Salzburg wächſt, nur in Krain wüchſen, alſo für dieſe Länder monotypiſch ſeien, während alle dieſe Pflanzen doch viel weitere Verbreitungsgebiete haben. Die Vergleichung mit der Krainer Flora ſollte überhaupt nicht weiter gehen, als bis zum Südfuße der Karavanken und Steiner Alpen und etwa noch den Höhen der juliſchen Alpen, mit Außerachtlaſſung der kraineriſchen Ebenen, deren Flora ſchon eine zu ſehr mit ſüdöſtlichen Elementen gemiſchte iſt und im ſüdlichen Krain ſchon der mediterrane Typus ſich theilweiſe Geltung verſchafft.

Joſch ſpricht zwar von Pflanzen, die ausſchließend im nördlichen Gebiete vorkommen (Schema IV), ſolchen, ausſchließend im ſüdlichen (Schema V), ausſchließend weſtlichen (Schema VI) und ausſchließend öſtlichen Pflanzen (Schema VII), ohne bei irgend einer Art etwas über ihre Verbreitungsgrenzen zu ſagen, was doch ſo leicht iſt So erreichen von ſüdweſtlichen Pflanzen Paradisia Liliastrum auf der Pleken und Müſſen ihre Nordoſtgrenze, Potentilla nitida am Dobratſch, Phyteuma comosum im Canalthale bei Raibl, Paederota Bonarota auf der Pleken, Cytisus radiatus in Raibl ſeine Nordgrenze.

Eine Gegenüberſtellung der Flora der nördlichen und ſüdlichen Kalkalpen, der Nordabdachung und der Südabdachung der Centralalpen, der Kalkflora und jener der Schieferhülle, mit Angabe der vikarirenden Arten, würde ein ganz anderes

Digitized by Google

Bild liefern, als Joſch's trockene Schemata, die als Grundlage zu weiteren Ausführungen wegen der vielen Standortsangaben mit Vorſicht zu benützen ſind. Da Duftſchmid's Flora von Oberöſterreich mit den Gramineen, aber nicht mit dem Bürſtling, der Nardus stricta L., dem Omega der meiſten Floriſten, ſondern ganz umgekehrt mit unſerem höchſtſtehenden Graſe, dem Türken oder Kukuruz, Zea Mais L., beginnend, erſt bis Scabiosa vorgeſchritten iſt, ſo kann hier einſtweilen nur Sauter's Flora von Salzburg in Betracht gezogen werden. Beiliegend einige Muſter, wie ich mir die oben erwähnten 6 Schemata denke, an welche ſich weitere 4 anſchließen könnten, Pflanzen, welche in Kärnten entweder ihre ſüdliche oder nördliche, weſtliche oder öſtliche Grenze erreichen, damit das von Joſch eingeführte dekadiſche Zahlenſyſtem nicht verletzt wird. Die monotypiſchen, d. i. auf einen ſehr kleinen Verbreitungsbezirk eingeſchränkten Pflanzen wären beſonders zu verzeichnen, wie Wulfenia, Zahlbrucknera, Peucedanum rablense, Thlaspi cepeaefolium, Gentiana Frölichii u. ſ. w.

Schema I.

Südliche Kalkalpen.

(Juliſche Alpen vom Monte Paralba bis zum Triglav und Karavanken von Tarvis an bis zum Urſulaberge.)

Ranunculus Traunfellneri Hppe. Auf den Gipfeln der Karavanken, Triaskalk. Verbreitungscentrum, geht nach Weſten. (Schlern, Faſſathal, Dolomit. Bis 3000′ herabſteigend.

Schema II.

Nördliche Kalkalpen.

(Von Oberbaiern, Tirol, Salzburg, Ober- und Niederöſterreich.)

Ranunculus alpestris L. Nach Sendtner durch die ganze Alpenkette, 4000—7000′, auf Kalk, Kalkhornſtein u. ſ. w., mit den Grieslehnen in ſchattigen Schluchten weiter herabgehend, wie in der Eiskapelle bei Berchtesgaden bei 2586′. In Kärnten im ganzen noriſchen Gebirgszuge (nur auf Urkalk?). Stellenweiſe auch in den Karawanken.

Zu Schema III und IV, Nord- und Südabdachung der Centralalpen, fehlen bisher die Höhengrenzen.

Schema V.

Kalkflora.

Silene alpestris Jaeq. Im Kalkgerölle und an Felſen der Karavanken ſehr häufig, wie auch in Niederöſterreich, fehlt nach Sauter in Salzburg und nach Sendtner in Oberbaiern. Auch im Maltathale (Urkalk?).

Digitized by Google

Hutchinsia alpina R. Br. Im Kalkgerölle und an Felſen der Karawanken häufig, 4—7000′.

Schema VI.

Schiefer-, richtiger Kieſelflora.

Silene rupestris L. Auf den Urthonſchieferzügen um Klagenfurt (Kreuzbergl, Sieben-Hügel u. ſ. w.) ſehr häufig, wie auch in den Thälern der Schieferalpen.

Hutchinsia brevicaulis Hoppe. Höchſte Gneis- und Schieferalpen (6—9000′), im Möll- und Maltathale, Eiſenhut, nach Stur auch am Hochweißſtein.

Schema VII.

Pflanzen, welche in Kärnten ihre Südgrenze erreichen.

Braya alpina Stbg. & Hppe., Gamsgrube;

Astragalus oroboides Hornem., Katſchthal, Eiſenhut;

Androsace lactea L., Urſulaberg;

Juncus castaneus Sm., Reichenaueralpen.

Schema VIII.

Pflanzen, welche in Kärnten ihre Nordgrenze erreichen.

Ranunculus Traunfellneri Hppe., Karawanken;

Viola Zoisii Wulf., Kotſchna;

Dianthus Sternbergii Rchbch., Karawanken;

Cytisus purpureus Scop., Loibl. (Hier irrt ſich Prof. A. Kerner, der als Nordgrenze Laibach angibt und ſelben lediglich dem Stromgebiete der zum adriatiſchen Meere abfließenden Gewäſſer zuweiſt. Tubocytisus u. ſ. w. S. 17);

Cytisus radiatus Koch., Raibl;

Saxifraga crustata Vest., Karawanken;

Astrantia gracilis Bartl., Raibl;

Scorzonera aristata Ram., Pleken, Paſterze;

Sc. rosea W. & K., Pleken, Loibl;

Phyteuma Sieberi Spreng., Karawanken.

Campanula Zoisii Wulf., Karawanken;

Fraxinus Ornus L., Maria Rain;

Gentiana Frölichii Hladn., Obir;

G. imbricata Fröl., Karawanken:

Paederota Ageria L., Karawanken;

Lilium carniolicum Bernh., Loibl;

Köleria hirsuta Gaud., Seleniza, Vertatſcha u. ſ. w.

Schema IX.

Pflanzen, welche in Kärnten ihre Weſtgrenze erreichen.

Saxifraga hieracifolia W. K., Ochſenbret in den Reichenauer Alpen, 7000′, Eiſenhut, eigentlich in Steiermark. (Karpathen).

Schema X.

Pflanzen, welche in Kärnten ihre Oſtgrenze erreichen.

Saponaria ocymoides L., Villach;
Geranium macrorhizum L., Pleken;
Potentilla nitida L., Villacher Alpe, Loiblthal, Krainerſeite;
Eryngium alpinum L., Pleken, Wochein;
Peucedanum rablense Koch., Raibl;
Phyteuma comosum L., Raibl;
Paederota Bonarota L., Raibl, Pleken;
Paradisia Liliastrum Bertol., Pleken, Muſſen;
Woodsia glabella R. Br., Pleken, Raibl;
Asplenium Seelosii, Leyb., Schoberkopf zwiſchen Lienz und Pirkach.

Noch dankenswerther wäre es freilich, wenn dieſer Vergleich mit dem ganzen weſtlichen Alpenzuge durch Tirol und die Schweiz bis in die franzöſiſchen Seealpen und die Pyrenäen, andererſeits mit dem Rieſengebirge und Harz, den ſkandinaviſchen Alpen, Apenninen, dinariſchen Alpen, den Karpathen, dem Balkan, Kaukaſus, Altai und Himalaya, der arktiſchen und nordamerikaniſchen Flora durchgeführt würde, welche Arbeit bei dem vorliegenden reichen Materiale eine zwar mühſame, aber verhältnißmäßig leichte iſt und bedeutend weniger Druckraum in Anſpruch nähme, als Joſch's unbrauchbare Schemata.

Von allgemeinen Werken über Pflanzen-Geographie erwähnt Joſch 1870 nur De Candolle, Géographie botanique raisonnée, Paris, 1855. Mindeſtens hätte ihm Wilh. Kabſch's Pflanzenleben der Erde, Hannover, Rümpler, 1865, bekannt ſein können. Griſebach's Vegetation der Erde erſchien erſt 1872 bei Engelmann in Leipzig. Obwohl Joſch ſagt, es ſeien ihm keine pflanzengeographiſchen Werke über Inneröſterreich bekannt, ſo fehlt es doch nicht an einzelnen gediegenen Arbeiten, von denen wir für Kärnten nur Dionys Stur, über den Einfluß des Bodens auf die Vertheilung der Pflanzen in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften, Bd. XX, S. 71—149 und Bd. XXV, S. 349—421, die ſehr viel über Kärnten enthalten, nennen, ſowie die

Digitized by Google

zahlloſen Excurſions-Beſchreibungen von Reiner & Hohenwart, Hoppe, Hornſchuch, Schwägrichen, Welden (Petzen) u. v. a., in den alten Jahrgängen der Regensburger Flora, die ſehr gute Daten bieten, welche von Joſch nicht berückſichtigt wurden. So auch Welwitſch's Reiſe durch Kärnten 1829 (Jahrb. V, 1862).

Die naiven Anſchauungen Joſch's über Berg- und Thalbildung, überhaupt die Entſtehung der Alpen und ihre Beſiedlung mit Pflanzen, fanden theilweiſe ſchon in den „kritiſchen und ergänzenden Bemerkungen zu den pflanzen-geographiſchen Studien von Hans Höfer und Markus Freiherrn von Jabornegg-Gamſenegg" ihre Widerlegung.

Eine nach oben angeführten Grundſätzen durchgeführte Landesflora von Kärnten, deren Ausarbeitung auch keinen größeren Schwierigkeiten unterliegt, als jene nach dem alten, verroſteten Schimmel, würde von größtem Werthe ſein, beſonders auch zur Durchführung ſolcher meiſterhaften pflanzen-geographiſchen Arbeiten, wie jene von Prof. Dr. Ant. Kerner über die Abhängigkeit der Pflanzengeſtalt von Klima und Boden. Ein Beitrag zur Lehre der Entſtehung und Verbreitung der Arten, geſtützt auf die Verwandtſchafts-Verhältniſſe, geographiſche Verbreitung und Geſchichte der Cytisus-Arten aus dem Stamme Tubocytisus D. C. In der Feſtſchrift zu Ehren der 43. Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte zu Innsbruck, 1869. Innsbruck, Wagner, 1869. 4°. Mit 4 Verbreitungskarten; von L. R. v. Heufler über die Verbreitung von Asplenium fissum Kit. (Verhandlungen der zool.-bot. Geſ., 9. Bd., 1859, S. 309), mit Karte u. ſ. w., welche die oft räthſelhafte Verbreitung und Entſtehung der Pflanzenarten unſerem Verſtändniſſe ſtets näher bringen.

Von Kryptogamen könnten einſtweilen allerdings nur die Farne, Bärlappe und Schachtelhalme aufgenommen werden, über welche D. Pachers Gefäßkryptogamen Kärntens (Jahrb. IX), G. A. Zwanzigers Nachträge dazu (Jahrbuch X., S. 120) und H. W. Reichhardts Beitrag zur Kryptogamenflora des Maltathales (Verhandlungen der zool.-bot. Geſ., 14. Bd., 1864, S. 721) vorhanden ſind. Hinſichtlich der Laubmooſe ſind nur die Gegenden um Heiligenblut und Klagenfurt näher durchforſcht, über das oberſte Möllthal, wo Hoppe, Hornſchuch, Schwägrichen, Funk, Lorentz u. v. a. ſammelten, beſitzen wir, außer den älteren, meiſt in der Regensburger Flora niedergelegten Arbeiten dieſer Bryologen: Paul Günther Lorentz's

Digitized by Google

Mooſſtudien, G. A. Zwanziger, Aufzählung der auf einem Ausfluge nach Heiligenblut im Auguſt 1861 geſammelten Laubmooſe mit einer kurzen Schilderung der dortigen Vegetationsverhältniſſe (zool.-bot. Geſ. 13. Bd., 1862), einen Vortrag über Laubmooſe, im Muſeum gehalten am 4. März 1874 von G. A. Zwanziger, „Carinthia", 1864, S. 547 und „Klagenfurter Zeitung", 1864, Nr. 62; Moosflora des Kreuzberges bei Klagenfurt (Jahrb. VIII), der Umgegend von Klagenfurt und der Sieben Hügel (Jahrb. X). Die Armleuchtergewächſe (Charen) der kärntneriſchen Seen, bearbeiteten Ganterer (Wien, 1847) und Herm. v. Leonhardi (die bisher bekannten öſterreichiſchen Armleuchter-Pflanzen beſprochen vom morphogenetiſchen Standpunkte. Prag, Tempsky, 1864. 8⁰.) Letztere Schrift enthält aus Kärnten: Nitella opaca Ag., N. capitata, N. ab E., N. flexilis Ag., N. gracilis Smith., N. mucronata R. Br., Chara scoparia Bauer, Ch. gymnophylla A. Br., Ch. Kokeilii A. Br., Ch. hispida A. Br., Ch. foetida A. Br., Ch. ceratophylla Wallr., Ch. contraria A. Br., Ch. aspera Detharding, Ch. fragilis Desv., alſo 14 Arten. Ueber Lebermooſe, Algen und Pilze iſt ſchlechterdings nichts bekannt, von Flechten nur die Heiligenbluter Flora nach Körber, das Verzeichniß der von Prof. Peters in Kärnten geſammelten Flechten (Jahrb. VI, 1864) und die Flechten der Koralpe von Ernſt Kernſtock, im 2. Jahresberichte des acad. naturw. Vereines in Graz, 1876, S. 43. Ebenſo finden ſich über Algen nur Andeutungen in G. A. Zwanzigers „Das kleinſte Leben im Werderſee" in der „Carinthia", 1870, S. 296.

Hier wäre alſo genug zu thun und es würde an reicher Ausbeute nicht fehlen. Das Studium der Kärntner Kryptogamenflora kann aber in Kärnten von den Landesbewohnern gar nicht ernſtlich in Angriff genommen werden, da die unentbehrlichen Hilfsmittel dazu, die nöthigen Werke und brauchbare Mikroskope vor der Hand fehlen, wodurch auch alle anatomiſchen und phyſiologiſchen Unterſuchungen von Phanerogamen einſtweilen vereitelt ſind.

Es ließen ſich aber ſonſt noch auch ohne Mikroskop eine Reihe recht dankbarer Unterſuchungen und Arbeiten ausführen. So mangelt es noch an einer Geſchichte der Botanik in Kärnten, welche die Verdienſte Wulfen's, nach R. Graf's Vorrede zur Flora norica phanerogama, Reiner's, Hacquet's, Hoppe's, Hornſchuch's, Traunfellner's, Kokeil's, Graf's u. ſ. w. um die Flora von Kärnten näher beleuchten

und ihre Funde in der Reihenfolge ihres Alters feſtſtellen würde. An dieſe Geſchichte der Erforſchung der kärntneriſchen Flora, denn phyſiologiſche Arbeiten wurden in Kärnten ſelbſt keine geleiſtet, wohl aber von Kärntnern auswärts, wobei wir nur an den hochverdienten Prof. Dr. Hubert Leitgeb in Graz erinnern, könnte ſich jene der angewandten Botanik, nämlich Gärtnerei, Land- und Forſtwirthſchaft ungezwungen anſchließen, wozu es nicht an Bauſteinen mangelt, wie beſonders das Jubiläumsalbum, Klagenfurt, Leon, 1865 und die Mittheilungen der Landwirthſchaftsgeſellſchaft, die kärntneriſche Z:itſchrift und die „Carinthia" ſeit 1811, für Gärtnerei die ſeit 1873 erſchienenen neun Hefte der „Kärntner Gartenbauzeitung", für Forſtwirthſchaft die Mittheilungen des Forſtvereines, der Bericht des k. k. Landes-Forſtinſpectors Adalbert Stainer über die Forſtcultur in Kärnten. Auszug in der „Klagenfurter Zeitung", 1873. Nr. 192—206, I—XV; die Zirbelkiefer mit beſonderer Rückſicht auf ihr Vorkommen in Kärnten von Baron M. Jabornegg in der „Klagenfurter Zeitung", 1863, Nr. 291—292 u. ſ. w. Auch die Schickſale und Leiſtungen kärntneriſcher Botaniker im Auslande, wie Welwitſch's in Angola im portugieſiſchen Weſtafrika, müßten hier ihre Stelle finden, ſowie Sammlungen von Briefen über kärntneriſche Pflanzen. Von Welbitſch findet ſich ein kurzer Nekrolog in der „Klagenfurter Zeitung", 1872, Nr. 252, ein gleicher 1875, Nr. 100 und 1873, Nr. 236—238 eine Schilderung des merkwürdigſten Gewächſes der Welt, der Welwitschia mirabilis Hook. aus Angola in Weſtafrika von Carus Sterne (Dr. Ernſt Krauſe).

Kärtchen der Verbreitung gewiſſer Pflanzen, wie der Waldbäume, Kalk- und Kieſelpflanzen, mit Höhengrenzen der Arten u. ſ. w. könnten angefertigt werden, ſowie Höhenſchichtenkarten und ſolche, auf denen die Pflanzenzonen eingezeichnet ſind.

Die urweltlichen Pflanzen Kärntens ſind auch noch keineswegs vollſtändig erforſcht. Unger bearbeitete die Steinkohlenflora der Stangalpe (Steierm. Zeitſchrift. Neue Folge. VI, 1840, p. 140), der Kron- und Zirkelalpe (Sitzungsberichte der k. Ak. d. W. in Wien. Bd. LX, 1869), Bronn die Triasflora von Raibl (Jahrbuch für Mineralogie, 1858), ſowie Schenk in der Würzburger naturw. Zeitſchrift, 6. Bd., 1865, wozu noch G. A. Zwanziger's Sphenozamia Augustae, ein Cycadeenwedelabdruck von Raibl, kommt (Jahrb. d. n. h. M. XI, 1873, S. 212), Unger die Tertiärflora von Prevali (Lieſcha), (Sitzungsberichte d. k. Ak. d. W., Bd. XXVIII, 1855), ſpäter G. A. Zwanziger

in der „Carinthia“ 1873, Neue Funde von Tertiärpflanzen aus den Braunkohlenmergeln von Lieſcha und ausführlich in Jahrbuch XIII, 1878: *Beiträge zur Miocänflora von Lieſcha* mit 28 Tafeln Abbildungen. Damit iſt aber der foſſile Pflanzenreichthum Lieſcha's noch bei Weitem nicht erſchöpft und aus den Braunkohlenablagerungen des Lavantthales iſt ſoviel wie nichts bekannt. Gewiß iſt daher noch viel zu erwarten. Eine Ueberſicht der bisherigen phytopalaeontologiſchen Forſchungen in Kärnten gab G. A. *Zwanziger* in Jahrb. XII, 1876. *Die urweltlichen Pflanzen Kärntens nach ihrem Alter und ihren Lagerſtätten verzeichnet.*

Wenn dieſe Vorſchläge in dieſem Blatte von anderer Seite eingehende Beſprechung fänden, würde es dem Verfaſſer höchſt angenehm ſein.

Der Herbſt 1878

war ein wilder Gaſt, welcher allenthalben nur Unglück über Kärnten brachte. Geht man die Monate einzeln durch, ſo enthält jeder einzelne nur böſe Witterungszuſtände.

Im *September* ſteht zu Klagenfurt der Luftdruck von 723·49 mm. um 0·79 mm. höher als normal, und die Extreme ſpielen zwiſchen 731·2 mm. am 4. und 713·3 am 25.

Die Luftwärme war 15·32° C., d. i. um 1·39° C. über dem Normale. Die höchſte Wärme iſt am 9. 23·7° C. und die tiefſte am 29. 5·8° C.

Dunſtdruck 11·1 mm., relative Feuchtigkeit 85·7%, und die Bewölkung 6·2; der herrſchende Wind NO. Dabei gab es nur 4 heitere, dagegen 15 halbheitere und 11 trübe Tage.

Während die Septembertage bis 20. mit 25·7 mm. trocken zu nennen ſind, fällt im letzten Monatdrittel unabläſſig Regen im Belaufe von 183·3 mm., ſo daß die Monatsſumme an Niederſchlägen die Ziffer von 209 mm. erreicht, d. i. um 119·7 mm. mehr, als das ſäculare Mittel verlangt. Die größte Menge in 24 Stunden wurde am 22. mit 53·2 mm. gemeſſen, an eben dem Tage, an welchem im vorigen Jahre 52·1 mm. gemeſſen wurden.

Der diesjährige September behauptet ſeit 1813 in Niederſchlägen den 4ten Rang. Das Jahr

Digitized by Google

1820	hatte	246·3	mm.	Septemberregen,
1864	„	229·2	„	„
1830	„	227·4	„	„
1878	„	209·0	„	„
1875	nur	25·3	„	„
1857	„	9·2	„	„

Die traurigen Folgen blieben nicht aus. Allenthalben gab es ein Anſchwellen und Austreten der Flüſſe, Senkungen und Erdſchlüpfe bei den Eiſenbahnen, und es war ein großes Glück, daß die mittlere Septemberwärme ſo hoch war, denn nur dadurch ergab ſich für die Landwirthſchaft noch ein ganz guter Erfolg bei den Spätfrüchten. Das Grundwaſſer war bis 20. im beſtändigen Fallen und betrug nur mehr 426·993 Meter, ſtieg aber von da an rapid, ſo daß das Monatmittel 427·138 Meter erreicht wurde.

Die Luft war ozonreich, und zwar um 1·3 über dem Mittel. An den 12 Niederſchlagstagen gab es in Klagenfurt 4 Gewitter.

Der Oktober hatte ebenfalls um 0·81 mm. höheren Luftdruck als normal. Derſelbe betrug 723·11 mm. Die Extreme ſind 732·9° C. am 3. und 713·5° C. am 28. Die Luftwärme, 10.09° C., ſteht ebenfalls um 0·98° C. über dem Normale. Von dem Extreme 18·8° C. am 1. ſinkt ſie bis auf 2·4° C. am 31. Der Dunſtdruck iſt 8·45 mm. Die relative Feuchtigkeit der Luft 91·1%. Die Bewölkung des Himmels 6·9, deutet den unfreundlichen Monat genügend. Es waren nur 2 heitere, 13 halbheitere und 16 trübe Tage. In 16 Tagen mit Niederſchlag, 1 mit Schnee, 1 mit Gewitter und Sturm, fällt 172 mm. Niederſchlag, welcher das Normale 97·86 um 74·14 mm. überragt. Der größte Niederſchlag von 33·8 mm. fiel am 29. Der Schneeſturm am 30. bringt Graupeln und den erſten Schnee, welcher bis in die Sattnitz herab liegen blieb.

Das Grundwaſſer iſt im Steigen, und erreicht das Monatmittel von 427·769 Meter.

Der Ozongehalt der Luft 7·3 iſt günſtig, und übertrifft das Normale um 0·9.

Der Monat November war der ſchlimmſte von den 3 Herbſt-Monaten, deren jedoch keiner gut zu nennen iſt.

Der Luftdruck 720·15 mm. iſt tief, und bleibt 2·16 mm. unter dem Normale. Die Luftdrucksvariationen bewegen ſich zwiſchen 731·4 mm. am 19. und 701·3 mm. am 14.; alſo 30·1 mm. Variation. Die

Digitized by Google

Luftwärme von 2·17° C. überragt das Monatnormale um 0·58° C. Die Extreme der Luftwärme ſpielen zwiſchen —6·3° C. am 5. und 11. und ſogar 14·2° C. am 28.; alſo 20·5 Variation. Die Luftfeuchtigkeit iſt 93·3% und die Bewölkung ſogar 8·2. 23 trübe, 6 halbheitere und nur 1 heiterer Tag kennzeichnen genügend die finſtere Miene des Himmels. In den letzten Novembertagen bläſt fortwährend Föhn über die Karavanken herüber, von Wetterleuchten, Donner und Blitz begleitet.

In 4 Schnee- und 13 Regentagen fällt 238·5 mm. Niederſchlag. An einem einzigen Tage, nemlich 17. werden 59·2 mm. Waſſer in 24 h. gemeſſen.

Das	Jahr	1851	hatte	im	November	295 6	mm.	Niederſchlag,
„	„	1826	„	„	„	281·5	„	„
„	„	1878	„	„	„	238·5	„	„
„	„	1829	„	„	„	5·4	„	„

Demnach nimmt der heurige November den 3. Rang ſeit 66 Jahren der Beobachtung in Niederſchlagsmengen ein; das Jahr 1851 hatte den näſſeſten und 1829 den trockenſten November.

Der viele Regen brachte Unglück nicht nur über Klagenfurt, ſondern über das ganze Land. Der Wörtherſee hebt ſeinen Spiegel um 0·82 Meter über den Sommerſtand; ſein Spiegel beſpült Waidmannsdorf, und Maria Loretto iſt eine Inſel; die Teiche von Moosburg brechen los, und die Wölfnitz, im Vereine mit der Glan, überfluten die Klagenfurter Ebene im Norden, ſo wie die Glanfurt im Süden der Stadt. Das Grundwaſſer ſteigt rapid, und erreicht am 21. den höchſten Stand von **428·496** Meter des Jahres; während der tiefſte Grundwaſſerſtand von **426·411** Meter auf den 30. März fällt. Wir haben daher in dieſem Jahre eine Grundwaſſer-Oscillation von 2·085 Meter. Sein Spiegel wird allenthalben in den Stadtgräben und Materialgruben ſichtbar, ſaugt da die Föcalſtoffe aus, und beſpült die offenen Schweinſtälle, welche merkwürdigerweiſe die Klagenfurter Ringſtraße heute noch zieren, damit ja aller Unrath beim Spiegelſinken in die Stadtbrunnen ſchleichen und dem Menſchenmagen Eckel und Verderben bringen kann. Das Grundwaſſer ſinkt thatſächlich vom 21. an fortwährend, ſo daß der mittlere Grundwaſſerſtand im November 428·193 Meter beträgt, d. i. um 0·324 Meter mehr als im Vormonate.

Der Ozongehalt der Luft 8·15 iſt günſtig, und zwar um 0·71 über dem Normale.

Digitized by Google

Wenn wir auf die ganze Reihe der meteorologiſchen Beobach-jahre bis 1813 zurückblicken, ſo vermiſſen wir eine ſo hohe Niederſchlagsziffer, wie ſie der heurige Herbſt brachte. Das Jahr 1820 hatte bisher den näſſeſten Herbſt mit 500·8 mm. Niederſchlag. Heuer haben wir dagegen 620·2 mm., alſo um 119·4 mm. mehr; daher gehört der Herbſt d. J. in Klagenfurt zu dem niederſchlagreichſten ſeit 66 Jahren. Das Summarium des ganzen Jahres 1878 iſt 1384·2 mm. Niederſchlag. Bislang war das Jahr 1876 mit 1367·7 mm. das niederſchlagreichſte Jahr ſeit 1813. Wir haben demnach auch das näſſeſte Jahr ſeit 1813, was wohl Jeder von uns ſattſam empfunden hat. War der hohe Luftdruck in den 2 erſten Herbſtmonaten gegenüber dem herrſchenden Regenwetter lächerlich, ſo war dagegen der November durch ſehr tiefe Barometerſtände ausgezeichnet.

Sehen wir uns auf den anderen Stationen Kärntens um, ſo finden wir, daß am 26. September in Reichenau der Stangbach und die Gurk austraten; in Raibl regnet es am 24. September allein 103 mm.; in Saifnitz füllt ſich im September das Seebecken.

Am meiſten regnet es im Oktober

	in	Raibl,	welches	418·5	mm. Waſſer	mißt,
dann	„	Möllbrücken,	„	414·5	„	„
„	„	Pontafel,	„	398·0	„	„
„	„	Tröpolach,	„	326·6	„	„
„	„	Cornat,	„	263·1	„	„
„	„	Heiligenblut,	„	263·3	„	„

Den geringſten Niederſchlag hat im Oktober Eberſtein 91·1 mm., Knappenberg 94·8 mm. und Micheldorf 94·4 mm. Stelzing hat im Oktober ſchon 4 Schneetage gegen Monatsſchluß.

Im November gibt es an allen Stationen große Niederſchläge und Waſſerſchäden, wie ſolche insbeſondere längs dem Karavankenzuge in Folge unabläſſigen Regens, Schneeſchmelzens und herrſchenden Föhn's eintreten mußten. Furchtbar wurden diesbezüglich das Gailthal, das Canalthal, das Vellach- und Miesthal mitgenommen. Aecker und Wieſen wurden weggeriſſen, oder mit Schuttmaſſen bedeckt; Häuſer und induſtrielle Etabliſſements geſchädigt oder vernichtet; in den Holz- und Kohlplätzen viel Materiale fortgeſchwemmt, oder unter den Schuttmaſſen begraben.

Das Jahr 1878, welches mit November abſchließt, war im Beginne angenehm, denn der Winter war milde und ſchneearm; im Verlaufe beſorgnißerregend, da es im Frühjahre und Sommer ſo häufig regnete; am Schluſſe aber ſchlecht, da es unausgeſetzt und ſehr viel regnete, und Verderben überallhin brachte. Für den Landwirth iſt es für Futter und Früchte ein gutes, aber im Einheimſen vexatoriſches, und vermöge Waſſerſchäden als ein unheilvolles Jahr zu bezeichnen.

In Klagenfurt herrſchte im Jahresmittel ein Luftdruck von 722·85 mm., alſo um 0·74 mm. höher als normal. Die Extreme bewegen ſich zwiſchen 738·3 mm. und 701·3 mm., was der großen Amplitude von 37·0 mm. entſpricht.

Die Jahreswärme von 8·19° C. überragt glücklicherweiſe die normale um 0·65° C. Die Wärmeextreme ſpielen zwiſchen —20·8° C. und 29·0° C., variiren demnach um 49·8° C. Der mittlere Dunſtdruck war 6·8 mm., die relative Feuchtigkeit 73·9% der Sättigung. Die Bewölkung war 6·2, und die Niederſchlagsſumme 1384·2 mm. Der größte Niederſchlag in 24 Stunden wurde mit 59·2 mm. gemeſſen. Herrſchend war Nordweſtwind. Nur 14% gab es heitere, dagegen 50% halbheitere und 36% trübe Tage im Jahre; 41% hatten Niederſchlag überhaupt, und 7% hatten Schnee, 9% Gewitter, 0·3% Sturm.

Die Luft hatte im Jahresmittel 7·9 Ozon, alſo um 0·35 mehr als normal.

Das Grundwaſſer der Stadt Klagenfurt hatte folgende Höhen über der Adria:

Monat		k. k. Militär-Spital*)	Rettungshaus	Seeland Haus Nr. 459	Graf Ferd. Egger	Lindenhain*)	Friedhof	botaniſcher Garten
		Meter Seehöhe						
Dezember	1877	428·280	427·453	426·783	426·714	—	426·346	426·489
Jänner	1878	428·220	427·380	426·718	426·651	—	426·612	426·428
Februar	1878	427·960	427·184	426·508	426·476	—	426·443	426·278
März	1878	**427·860**	**427·057**	**426·508**	**426·365**	—	**426·359**	**426·153**
April	1878	427·960	427·190	426·545	426·452	—	426·483	426·243
Mai	1878	428·090	427·297	426·631	426·623	426·761	426·451	426·340
Juni	1878	—	427·488	426·809	426·774	426·936	426·244	426·513
Juli	1878	430·930	427·629	426·924	426·908	427·045	426·685	426·629
Auguſt	1878	—	427·871	427·181	427·206	427·265	426·772	426·851
September	1878	—	427·802	427·138	427·187	427·264	426·975	426·828
Oktober	1878	—	428·527	427·769	427·313	427·845	427·615	427·570
November	1878	—	**429·422**	**428·193**	**428·162**	**428·611**	**428·183**	**428·158**
Jahresmittel		—	427·692	426·976	426·902	—	426·764	426·707

*) Waren nur theilweiſe Meſſungen, daher keine Jahresmittel möglich.

Der tiefſte Grundwaſſerſtand herrſchte daher im Monate März, und der höchſte im Monate November, nach den Monatsmitteln. Ueberhaupt der tiefſte Grundwaſſerſtand nach Tagen war am 30. März 426·411 Meter, und der höchſte am 21. November 428·496 Meter im Hauſe Nr. 459. Die magnetiſche Declination hatte das Jahresmittel 11° 6·98′, iſt alſo um 6·12 Minuten gegen das Vorjahr ärmer geworden. Die Variation der Magnetnadel betrug 5·38 Minuten gegen 6·1 Minuten des Vorjahres. F. Seeland.

Elasmotherium.

Wie „Helſingf. Dagbl.“ ſchreibt, zogen Anfangs dieſes Jahres ruſſiſche Fiſcher bei dem Dorfe Lutſchka, 15 Werſt von Sarepta, aus der Wolga eine Menge Knochen, welche von der ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften unterſucht wurden. Außer mehreren Ueberreſten vom Mammuth befand ſich unter dieſen Knochen auch ein ſehr großer Schädel von auffälliger Form. Ein Blick auf die Zähne war jedoch genügend, um zu conſtatiren, daß hier ein Schädel von einem vorweltlichen Thiere, dem Elasmotherium, vorlag, von welchem man bisher nur den Unterkiefer und die Zähne gefunden hate. Die erſten Notizen über dieſes Thier ſtammen aus dem Anfange dieſes Jahrhunderts her und beſtehen nur aus einigen dürftigen, wenig zuverläſſigen Mittheilungen. Erſt nach dem jetzt in der Wolga gefundenen vollſtändigen Schädel iſt man im Stande, ſich eine Vorſtellung von dem genannten Thiere zu machen, das zu den größten Repräſentanten der vorweltlichen Fauna Rußland's gehört. Die Länge des Schädels beträgt $2^3/_4$ Fuß, die größte Höhe incluſive des Unterkiefers beinahe 2 Fuß und die Breite nicht ganz $1^1/_2$ Fuß. Eine der auffälligſten Eigenthümlichkeiten des Schädels iſt ein ſehr großer Knochen-Auswuchs auf der Stirn, der eine $5^1/_2$zöllige Erhöhung bildet, deren Umfang beinahe 3 Fuß beträgt. Es kann kaum bezweifelt werden, daß dieſer Auswuchs einem Horne als Baſis gedient hat, das, nach den vorhandenen Spuren von ſehr großen Blutgefäßen zu urtheilen, rieſige Dimenſionen gehabt haben muß. Es ſcheint ſomit, daß das Elasmotherium eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Nashorn der Vorwelt gehabt hat. Durch dieſe Entdeckung eines vollſtändigen

Schädels iſt conſtatirt, daß das Elasmotherium zur Familie der Nashörner gehört. Nach den Dimenſionen des Schädels zu urtheilen, hat das Thier eine Länge 12 bis 15 Fuß gehabt. Wie die an das Licht gebrachten Ueberreſte bezeugen, hat das Elasmotherium auf der Strecke vom Kaspiſchen Meere und der Wolga bis zu den äußerſten Grenzen von Italien gelebt. Auf die Frage aber, wann es gelebt, fehlt vorläufig noch jede beſtimmte Antwort. Nur ſo viel ſteht feſt, daß man es hier mit jener geologiſchen Periode zu thun hat, welche die Diluvialzeit genannt wird. „Deutſche Zeitung", Juli l. J.

Literariſche Anzeige.

Erzherzog Johann von Oeſterreich und ſein Einfluß auf das Kulturleben in Steiermark. Originalbriefe des Erzherzogs aus den Jahren 1810—1825. Beitrag zur Kulturgeſchichte Oeſterreichs, mit einer Einleitung, Erläuterungen, Anmerkungen, Originalurkunden. Von Dr. Anton Schloſſar. Wien, Braumüller. 1878.

Dies Buch, erſchienen zur Zeit der Enthüllung des Erzherzogs Johann Denkmales in Graz, gewiß ein wichtiger Beitrag zur Kultur- und Zeitgeſchichte, namentlich Inneröſterreichs, iſt auch für Kärnten von hohem Intereſſe. Die Briefe des Erzherzogs, gerichtet an den ſteiermärk. Dichter und Hiſtoriker Johann Ritter von Kalchberg, beziehen ſich meiſt auf die Gründung und Fortbildung des Joanneums, enthalten aber auch viele bedeutende Anſchauungen desſelben über die politiſchen Verhältniſſe, über Kriegsereigniſſe ꝛc. Auch mannigfache Beziehungen zu unſerem engeren Vaterlande finden wir. Der ſchöne, humane Charakter des geiſtvollen Prinzen tritt glänzend hervor. Er ſpricht in dieſen Briefen durchaus als Menſch zu ſeines Gleichen, nicht als Halbgott vom Wolkenthrone herab. Als Beleg hiefür diene z. B. folgende Stelle eines Briefes vom 15. Juni 1818 von ſeinem Gute Thernberg (Seite 167): „Alſo hat Ihnen die ſchöne Kaiſerſtadt nicht gefallen? Nun begreifen Sie, warum ich dieſen Aufenthalt nicht mag. 28 volle Jahre habe ich da zugebracht, 18 im Dienſte meines Herrn — unter vielem Kummer — als Untergeordneter, näher der Wahrheit, — Freunde haben mich redlich erzogen und meinem Herzen Gefühle und Grundſätze eingeprägt, welche wohl mit der Einfalt der Gebirgs-

völker, aber nicht zu dem Truge der großen Welt paſſen. 36 Jahre bin ich phyſiſch alt, — moraliſch wohl tief in die 50; — es gibt Erſchütterungen, welche altern — ſo mit mir; — Gottlob, daß ich kein Menſchenfeind geworden — wohl aber ein Feind des Falſchen, Gezierten, Selbſtſüchtigen der großen Welt, darum wandte ſich mein Gemüth von jeher den Bergen zu, die mir täglich theurer geworden; und wahrlich nach meinem Gott, der mich nie in Noth und Kummer verlaſſen, hängt mein Herz bloß noch an zwei Gegenſtänden, nämlich über alles an meinen Kaiſer und meinen Bergbewohnern, — ſonſt iſt nichts für mich auf dieſer Welt, wo ich, hätte ich letztere nicht, die mir täglich rührende Beweiſe ihrer Anhänglichkeit geben, ganz einſam und allein ſtünde. Darum lebe ich auch nur für dieſe Zwei, und halte mich größtentheils in Thernberg oder in der nachbarlichen Steiermark, die ich nun mit K ä r n t e n, dem Salzburgiſchen Gebirgslande und Tirol als meine Heimat betrachte; könnte ich nur ganz da ſein, es wäre mir um vieles beſſer zu Muthe, und das Gute, das ich bezwecke, ginge viel raſcher vorwärts."

— — — — — — — — — — — — — — —

In einem Schreiben aus Wien vom 18. Hornung 1813 (Seite 90) erwähnt der Erzherzog der Gründung der Carinthia mit folgenden Worten: . . . „Die armen Kärntner ſind uns, wie mehrmals bereits, in der Errichtung des Vereines vorgekommen, die Carinthia iſt ihr Blatt, die Mitarbeiter erhalten nichts, ſie haben eine Anzahl Männer gefunden, als Enzenberg, Thurn, Ulm, Burger, alle Profeſſoren, Kumpf, Jenull (Kumpf iſt Redakteur), Geiſtliche und Beamte, ſie wirken bereits — es wäre doch traurig, wenn in Graz nicht eine gleiche Möglichkeit bei ungleich größeren Mitteln vorhanden wäre."

Dann in einem Schreiben vom 28. Jänner 1815 aus Wien (Seite 131): „Eben erhalte ich eine Zuſchrift vom kärntneriſchen Vereine wegen der dort erſcheinenden inneröſterr. Zeitſchrift. Kumpf ſendet mir die Inhaltsanzeige des erſten Heftes, — die Kärntner haben hier vorgegriffen, und da nun einmal dieſe Leute ſo viel gethan, ſo denke ich ihre Unternehmung nicht fallen zu laſſen.“ . . . .

Außer den bereits zitirten Namen erſcheinen noch viele Kärntner jener Tage, z. B. des Franz Grafen von Egger, der dem Joanneum ſo viel ſpendete, Burger's, Söllner's, die er als Profeſſoren für's Joanneum gewinnen wollte, Veſt's, den er wirklich gewann, u. a. m.

Digitized by Google

Zum Schluſſe kann ich nur noch das Studium des trefflichen Werkes auf's wärmſte empfehlen, die ältere Generation wird darin zu manch ſchöner Erinnerung angeregt werden, die jüngere kann viel daraus lernen. Das wichtigſte bleibt aber immer der Gewinn eines klaren Bildes des hochverdienten Prinzen, wodurch mancher feſt gewurzelte Irrthum behoben wird. Herbert.

Die Maulwurfsgrille.

Bei Gelegenheit der letzten Ueberſchwemmung in der Umgebung von Klagenfurt, war das maſſenhafte Erſcheinen der Maulwurfsgrille (Werre) in der Gegend der Schmelzhütten an der Laibacher Straße bemerkenswerth. Dieſes, den Landwirthen und Gärtnern ſo ungemein ſchädliche Inſekt wurde durch das plötzlich eindringende Waſſer der Glanfurt überraſcht und aus ſeinen Schlupfwinkeln getrieben. Man konnte Tauſende dieſer Thiere auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen ſehen, von wo ſie ſich auf höher gelegene trockene Stellen zu retten ſuchten. Viele davon erreichten die Landſtraße, wo ſie von den Vorübergehenden zertreten und erſchlagen wurden. R. v. H.

Kärntner Kalenderſchau für 1879.

Der „Kärntner Bote für 1879. Volkskalender für Haus und Familie. VI. Jahrgang, Verlag von Bertſchinger und Heyn" bringt als Titelbild das nähende Großmütterchen und nach dem gewöhnlichen Kalendarium in der Abtheilung: Unterhaltendes und Belehrendes, die Geſchichte, Der unſchuldig Verurtheilte, darauf ein Gedicht, Der Traum im Kerker von Friedrich Röber, worin der Gefangene, der in die Finſterniß der Welt die leuchtende Fackel ſeines Geiſtes warf, die braunen Wichtelmännchen erblickt, die ihn befreien wollen und, rüſtig aufeinanderſteigend, emſig bemüht ſind, die ſchweren Eiſengitter des Kerkers zu durchfeilen, während eine holde Geſtalt heranſchwebt, ihn mit glutvollem Weine zu laben. Bald ſind die Eiſenſtäbe durchſägt und er iſt frei! frei! An die Rippen klopft

Digitized by Google

ſein Herz vor banger Erwartung, da fällt der fahle Strahl des erwachenden Morgens durch das Kerkergitter und — zerſtört iſt der Traum, verſchwunden ſind die Gnomen, die zarte weinſpendende Lichtgeſtalt, er hört, wie der Kerkermeiſter hüſtelnd heranſchleicht, wie kreiſchend der Schlüſſel ſich dreht in dem roſtigen Schloſſe — armer Gefangener! Die öſterreichiſche Dorfgeſchichte, Die Krönlnatter von Michael Bürger, erzählt in launiger Weiſe, wie der herabgekommene und abergläubiſche Dachshofbauer, der gern reich ſein wollte, von einem pfiffigen Handwerksburſchen um einige hundert blanke Thaler geprellt wurde. Eine oberſteiriſche Dorfgeſchichte, Das Ringlein, hat J. G. Seidl zum Verfaſſer. Eine hiſtoriſche Novelette Die Perle von Brabant wird von Joh. v. Hrabiſch nacherzählt. Die Erzählung von J. M. Kutterus, Der neue Förſter, handelt von einem Mordverſuche, deſſen Laſt auf einen Unſchuldigen, eben den neuen Förſter fiel, welcher ſpäter die Urſache des Mordverſuches, das ſchöne Lenchen des Lammwirthes, heiratet. Es folgen nun die Lebensbeſchreibungen des Erzherzogs Franz Karl, des Königs Viktor Emanuel, der beiden Päbſte Pius IX. und Leo XIII. und des Schriftſtellers Karl v. Holtei, alle mit Porträts. Zwiſchen die Erzählungen ſind eingeſtreut die Gedichte: Das taube Mütterlein von Friedrich Halm, Der ſterbende Hirſch von Ludwig Bund und Ich hör' ein Glöcklein klingen von Hofmann von Fallersleben, ſämmtlich mit Abbildungen. Belehrend ſind die Abhandlungen: Die Weltausſtellung in Paris 1878, Das Leben der Pflanzen und ſeine Beziehungen zur Pflanzenkultur. Von W. Neubert, Der Wald und ſeine Bedeutung, Die Bauart der Vogelneſter. Von Ferd. Siegmund. Die Abtheilung Humoriſtiſches beginnt mit einem Gereimten Witterungskalender für Zeit und Ewigkeit, denen ſich luſtige Schnurren und Der Bildungsgang des Menſche nach Darwin und Anderen mit unterhaltenden Bildern anreihen. Unter Gemeinnütziges werden allerhand Hausrecepte mitgetheilt.

Der Klagenfurter Haus- und Geſchäfts-Kalender 1879, der Firmen F. v. Kleinmayr und J. & F. Leon beginnt ſeinen XXXII. Jahrgang nach dem Kalendarium mit einer Schilderung der heutigen Türkei, welche von einer Karte von Bosnien, der Herzegowina, Montenegro und Serbien begleitet iſt und in dürren Worten die Unfähigkeit der Südſlaven darſtellt, die politiſche Erbſchaft

Digitized by Google

der europäiſchen Türkei anzutreten, von einer Culturenfaltung kann unter ſlaviſcher Oberhoheit ohnehin keine Rede ſein. Gute Maßregeln gibt der Aufſatz über Das Pflanzen der Obſtbäume. Sehr erheiternd wirkt die Humoreske, Eine Schmugglergeſchichte, in welcher zum Behufe der Zollumgehung guter Wein in die Wärmflaſchen des Schlittens gefüllt, nach glücklicher Ueberſchreitung der Grenze aber von dem überdienſteseifrigen Hausknechte ausgegoſſen und dafür mit warmem Waſſer vertauſcht wird, zur großen Betrübniß der Fahrgäſte. Ebenſo luſtig iſt die Londoner Geſchichte Ein Brillant auf Reiſen. Belehrend wirken Die ärztlichen Winke für den Winter, Der Dünger, Sprüchwörter und Denkſprüche. Den Schluß bilden die gewöhnlichen Verzeichniſſe und Tabellen über die Stempelſcalen, Behörden und Vereine, Fremdenführer und Stadtwegweiſer, Poſt- und Telegrafenkalender, ſowie der Märkte in Kärnten, Krain und Steiermark.

Eingeſendet.

Geehrter Herr Redakteur!

In Nr. 10 der „Carinthia" 1878 findet ſich im Aufſatze „Schloß Tanzenberg, nach topographiſchen, hiſtoriſchen und landwirthſchaftlichen Kennzeichen im Umriß dargeſtellt von M. J." auf Seite 226 eine Erwähnung des „Herzogſtuhles" und der auf demſelben ſichtbaren vom verſtorbenen Pfarrer Urban Jarnigg als ſlaviſche Inſchrift erklärten und durch Ma sueti veri — „Er hat (hat er) den wahren Glauben" interpretirten Schriftzeichen MASVETIVERI. — Ohne mich in eine neuerliche Beſprechung oder Berichtigung dieſer ſchon ſo oft berichtigten hiſtoriſchen Causa celebris einzulaſſen, erlaube ich mir nur zu Nutzen und Frommen der Leſer dieſes, übrigens ganz verdienſtvollen Aufſatzes, darauf hinzuweiſen, das Herr Max Ritter von Moro in ſeiner, den Mittheilungen der k. k. Central-Commiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Bau- und Kunſtdenkmale entnommenen, in Nr. 23 und 24 der „Carinthia" 1862 enthaltenen Abhandlung „Der Fürſtenſtein in Karnburg und der Herzogsſtuhl am Zollfelde in Kärnten" eine ausführliche Schilderung dieſer zwei ehrwürdigen, geſchichtlichen Denkmale unſeres Heimatlandes gebracht und insbeſondere

auch die auf dem letzteren ſichtbaren Schriftzeichen einer eingehenden Beſprechung unterzogen hat, in welcher ausdrücklich hervorgehoben iſt, woher die an dem Herzogſtuhle verwendeten Steine aller Wahrſcheinlichkeit nach ſtammen dürften, und daß namentlich die *jetzt* auf dem Steine lesbaren Worte Ma sueti Veri in ihrer *dermaligen Stellung und Ausführung* ein von Frevlerhand in neueſter Zeit verübtes Falſum ſind.

Hätte der Verfaſſer des Aufſatzes in Nr. 10 der „Carinthia" 1878 die erwähnte Abhandlung des Herrn Max Ritter von Moro geleſen, ſo würde er zweifelsohne es unterlaſſen haben, Jarnigg's Legende von der Bedeutung des Ma sueti Veri zu citiren, welche obendrein in den hiſtoriſchen Thatſachen, daß auf dem Herzogsſtuhle nicht die Ceremonie der Einſetzung des neuen Herzogs, ſondern nur die Lehen-Ertheilung ſtattfand, während jene auf dem ſogenannten *Fürſten-Stein nächſt Karnburg*, der jetzt, leider verſteckt und verdeckt durch das Podium des Männergeſangvereines, im großen Saale des Landhauſes ſteht, vor ſich ging, und daß die, jetzt renovirte (s. v. v.) Inſchrift Ma sueti Veri neben dem gegen *Sonnen-Untergang* gelegenen Sitze des Herzogſtuhles, welchen bei der Lehen-Ertheilung der *Graf von Görz* inne hatte, dahingegen der neue Herzog auf dem *gegen Oſten* gerichteten Steinſitze ſaß, eine von Jarnigg nicht in Erwägung gezogene und auch von deſſen Nachbetern nicht in Anſchlag gebrachte Illuſtration findet.

Ein Mitglied des Geſchicht-Vereines.

Kleine Mittheilungen.

(*Weiße Gemſen.*) Im zooplaſtiſchen Muſeum zu Solothurn befindet ſich eine *ſchneeweiße Gemſe*, eine große Seltenheit. Sie hat rothe Augen, Hörner und Hufe und ein dichtes ſchneeweißes Vließ, iſt zweijährig und wurde im Savienthale in Graubündten erlegt. Es iſt dies die zweite, welche ſeit 30 Jahren in der Schweiz vorkam. Ueber die erſte ſchreibt Tſchudi in ſeinem „Thierleben der Alpenwelt": Ende 1853 wurde oberhalb Sculins, einem Dörfchen zwiſchen Bonaduz und Verſon, auf dem Heinzenberg eine ſolche Seltenheit gewonnen. Sie war milchweiß mit rothen Augenſternen und befindet ſich jetzt in der Challende'ſchen Sammlung in Neuenburg.

Digitized by Google

(Foſſiler Blütenſtaub.) Es iſt bekannt, daß der auch bei uns im Frühjahre nicht ſelten, z. B. am 25. April 1877, vorkommende Schwefelregen daher kommt, daß, wenn zur Blütezeit der Nadelhölzer ſtarke Regengüſſe fallen, dieſe den Blütenſtaub genannter Bäume zuſammenſchwemmen. Es iſt nun im Weſterwald, in Böhmen, Finnland und auch bei New-York foſſiler Schwefelregen gefunden worden, beſtehend in ziemlich dicken Schichten von Coniferenblütenſtaub, wonach man beurtheilen kann, in wie großen Maſſen die Nadelhölzer an genannten Orten zu jenen Zeiten vorgekommen ſein müſſen.

Eiſen- und Bleipreiſe im zweiten Halbjahre 1878.

Eiſenpreiſe per 50 Kilo. — In England und Schottland tiefſter Preisſtand gegen Schluß vom November auf December. Cleveland Roheiſen Nr. 3 fl. 0.88—0.90. Glasgow Warrants fl. 1.05. Gegen Ende December: Cleveland fl. 0.85. Glasgow Warrants fl. 1.06. Hematite Beſſemer Nr. 1 fl. 1.45. Deutſchland: Düſſeldorf, Holzkohlen-Roheiſen fl. 1.95—2.15, Spiegeleiſen I fl. 1.65—1.75, weißſtrahliges fl. 1.30 bis 1.47. Luxemburger fl. 0.91—0.97. Beſſemer Eiſen fl. 1.60—1.68. Oeſterreich: Vordernberg und Eiſenerz weiß und melirt fl. 2.25—2.30. Kärnten 2.20—2.30, graues fl. 2.30—2.50. Beſſemer Holzkohlen-Roheiſen fl. 2.50—2.70. Oſtrauer Beſſemer Cokes-Roheiſen fl. 2.70—2.90. Mähriſches graues fl. 2—2.10. Weißes fl. 1.90—2.05. Böhmiſches weißes fl. 1.85—2. Oberungariſches fl. 1.70—1.90.

Bleipreiſe per 50 Kilo im December: Tarnowitzer, Harzer und Sächſiſches zu Berlin fl. 7.75—7.87. Kärntner ab Villach fl. 11.25. Raibler ab Tarvis fl. 9.75.

Getreidepreiſe vom zweiten Halbjahre.

Der Hektoliter in Gulden:		Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Haiden	Mais
Klagenfurt,	a) Juli	8.91	5.57	5.85	3.04	5.46	6.19
"	b) Auguſt	7.26	4.80	4.48	2.86	5.04	6.09
"	c) September	6.89	5.11	4.67	2.79	5.06	5.71
"	d) October	6.78	5.06	4.40	2.75	3.96	4.28
"	e) November	6.61	4.85	4.28	2.58	4.02	3.41
"	f) December	6.35	4.74	4.27	2.55	4.22	3.88
Bozen,	a)	11.60	8.69	7.00	4.53	—	8.75
"	b)	10.66	8.05	7.00	4.41	—	8.48
"	c)	10.46	7.65	—	4.00	—	7.69
"	d)	10.47	7.54	6.40	3.93	—	6.94
"	e)	10.23	7.64	6.15	3.83	—	6.73
"	f)	10.14	7.65	5.80	3.81	—	6.60
Laibach,	a)	9.02	5.89	4.47	3.33	—	6.20
"	b)	7.25	4.92	4.06	3.22	—	6.16
"	c)	7.15	4.96	4.02	2.76	—	5.65
"	d)	6.86	4.71	4.13	2.67	—	5.52

Digitized by Google

Der Hectoliter in Gulden:		Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Haiden	Mais
Laibach	e)	6.50	4.63	4.15	2.71	—	5.05
"	f)	6.55	4.60	4.23	2.81	—	4.75
Wels,	a)	8.81	6.00	5.65	2.75	—	6.56
"	b)	8.39	5.75	5.50	2.75	—	6.14
"	c)	8.00	5.65	5.50	2.75	—	5.25
"	d)	7.70	5.75	5.40	2.69	—	5.90
"	e)	7.70	5.68	5.40	2.41	—	5.90
"	f)	7.50	5.37	5.40	2.15	—	4.95
Wiener-Neuſtadt,	a)	9.40	5.63	5.10	3.40	—	5.80
"	b)	9.28	5.20	4.62	3.40	—	5.80
"	c)	9.00	5.05	4.60	3.20	—	5.53
"	d)	8.68	5.00	4.60	3.00	—	5.14
"	e)	8.25	5.00	4.55	2.95	—	4.63
"	f)	8.20	5.00	4.40	2.80	—	4.40

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 Kilogramm Rindſchmalz: Juli, Auguſt fl. 1.20, September fl. 1.23, October fl. 1.22, November fl. 1.19, December fl. 1.21; Butter: Juli, Auguſt, September fl. 1.08, October fl. 1.06, November fl. 1.08, December fl. 1.13; Speck geſelcht 88 kr., roher 80 kr.; Schweinſchmalz 88 kr.; Paar Eier Juli bis September 5—5½ kr., October bis December 6—7⅓ kr.; Rindfleiſch: Juli, Auguſt 50—60 kr., September bis Ende December 50—58 kr.

1 Quadrat-Meter Brennholz 12″ lang, hartes fl. 1.23—1.08, weiches 88—78 kr.; 30″ lang, weiches fl. 1.32—1.20.

Heu 100 Kilogramm: Juli fl. 1.23—2.21, Auguſt 1.23—2.15, September fl. 1.30—1.91, October fl. 1.41—2.30, November fl. 1.43—2.35, December fl. 1.34 bis 2.33; Stroh: Juli fl. 0.87—1.05, Auguſt fl. 0.87—1.09, September fl. 0.85 bis 1.00, October fl. 0.94—1.14, November fl. 1.00—1.41, December fl. 0.96—1.25.

Silberagio: Juli 100.91, Auguſt 100.64, September 100.08, October 99.98, November 100, December 100.03 Jahresdurchſchnitt 102.53.

Inhalt: Auszug aus dem Vortrage des Herrn Gymnaſialdirektors L. Schmued, über die inneren Verhältniſſe der deutſch-öſterreichiſchen Länder im 16. und 17. Jahrhunderte. — Mittheilung aus dem kärnt. Geſchicht-Verein. — Volksſagen vom Ulrichs- und Diexerberg. Von Franz Jvanetič. — Noch zu löſende Aufgaben der Botanik in Kärnten. Von Guſtav Adolf Zwanziger. — Der Herbſt 1878. — Elasmotherium. — Literariſche Anzeige. — Die Maulwurfsgrille. — Kärntner Kalenderſchau für 1879. — Eingeſendet. — Eiſen- und Bleipreiſe im zweiten Halbjahre 1878. — Getreidepreiſe vom zweiten Halbjahre 1878. — Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe. — Kleine Mittheilungen.

Redaction: Markus Freiherr von Jabornegg.
Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

to
date
rred
ecified

Digitized by Google